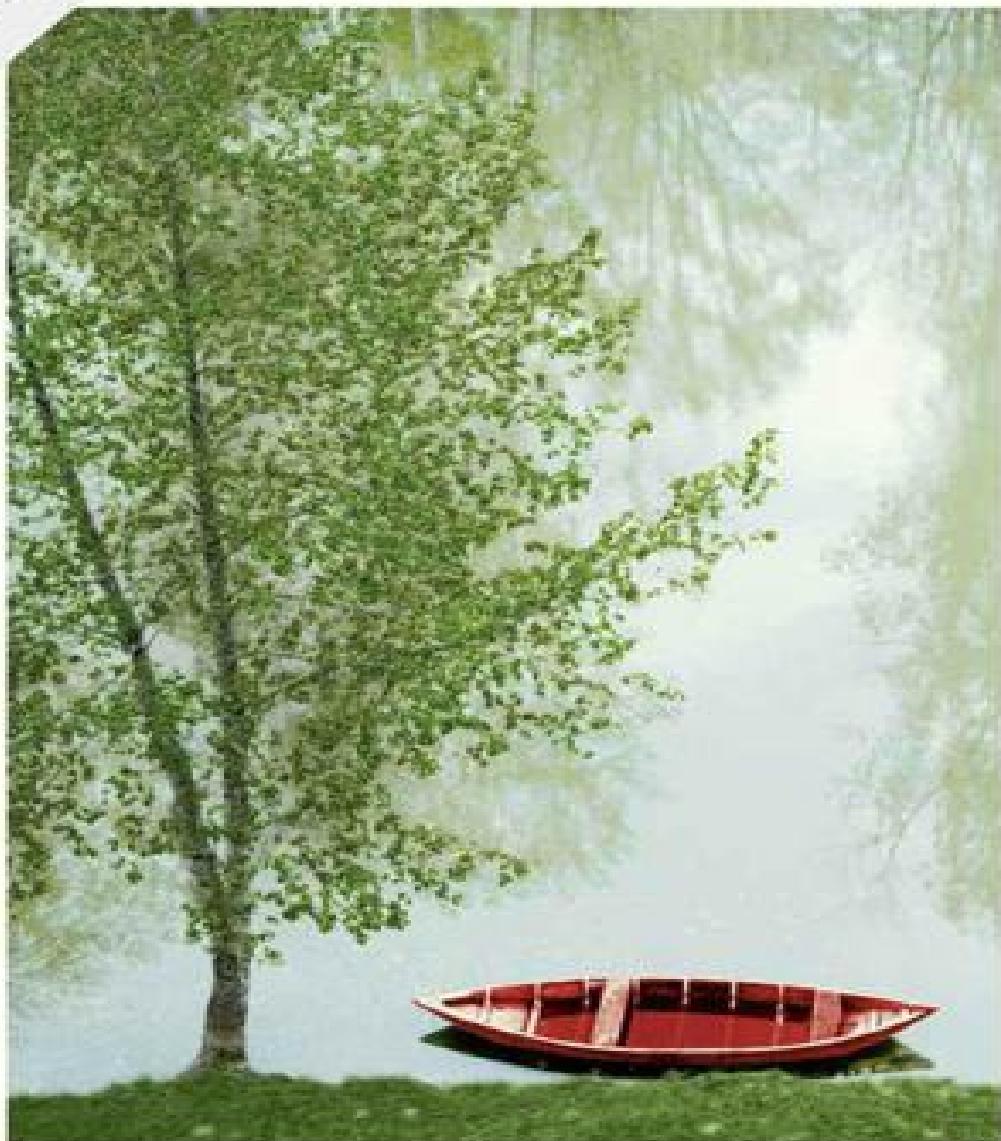


Martin Walker  
*Femme fatale*  
*Der fünfte Fall für Bruno  
Chef de police*

*Roman · Diogenes*





Martin Walker  
*Femme fatale*  
*Der fünfte Fall für Bruno  
Chef de police*

*Roman · Diogenes*

# *Inhalt*

[Titelei](#)

[Impressum / Copyright](#)

[Widmung](#)

[1](#)

[2](#)

[3](#)

[4](#)

[5](#)

[6](#)

[7](#)

[8](#)

[9](#)

[10](#)

[11](#)

[12](#)

[13](#)

[14](#)

[15](#)

[16](#)

[17](#)

[18](#)

[19](#)

[20](#)

[21](#)

[22](#)

[23](#)

[24](#)

[25](#)

[26](#)

[27](#)

[28](#)

[29](#)

[30](#)

[31](#)

[32](#)

[Epilog](#)

[Anmerkungen des Autors](#)

[Autorenbiographie](#)

[Mehr Informationen](#)

Martin Walker

*Femme fatale*

*Der fünfte Fall für Bruno,*

*Chef de police*

*Roman*

*Aus dem Englischen von*

*Michael Windgassen*

**deBook**  
www.diogenes.ch

Titel der 2012 bei  
Quercus, London, erschienenen Originalausgabe:  
›The Devil's Cave‹  
Copyright © 2012 by Walker & Watson, Ltd.  
Die deutsche Erstausgabe erschien 2013  
im Diogenes Verlag  
Umschlagfoto: Owen Franken /  
CORBIS

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2013  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
ISBN Buchausgabe 978 3 257 06862 7 (1. Auflage)  
ISBN E-Book 978 3 257 60308 8

*Für Gabrielle  
und Michael*

Bruno Courrèges, erster und einziger Polizist von Saint Denis, war selten glücklicher über sein Städtchen, als wenn er vom Portal der alten Steinkirche aus einer Probe des Kirchenchors zuhörte. Statt der schlichten weißen Chorhemden, die sie zur feierlichen Messe trugen, waren die Chormitglieder in Alltagskleidung erschienen, weil die Proben in der Regel abends nach der Arbeit stattfanden. Heute aber wurde zusätzlich am Vormittag geprobt, weil Pater Sentout den gewagten Vorschlag gemacht hatte, dass der Chor neben seinem üblichen Repertoire Bachs anspruchsvolle Matthäuspassion einstudieren sollte. Mit ihren Noten standen Bauern und Bäuerinnen neben Schullehrern und Büroangestellten, Kellnerinnen und Geschäftsleuten. Bruno erkannte alle, auch auf die Distanz, schon an ihrer Kleidung, und durch die vertrauten Choräle, die sie sangen, fühlte er sich in die Jahre im kirchlichen Waisenhaus zurückversetzt – die vielleicht einzige schöne Erinnerung, die er mit jener Zeit verband.

An diesem frühen Samstagmorgen zwei Wochen vor Ostern waren fast alle vierundzwanzig Chormitglieder versammelt. Die ersten Bankreihen der Kirche waren voller Mäntel und Einkaufskörbe, mit denen sie später auf den Markt gehen würden, der draußen auf der Straße gerade aufgebaut wurde. Eben erklangen die ersten Töne des Chorals »Sehet ihn als wie ein Lamm«. Der Straßenlärm hinter Bruno schien abrupt zu verstummen, als Florence mit ihrem hellen Sopran einsetzte und damit das Kirchenschiff erfüllte. Bruno wusste, dass eigentlich zwei Chöre und zwei Orchester für eine Aufführung dieses Oratoriums nötig waren, doch musste Saint-Denis mit seiner verlässlichen Orgel und dem kleinen Grüppchen begeisterungsfähiger Sängerinnen und Sänger vorliebnehmen, allen voran Pater Sentout, dessen Liebe zur Chormusik nur noch von seiner Leidenschaft für Gaumenfreuden und die städtische Rugbymannschaft erreicht wurde. Damit, so dachte Bruno, eignete er sich wie kaum ein anderer zum Priester dieser kleinen Gemeinde im gastronomischen und sportlichen Herzland Frankreichs.

Hinter dem Hügelkamm im Osten von Saint-Denis ging eben die Sonne auf, schien durch die bunten Bleiglasfenster und warf blaue, goldene und rote Strahlen ins Kirchenschiff, in dem Pater Sentouts schwarze Soutane nun besonders hervorstach. Brunos Augen richteten sich jedoch unwillkürlich auf Florence, die zu ihrem weißen Kleid einen hellroten Schal trug. Mit hocherhobenem Kopf und ohne je in die Noten schauen zu müssen, sang sie ihr Solo, und ihr blondes Haar schimmerte im Sonnenlicht wie ein Heiligenschein.

Bruno beglückwünschte sich im Nachhinein, dass er ihr eine Anstellung als Naturkundelehrerin am hiesigen *collège* vermittelt hatte. Als Lehrerin hatte sie auch Anspruch auf eine von der Schule finanzierte Wohnung auf dem Schulgelände, die groß genug war für eine geschiedene junge Mutter mit zwei kleinen Kindern, Zwillingen. Florence war eine willkommene Bereicherung für Saint-Denis und vor allem auch für den Chor, denn ohne sie hätte Pater Sentout wahrscheinlich nicht gewagt, die Matthäuspassion einzustudieren.

Erst jetzt schien Florence Bruno ganz hinten im Mittelgang zu bemerken. Sie lächelte und nickte ihm zu. Auch andere aus dem Chor hoben zum Gruß die Hand, doch Bruno, der plötzlich sein Handy am Gürtel vibrieren spürte, ging widerwillig nach draußen, um den Anruf anzunehmen.

»Bruno, ich bin's, Marie.« Sie leitete das Hôtel de la Gare neben dem inzwischen verwaisten Bahnhof, denn die französische Eisenbahn hatte viele ländliche Strecken stillgelegt, um noch mehr Geld in ihre Hochgeschwindigkeitszüge investieren zu können. »Ich soll dir von Julien Devenon ausrichten, er habe eine nackte Frau in einem Boot den Fluss heruntertreiben sehen.«

Ihre Stimme klang genervt. Bruno dachte an Julien, der in einem kleinen Gehöft auf der anderen Flusseite wohnte und wahrscheinlich auf dem Weg in die Stadt wie schon sein Vater und seine Großväter die Abkürzung über die Eisenbahnbrücke und dann den Gleisen entlang zum Bahnhof genommen hatte. Der Chef de police schmunzelte bei der Vorstellung, wie dem Jungen, der gerade in die Pubertät kam, beim Anblick einer nackten Frau fast die Augen aus dem Kopf gefallen sein mussten. Eine nackte Frau zu dieser Jahreszeit war beunruhigend, denn so früh im April gingen trotz des schönen Frühlingswetters noch nicht einmal die holländischen, deutschen oder skandinavischen Touristen sonnenbaden, die sonst gewöhnlich bei der erstbesten Gelegenheit ihre Hüllen fallen ließen.

»Julien war auf dem Weg zum *lycée* in Périgueux und wollte seinen Zug noch erreichen«, fügte Marie hinzu. Und dann, mit gesenkter Stimme: »Er glaubt, sie ist tot.«

»Steht Julien noch am Bahnhof?«, fragte Bruno, das Bild des Jungen vor Augen, wie er mit Feuereifer sein Rugbytraining durchführte.

»Nein, er ist schon im Zug. Aber er wollte unbedingt, dass ich dir Bescheid gebe. Er hätte dich auch selbst angerufen, aber sein Vater hat ihm das Handy abgenommen.«

Wahrscheinlich nicht ohne Grund, dachte Bruno.

»Wann genau hat er das Boot gesehen? Erst vor wenigen Minuten?«, fragte er und versuchte auszurechnen, wie lange es dauerte, bis ein treibendes Boot die große Steinbrücke von Saint-Denis erreicht haben würde, wo man es wohl am ehesten abfangen und ans Ufer ziehen konnte.

»Er ist von der Brücke direkt zu mir gerannt und gleich darauf in den Zug gesprungen. Ich habe sofort zum Hörer gegriffen. Das Ganze ist höchstens drei Minuten her.«

Bruno beendete das Gespräch und eilte die Rue de Paris entlang, vorbei an Marktständen und an Lieferwagen, die entladen wurden. Die ausgestreckten Hände und zum Küssen angebotenen Wangen ignorierte er diesmal. Er duckte sich rasch unter langen Stoffballen hindurch, wich Männern mit riesigen Käserädern auf den Köpfen aus und schlängelte sich zwischen Handkarren mit frischem Gemüse durch, während er über den Rathausvorplatz auf die Brücke zulief. Kaum hatte er sie erreicht, vibrierte wieder sein Handy, und diesmal war es Pierrot, der ihn sprechen wollte, ein passionierter Angler.

»Du glaubst nicht, was ich gerade auf dem Fluss gesehen habe«, begann er.

»Eine tote Frau in einem Boot. Ich hab's schon gehört. Wo bist du gerade?«

»Beim Campingplatz, gleich neben dem Kräutergarten am Steilufer. An der Flussbiegung stehen die Forellen und ...«

»Wie schnell treibt das Boot?«, unterbrach Bruno.

»In fünf Minuten wird es an der Brücke sein, vielleicht auch ein bisschen später«, antwortete Pierrot. »Es ist einer dieser alten Flachbodenkähne, wie man sie nur noch selten sieht, und er ist voller Wasser. Die Frau liegt mit ausgebreiteten Armen splitterfasernackt auf dem Rücken. Ich glaube, sie ist tot.«

»Wir werden sehen. Danke, Pierrot«, sagte Bruno und klappte sein Handy zu. Vom Brückenkopf aus blickte er blinzelnd flussaufwärts über das in der Sonne glitzernde Wasser. Das Boot war nicht zu sehen. Er hatte also noch etwas Zeit und drückte die Kurzwahlnummer der Klinik, um mit Fabiola zu sprechen.

»Sie ist heute nicht da«, sagte Juliette vom Empfang. »Irgendein Privatpatient hat sie gerufen. Den Namen habe ich noch nie gehört. Ich verbinde Sie mit Doktor Gelletreau. Er hat Bereitschaft.«

»Nicht nötig«, entgegnete Bruno und eilte mit dem Handy am Ohr auf die Kirche zu, wieder im

Zickzackkurs um die Händler herum, die weiter ihre Stände aufbauten. »Ich muss Schluss machen. Sagen Sie dem Doktor einfach, er soll zur Steinbrücke kommen. Es scheint, dass eine Leiche im Fluss treibt. Ich treffe ihn dort.«

Er brauchte Antoine mit seinem Kahn, und Antoine sang im Chor. Bruno schlüpfte durch die kleine Tür, die in das große, altertümliche Holztor eingeschnitten war, und staunte nicht schlecht über den vollen Klang des Chors, dessen eine Hälfte »Sehet!« sang, worauf die andere fragte »Wen?«.

Unmittelbar bevor Florence zu ihrem Solo »O Lamm Gottes unschuldig« anheben konnte, trat Bruno nach vorn und tippte Pater Sentout auf die Schulter. Der Chorgesang verstummte abrupt, doch die Orgel spielte weiter. Pater Sentout öffnete die Augen und blinzelte verblüfft über Brunos Erscheinen.

»Tut mir leid, Vater, wir haben einen Notfall«, erklärte Bruno laut genug, um die Orgel zu übertönen. »Möglicherweise steht ein Menschenleben auf dem Spiel. Ich brauche ganz dringend Antoine.«

Mit einem letzten Seufzer aus ihren Pfeifen verstummte nun auch die Orgel.

»Sie wollen meinen Jesus?«, fragte der Priester irritiert.

Bruno schluckte und versuchte, sich auf die Frage einen Reim zu machen, aber dann fiel ihm ein, dass Antoine mit seinem prächtigen Bass den Jesus-Part sang.

»Auf dem Fluss treibt ein Kahn, mit einer vermutlich toten Person darin. Antoine muss mir helfen, sie zu bergen«, sagte Bruno und richtete seine Worte nicht nur an Pater Sentout, sondern an den ganzen Chor.

»Ich habe kein Kanu hier«, entgegnete Antoine. Er kam aus der Apsis und griff nach seiner Jacke, die auf der ersten Bank lag. Er war ein stämmiger Mann mit vom jahrelangen Rudern breiten und muskulösen Schultern. »Meine Kanus sind alle auf dem Campingplatz.«

»Ich brauche dich trotzdem«, sagte Bruno und führte ihn hinaus und durch das immer dichter werdende Gedränge auf dem Markt hinüber zum Fluss, gefolgt, wie er bemerkte, von den meisten Chormitgliedern einschließlich Pater Sentouts.

Passanten und Händler wurden aufmerksam und schlossen sich ebenfalls dem Zug an, neugierig wie jede Menge, die ein Drama wittert. Sie alle stauten sich vor der Brücke, als Bruno und Antoine den fast gesunkenen Kahn entdeckten, der langsam kreisend von der Strömung herangetrieben wurde.

»Möglich, dass er von der Sandbank aufgehalten wird«, sagte Antoine. »Wenn nicht, müssen wir runter zum Campingplatz und ein Kanu zu Wasser lassen, um ihn rauszuziehen.«

»Könnte ich nicht in den Fluss waten und ihn abfangen?«, fragte Bruno.

»Lieber nicht«, antwortete Antoine und rechtfertigte damit nachträglich Brunos Entscheidung, die Chorprobe zu unterbrechen und ihn um Hilfe zu bitten. »Sieh mal da vorn, die Strömung unter dem ersten Brückenbogen. Da ist der Fluss am tiefsten. Du würdest bis zum Hals versinken oder noch weiter. Und dann hättest du keinen Halt mehr, um den Kahn ans Ufer zu ziehen.«

Immer mehr Leute liefen herbei und reckten die Hälse, um einen Blick auf den Kahn zu erhaschen, der langsam näher kam. Zwischen all den fuchtelnden Armen und Händen war auch die Kamera von Philippe Delaron zu sehen, dem Betreiber des Fotoladens, der nebenbei als Reporter für die *Sud-Ouest* arbeitete. Bruno stöhnte innerlich. Eine nackte Leiche in einem Boot war schlimm genug. Dass nun auch noch ein gruseliges Foto davon in der Zeitung erscheinen würde, wäre bestimmt nicht im Sinne des Bürgermeisters, der sich um ein beschauliches Image seiner Stadt bemühte.

»Das ist ja ein Stechkahn«, sagte Antoine und klang überrascht. »Ich dachte, die gäbe es längst nicht mehr. Früher, vor der Eindämmung des Flusses, als noch jedes Frühjahr weite Uferterreinüberschwemmt wurden, hat man von solchen Kähnen aus Wasservögel gejagt.«

»Sollten wir jetzt nicht lieber zum Campingplatz fahren und ein Kanu holen?«, fragte Bruno, den es drängte, irgendetwas zu tun.

»Warten wir noch ein bisschen. Mal sehen, ob der Kahn die Brücke passiert«, erwiederte Antoine und steckte sich eine gelbe Zigarette an, eine Gitanes. Bruno hatte fast vergessen, dass die immer noch hergestellt wurden. »Wenn er untergeht, hat es keinen Sinn, und vielleicht bleibt er ja auch auf der Sandbank hängen. Andernfalls hätte ich eine Idee. Komm mit!«

Antoine bahnte sich einen Weg durch die Menge. Mit Bruno im Schlepptau stieg er über die steilen schmalen Steinstufen von der Brücke hinab zum Anleger, wo das alljährliche Wettangeln stattfand. Drei Angler saßen dort auf ihren Klappstühlen. Sie starnten auf ihre Schwimmer und linsten gelegentlich zu ihren Nachbarn hinüber, um zu sehen, ob diese mehr Glück hatten. Der Menge auf der Brücke schien keiner von ihnen Beachtung zu schenken.

»Patrice, könntest du deine Schnur auf den Kahn auswerfen, der da angetrieben kommt, und versuchen, ihn an Land zu ziehen?«, fragte Antoine den ersten Angler.

Als Patrice sich halb zu ihnen umdrehte, hatte er einen verkniffenen Mund und nuschelte etwas Unverständliches.

»Wie bitte?«, fragte Bruno.

Patrice öffnete den Mund und holte drei dicke, sich windende Maden hervor. Bruno wusste von dem Baron, mit dem er gelegentlich angeln ging, was es damit auf sich hatte. Früh am Morgen, wenn es noch kühl war, wurden Maden schnell träge. Fische aber ließen sich nur von denen anlocken, die am Haken kräftig zappelten. Um sie warm und lebendig zu halten, legten passionierte Angler sie unter die Zunge – für Bruno völlig undenkbar, weshalb aus ihm nie ein richtiger Angler werden würde.

»Dann geht mein Köder verloren, vermutlich auch der Haken mitsamt der Schnur«, entgegnete Patrice und legte die Maden zurück in die alte Tabaksdose, in der er seine restlichen Köder aufbewahrte. In die Sonne blinzelnd, setzte er nach einer kurzen Pause nach: »Was hast du überhaupt mit diesem Kahn zu schaffen, Bruno?«

»Es liegt eine Frauenleiche darin. Angeblich ist sie auch nackt«, antwortete Bruno. Patrice war ein kleiner, krummer Mann, seit vierzig Jahren mit einer sehr viel größeren Frau mit entsprechend lautem Stimmorgan verheiratet. Wahrscheinlich, dachte Bruno, erklärte das, warum Patrice einen Großteil seiner Zeit mit seiner Angel am Flussufer zubrachte.

»Ich würde es ja selbst versuchen, aber mit der Rute geht keiner so geschickt um wie du«, sagte Bruno. Während seiner Militärzeit hatte er gelernt, dass man mit kleinen Schmeicheleien aus einem widerwilligen Rekruten am schnellsten einen begeisterten Freiwilligen machen konnte.

Auf der anderen Flussseite schoss ein schnittiger weißer Sportwagen mit heruntergeklapptem Verdeck aus der Kurve hinter der Klinik hervor und raste auf das Ufer zu, wo die Wohnwagen parkten. Beim scharfen Abbremsen wirbelten Kieselsteine auf, und ein blonder junger Mann sprang heraus, der mit seinem weißen Sporthemd und der cremefarbenen Hose wie zu einem Tennismatch vor achtzig Jahren ausstaffiert war. Schon lief er auf den Fluss zu und zog sich dabei das Hemd aus. Am Ufer angekommen, entledigte er sich auch noch der weißen Tennisschuhe.

»Der spinnt«, sagte Antoine und drückte seine Zigarette aus. »Der will tatsächlich ins Wasser!«

Nun entstieg dem Wagen noch eine zweite Gestalt, eine Frau mit erstaunlich langen Beinen, die in schwarzen Leggins steckten. Darüber trug sie etwas, das wie ein weißes Herrenhemd aussah und

in der Taille mit einem schwarzen Schal zusammengefasst war. Sie hatte ein blasses Gesicht und einen schwarzen Turban um den Kopf. Ihre Bewegungen waren so anmutig, dass Bruno unwillkürlich an eine Ballerina denken musste. Sie ging auf den blonden Mann am Ufer zu. Beide blickten flussaufwärts und schienen den Kahn abpassen zu wollen. Als der Mann ins flache Wasser watete, winkte Bruno mit beiden Armen und forderte ihn mit lauter Stimme auf umzukehren.

Patrice hatte seine Angelschnur eingeholt, Köder und Schwimmer entfernt und befestigte gerade seinen größten Haken. Dabei blickte er immer wieder zu dem Kahn hinüber, um dessen Geschwindigkeit einschätzen zu können.

»Ich wäre so weit«, sagte er. »Geh einen Schritt zur Seite, Bruno! Ich hole jetzt ganz weit aus!«

Von seinem Standort aus konnte Bruno nichts von einer toten Frau sehen, wohl aber einen schwarzen, rund einen Meter hohen Gegenstand, der in der Mitte des Kahns wie ein kurzer Mast aufragte. Antoine zuckte bloß mit den Schultern, als Bruno fragte, was das wohl sein mochte.

Der Kahn schrammte die Sandbank, wurde langsamer und drehte seinen Bug auf das gegenüberliegende Ufer zu. Die Menge oben auf der Brücke johlte, und es waren Pfiffe zu hören, als der Fremde weiter ins Wasser hineinwatete, wohl in der Hoffnung, die Sandbank zu erreichen. Es gelang ihm aber nicht, denn schon versank er in den Fluten. Als er wieder hochkam, schüttelte er das Wasser aus den Haaren und krallte mit kräftigen Armbewegungen auf den Kahn zu.

Dieser wurde jedoch plötzlich von einer Welle erfasst, löste sich von der Sandbank und trieb mit der Strömung auf das gegenüberliegende Ufer zu, an dem Bruno stand. Patrice holte mit der Rute aus und schleuderte den Haken hoch und weit über den Fluss. Bruno sah, wie die Schnur sich durch die Luft schlängelte, gezogen von Haken und Senklei, und kurz hinter dem Kahn aufs Wasser traf.

»Ich hab ihn«, flüsterte Patrice mit angehaltenem Atem.

Der Mann im Wasser hielt plötzlich inne. Er hatte inzwischen die Sandbank erreicht, kletterte hinauf und sah den Kahn außer Reichweite davontreiben. Mit einem weiten Hechtsprung stieß er sich von der Sandbank ab, als wollte er den Kahn nicht nur erreichen, sondern gleich darin landen. Mit einer Hand bekam er die Heckspitze zu fassen, worauf der Kahn bedrohlich hin und her schaukelte und noch mehr Wasser in sich aufnahm.

»Der Blödmann bringt das Boot noch zum Kentern«, stieß Antoine ärgerlich hervor.

Während der Kahn bedrohlich weiterschaukelte, sah Bruno nun zum ersten Mal die Frau. Ihr blondes Haar schimmerte im Sonnenlicht, die Arme waren ausgestreckt, und der Kopf rollte mit der Bootsbewegung hin und her. Irgendein Gegenstand, der im eingedrungenen Wasser schwamm, blitzte auf, eine Flasche, wie es schien. Auf dem Oberkörper der Frau waren Zeichen zu erkennen, die auf die Distanz wie eine große Tätowierung aussahen. Das, was wie ein Stummelmast ausgesehen hatte, war umgefallen.

Der junge Mann tauchte im Wasser unter, seine Hand rutschte vom Dollbord. Vorsichtig versuchte Patrice die Schnur einzuholen und den Kahn an Land zu ziehen. Aber plötzlich stemmte sich der Schwimmer wieder aus dem Wasser, fast wie ein Wal, um in einem letzten, verzweifelten Versuch das Boot zu erreichen. Wieder konnte er den Bootsrand zwar berühren, sich aber nicht daran festhalten. Der Kahn schaukelte noch mehr, als der Mann ins Wasser zurückfiel.

Die Frau auf der anderen Uferseite kehrte zum Cabrio zurück, startete den Motor und wendete den Wagen. Dann stieg sie wieder aus, ließ aber den Motor laufen und eilte mit einem Handtuch, das sie von der Rückbank holte, auf den Mann im Wasser zu.

»Dieser Idiot hat meine Schnur zerrissen«, spuckte Patrice verächtlich aus, während der Kahn

wieder Fahrt aufnahm und in der starken Strömung auf die Brücke zutrieb. »Mein bester Haken ist futsch, und so schnell kann ich keinen neuen aufziehen. – Tja, mehr kann ich leider nicht für dich tun, Bruno.«

Bruno bat Dr. Gelletreau, ihnen mit seinem Wagen zu folgen, und machte sich mit Antoine auf den Weg zum Campingplatz mit dem kleinen Strand davor, von dem die Kanus ablegten, die er an Touristen vermietete. Bruno fuhr durch den schmucken Torbogen mit den Steinlöwen, die zu beiden Seiten Wache hielten, und überquerte den Platz, wo bereits die bunt lackierten Sprungschanzen für den Geschicklichkeitswettbewerb aufgestellt waren. Vier Zelte ließen erkennen, dass die Campingsaison schon begonnen hatte. Bruno stellte den Wagen ab und ging über die offene Terrasse auf das Bootshaus zu, in dem Antoine Kanupaddel und Schwimmwesten aufbewahrte und für seine Gäste gelegentlich Omeletts und Würstchen zubereitete. Kaum hatten sie den Schuppen betreten, reichte Bruno ihm eine Schwimmweste, schnappte sich zwei Stechpaddel und wollte sofort zum Ufer gehen. Antoine aber hatte sich schon hinter seinen Tresen gestellt. Eine gerade angesteckte Gitane klebte an seiner Unterlippe, und er kratzte sich durch sein dichtes graues Haar den Kopf, während er mit der freien Hand ein Chaos von Papieren – seine Buchführung – beiseitewischte und nach einer Flasche griff, um sich einen Ricard einzuschenken.

»Wir haben noch Zeit«, sagte er. »Zehn, fünfzehn Minuten mindestens, bis der Kahn hier antreibt. Willst du auch einen?« Er zeigte auf den Ricard und öffnete den Kühlschrank, um eine mit Wasser gefüllte Weinflasche herauszuholen. Der Zigarettenrauch ließ ihn blinzeln. Abgesehen von seinem eher dunklen Teint war Antoine dem Äußeren nach nicht gerade die optimale Besetzung als Jesus, aber in Saint-Denis hatte nun einmal niemand einen so sonoren Bass wie er.

»Danke, ist für mich noch ein bisschen zu früh«, antwortete Bruno. »Aber wenn du einen Orangensaft für mich hättest?«

»Bedien dich!«, sagte Antoine, gab einen Schluck Wasser in seinen Ricard und ließ sich den ersten Aperitif an diesem Tag schmecken. Auf dem Fluss brauchte man zum Glück nicht damit zu rechnen, ins Röhrchen pusten zu müssen, dachte Bruno.

»Hast du dieses Tattoo gesehen?«, fragte er.

»Ach, war das ein Tattoo?« Antoine zuckte mit den Schultern. »Es war nicht so richtig zu erkennen. Sah irgendwie geometrisch aus, Dreiecke oder so. Ich hab's nur flüchtig gesehen, und als dieser Esel das Boot zum Schaukeln brachte, dachte ich zuerst, er wollte es versenken.«

»Ich vermute, er wollte helfen«, entgegnete Bruno. »Irgendwie kam er mir bekannt vor, aber ich kann mich nicht erinnern, wo er mir schon mal über den Weg gelaufen ist.«

»An das Mädchen, das bei ihm war, würde ich mich mit Sicherheit erinnern«, sagte Antoine augenzwinkernd. »Beine bis zu den Schultern. Auch der Wagen war nicht übel.« Er leerte sein Glas und ging voraus zu dem kleinen Strand, an dem mit Paddelbooten voll beladenen Anhänger vorbei. Bei Bedarf stopfte er seine Gäste in seinen verbeulten Renault Espace und schleppete die Boote flussaufwärts nach Les Eyzies, Saint-Léon oder sogar bis nach Montignac, von wo aus die Touristen mit der Strömung zurückpaddeln konnten. Antoine zeigte auf das erste der roten Kanus, die mit dem Boden nach oben vor dem Strand aufgereiht waren. Ein Schlauch und eine Bürste, die danebenlagen, ließen vermuten, dass er sie gerade vom Staub befreit und für die neue Saison in Schuss gebracht hatte.

»Wir nehmen das da!«, sagte er mit Blick auf sein größtes Kanu, in das ein halbes Dutzend Paddler passte. Es bestand aus festem Polyester, dem es nichts ausmachte, wenn der Boden in seichtem Wasser über Steine schrammte. Mit seinen großen Schwimmkammern an Bug und Heck, die auch als Sitze dienten, war es so gut wie unsinkbar. »Ich hole nur schnell ein Seil und einen Haken, mit dem wir den Kahn abschleppen können«, sagte Antoine.

Bruno stieg aus seinen Stiefeln, zog Socken, Hose und die Uniformjacke aus, legte die Schwimmweste an und schleppete das Kanu über den Strand ins Wasser. Der Fluss war für Motorboote gesperrt und für Segler zu schmal, weshalb nur Paddelboote zum Einsatz kamen. Manche Angler setzten batteriegetriebene Außenbordmotoren ein, mit denen sie flussaufwärts fahren konnten, wenn die Strömung nicht zu stark war. Der Sand, den Antoine in jedem Frühjahr ankarren ließ, um seinen Strand damit neu aufzuschütten, sah noch frisch aus und war, wie Bruno fand, angenehm kühl unter den Füßen. Das Wasser im Fluss würde jedoch noch bitterkalt sein, und darin zu schwimmen, wie es der junge Cabrio Fahrer getan hatte, war wohl alles andere als angenehm.

Antoine knotete das Ende seines Seils um einen Bügel am Bug des Bootes, das sie dann gemeinsam ins Wasser schoben, bis sie knietief darin versanken. Bruno schwang sich auf den Sitzplatz im Heck, damit Antoine vorn ungehindert mit seinem Seil hantieren konnte. Die Strömung war hier recht stark und verlangte einen beständigen Paddeleinsatz, um in Ufernähe zu bleiben. Antoine tauchte sein Paddel tief ein und legte ein schnelles Tempo vor, um sein Kanu flussaufwärts zu bringen. Er würde Zeit brauchen, um das Seil am Kahn zu befestigen, erklärte er. Andernfalls würden sie am Strand vorbeitreiben, und das mit einem havarierten Kahn im Schlepptau, der jederzeit sinken könnte. Das Holz, so fügte er hinzu, sei sehr wahrscheinlich morsch, denn ein solches Boot habe man schon seit mindestens vierzig Jahren nicht mehr auf der Vézère gesehen.

Die Brücke von Saint-Denis war nur wenige hundert Meter Luftlinie entfernt. Aber vom weiter flussaufwärts gelegenen Montignac bis hinunter nach Limeuil, wo die Vézère in die größere Dordogne mündete, mäanderte der Fluss in langgezogenen Schleifen und engen Kehren durch fruchtbare Talauen. Früher waren sie im Frühling und Herbst regelmäßig überflutet und in eine weite Sumpflandschaft verwandelt worden, die eine Vielzahl von Enten und Gänsen angelockt hatte – ein Paradies für Jäger und all diejenigen, die *foie gras* herstellten. Inzwischen war der Fluss längst gezähmt, aber die Wildvögel suchten ihn nach wie vor auf. Mit jeder Frühjahrsflut wurden die Ufer in den Flusskehren immer weiter ausgewaschen und damit die Kehren selbst immer größer.

»Da sind die beiden ja schon wieder«, rief Antoine und zeigte auf die Einfahrt zum Campingplatz, in die das weiße Cabrio gerade eingebogen war, gefolgt von Dr. Gelletreaus großem alten Citroën. Die junge Frau winkte. »Scheint ja eine echte Nervensäge zu sein, der Typ. Wer so einen Wagen fährt, wird bei mir bestimmt kein Zelt aufbauen wollen.«

Bruno hob kurz das Paddel, um auf den Gruß zu antworten, ehe der Wagen hinter der Hecke verschwand und auf den Parkplatz zusteerte. Den Blick wieder nach vorn gerichtet, versuchte er, sich den erfahrenen Paddelschlägen Antoines anzupassen, der das Kanu flussaufwärts steuerte. Unter anderen Umständen hätte der Chef de police die Bootspartie genossen. Das Sonnenlicht fiel durch grün ausschlagende Bäume und brach sich glitzernd in den Wellen des seichten, plätschernden Wassers am Gleitrand der weiten Flussbiegung. Linker Hand ragten die hohen Kreidefelsen mit ihren Höhlen auf, von denen manche mit ihren Ritzzeichnungen und Wandgemälden von den künstlerischen Fähigkeiten jener Urahnen zeugten, die schon vor zigtausenden Jahren diesen Teil Frankreichs besiedelt hatten. In anderen Höhlen waren noch Reste mittelalterlicher Festungsmauern zu sehen, in denen die Anwohner vor marodierenden Engländern Zuflucht gesucht hatten.

»Da ist der Kahn«, rief Antoine, ohne sich zu Bruno umzudrehen. Er kniete im Bug und griff nach dem aufgerollten Seil. »Halt das Boot auf Kurs und versuch, so nahe wie möglich

heranzukommen.«

Von dem Kahn, der tief im Wasser liegend auf sie zutrieb, war nicht mehr viel zu sehen, nur noch der Rand des Dollbords. Als er in Reichweite war, streckte Antoine einen Arm aus und langte nach der Bootswand. »Allmächtiger«, murmelte er mit Blick auf die Frau. Ein Vogel, der auf ihr gehockt und gepickt hatte, flatterte verschreckt auf. Am hinteren Ende des Kahns entdeckte Antoine einen verrosteten Eisenring. Geschickt fädelte er sein Seil hindurch und verknotete es notdürftig.

»Das müsste reichen«, sagte er. »Aber zum Abschleppen ist der Kahn zu durchgeweicht. Wenn wir jetzt nicht Acht geben, geht er womöglich unter. Wir sollten ihn vorsichtig mit der Strömung zum Strand hin lenken.«

Die Frau konnte unmöglich noch am Leben sein. Sie war fast vollständig von Wasser überspült, nur die Brüste, das Gesicht und die Fußspitzen ragten daraus hervor. Die Haare fächerten sich wogend hinter ihrem Kopf, und die Hände schienen mit den Wellen zu spielen. Der Vogel hatte sich über ihr linkes Auge hergemacht, das andere starnte ausdruckslos zum Himmel empor. Dass die Frau sehr schön gewesen sein musste, war unverkennbar. Sie hatte eine makellose Haut und ein ebenmäßiges Gesicht. Nase und Kinn waren wohlgeformt, die Wangenknochen ausgeprägt. Bruno glaubte, einen leichten Brandgeruch wahrzunehmen und etwas Öliges, das an Paraffin erinnerte. Neben der Leiche schwamm eine leere Wodkaflasche.

Mit geübten Paddelschlägen steuerte Antoine das Boot quer zur Strömung auf den Strand zu, stieg dann im flachen Uferwasser aus und zog den Kahn auf den Sandstreifen. Der junge Mann in Weiß, dem die nasse Hose an den Beinen klebte, wollte helfen, doch Antoine scheuchte ihn weg. Bruno sprang aus dem Boot, zog es an Land und schüttelte Dr. Galletreau die Hand, der sofort einen Blick in den Kahn warf. Antoine hatte ihn ein wenig zur Seite geneigt, um das Wasser abfließen zu lassen, doch es stellte sich heraus, dass er ohnehin durch Risse im Boden leckte. Eine große schwarze Kerze, fast einen Meter lang, fiel heraus, eine zweite rollte gegen die Bordwand. Bruno kannte Kerzen dieser Größe nur aus der Kirche, aber die waren nicht schwarz. Immerhin wusste er nun, was es mit dem vermeintlichen Stummelmast auf sich hatte.

»Ist sie tot?«, fragte der junge Mann aus dem Sportwagen. Bruno erinnerte sich plötzlich, ihn auf dem Tennisturnier im vergangenen Jahr gesehen zu haben, umschwärmte von Mädchen. Sein unverschämt gutes Aussehen wirkte fast schon arrogant, so wie bei Models für Herrenmode in Hochglanzmagazinen. Er hatte mit einem Partner am Herren-Doppel teilgenommen und es mit seinem aggressiven und ungeduldigen Serve-and-Volley-Spiel bis ins Halbfinale geschafft.

»Warten wir ab, was der Arzt sagt«, antwortete Bruno. »Haben Sie uns eigentlich nicht gehört, als wir Ihnen zugerufen haben, dass Sie nicht ins Wasser springen sollen? Ihnen muss doch aufgefallen sein, dass ich Polizist bin. Sie hätten den Kahn fast zum Kentern gebracht.«

»Ich wollte nur helfen«, sagte er in freundlichem Tonfall und hob leicht spöttisch eine Augenbraue. Seine Stimme klang nach Bildung und hatte einen Pariser Akzent, und überhaupt ließ seine ganze Art darauf schließen, dass er mit seinem Aussehen und charmanten Auftreten überall gut ankam. »Ich dachte, ich könnte verhindern, dass der Kahn vor den Brückenpfeiler kracht.«

»Was führt Sie nach Saint-Denis?«, fragte Bruno.

»Wir sind zu einem Geschäftstreffen im Bürgermeisteramt verabredet«, antwortete er. »Auf der Brücke sind wir von dieser Menschenmenge aufgehalten worden, und als ich ausstieg, sah ich diese Frau im Fluss treiben und dachte, es wäre von der anderen Uferseite aus vielleicht leichter, an den Kahn heranzukommen. Übrigens, mein Name ist Lionel Foucher.«

Er streckte die Hand aus. Bruno schüttelte sie und warf einen Blick auf die junge Frau, die

immer noch am Steuer des Cabrios saß, eines neu aussehenden Jaguar, wie er jetzt feststellte. Sie trug eine Sonnenbrille und hob träge die Hand zum Gruß. Plötzlich wurde ihm bewusst, dass er nur seine Unterhose, das Hemd und eine Schwimmweste trug. Er musste grinsen und winkte zurück.

»Das ist Eugénie, meine Partnerin«, erklärte Foucher. »Tja, Sie haben also nun die Tote an Land gebracht und werden sich jetzt um sie kümmern müssen. Wir fahren dann mal wieder.«

»Dass Ihre Hose noch nass ist, wird den Bürgermeister nicht weiter stören«, bemerkte Bruno und wandte sich dem Kahn zu, als Foucher in den Wagen stieg und sich davonfahren ließ.

»Ein Name oder irgendwelche Markierungen sind auf dem Kahn nicht zu sehen«, stellte Antoine fest.

»Zum Todeszeitpunkt kann ich noch nicht viel sagen«, meinte Dr. Gelletreau und richtete sich neben dem Boot auf. Er hielt eine Pinzette in der Hand, in der etwas steckte, das wie aufgeweichte Pappe aussah, klein und rund. Aus seinem Arztkoffer holte er eine Plastiktüte und brachte das Fundstück darin unter.

»Weil nicht klar ist, wie lange sie im Wasser gelegen hat, sind die gewöhnlichen Hinweise wie Körpertemperatur und Leichenflecken wenig aufschlussreich. Eine Todesursache lässt sich auf den ersten Blick auch nicht feststellen. Wir müssen sie obduzieren. Schmuck oder irgendwelche persönlichen Gegenstände, die auf ihre Identität schließen lassen könnten, fehlen. An Vulva und Anus sind leichte Blutergüsse zu sehen. Ich würde sagen, sie hatte vor ihrem Tod ziemlich heftigen Geschlechtsverkehr, der aber wohl nicht erzwungen war, denn sonst hätte sie auch Blutergüsse an den Handgelenken und Schultern.«

»Sie schließen äußere Gewaltanwendung aus?«, hakte Bruno nach. Die Schamhaare der Toten waren zu einem präzisen Dreieck rasiert.

»Ausschließen kann ich vorläufig nichts. Was ich da gerade für das kriminaltechnische Labor sichergestellt habe, habe ich der Toten aus der Scheide gezogen. Keine Ahnung, was es ist«, sagte Gelletreau. »Die Wodkaflasche könnte ein Hinweis darauf sein, dass sich die Frau das Leben genommen hat. Vielleicht war sie schwer gestört und hat ihren Abgang auf möglichst dramatische Weise zu inszenieren versucht. An sich wäre das nicht ungewöhnlich. Man hat schon häufiger davon gehört, dass sich manche vor ihrem Selbstmord auf seltsame Art kostümieren. Wir müssen den toxikologischen Befund abwarten, aber es würde mich nicht wundern, wenn in ihrem Blut jede Menge Alkohol und Barbiturate...« Er unterbrach sich und murmelte: »Das erinnert mich an was.« Er kramte in seinem schwarzen Koffer und holte ein glänzendes Metallteil daraus hervor, das Bruno schon einmal in einer HNO-Praxis gesehen hatte.

»An der Nadel hat sie offenbar nicht gehangen, denn Einstiche sind keine zu finden«, sagte er und beugte sich über die Leiche. Anstatt ihr, wie Bruno erwartet hatte, den silbernen Hohlkegel ins Ohr zu stecken, stopfte er ihn in eins der Nasenlöcher und spähte hindurch.

»Aha«, ließ er verlauten und versuchte, seinen schweren Oberkörper wieder aufzurichten. Bruno musste ihm helfen.

»Sie hat Kokain geschnupft, und zwar reichlich. Die Nasenscheidewand ist fast aufgelöst«, sagte Gelletreau. »Ein Jammer. Sie muss einmal sehr schön gewesen sein. Ich schätze sie auf Ende dreißig, Anfang vierzig.«

Bruno nickte. Falten oder sonstige Alterserscheinungen waren nicht zu erkennen, weder am Hals noch an den langen, wohlgeformten Beinen und Hüften. Ihre Taille war schlank, die Brüste waren üppig.

»Sind das Schwangerschaftsstreifen?«, fragte Bruno.

»Sieht ganz danach aus, aber warten wir die Obduktion ab«, antwortete Gelletréau.

Tief bewegt vom traurigen Schicksal dieser schönen Frau, schwiegen die drei Männer und starnten auf den Leichnam, dem der Tod nicht zuletzt auch alle sexuelle Anziehungskraft geraubt hatte. Bruno sah ein verwisches Zeichen auf ihrem Bauch, das ihn neugierig machte.

»Was könnte das sein?«, fragte er. Es war deutlich erkennbar kein Tattoo, sondern eher eine Schmiererei, deren Form ihm irgendwie bekannt vorkam.

»Ein Pentagramm, ein mystisches Symbol«, antwortete Gelletréau. »Und es ist nicht etwa eintätowiert, sondern mit einem Filzstift aufgemalt, wie es scheint. Wasserfest offenbar. Doch was hat das mit den beiden schwarzen Kerzen zu tun? – Und was um Himmels willen ist denn das?« Er zeigte auf eine durchnässte, gestaltlose Masse, die im Kahn lag und bislang unbeachtet geblieben war.

»Ein junger Hahn«, sagte Antoine und stocherte mit einem Stock danach. »Und dort ist der Kopf, am anderen Ende des Bootes. Den hat jemand abgeschnitten.«

Bruno beugte sich über verkohlte Holzreste, die im verbliebenen Wasser schwammen und jenen Paraffingestank absonderten, den er schon vorher wahrgenommen hatte.

»Hat hier etwa jemand ein Feuer gemacht?«, fragte er. »Und was hat dieser dunkle Fleck da unten zu bedeuten?«

Alle drei schauten näher hin, auf die Stelle vor den Füßen der Toten. Es war inzwischen so viel Wasser abgelaufen, dass sie den besagten Fleck als Brandspur identifizieren konnten, die sich tief in den Boden des Kahns gefressen hatte und Wasser einließ. Weitere stark verkohlte dicke Knüppel und kleinere Holzscheite lagen überall verstreut.

»Keine Frage, hier hat ein Feuer gebrannt und den alten Kahn leckgeschlagen. Das eindringende Wasser hat die Flammen schließlich gelöscht«, dachte Bruno laut nach. »Und als Brandbeschleuniger ist Paraffin verwendet worden.«

»Ganz schön dumm, in einem Holzboot Feuer zu machen, ohne Steine oder irgendetwas anderes darunterzulegen«, meinte Antoine. »Das musste doch schiefgehen.«

»Wie ein verunglücktes Wikingerbegräbnis, nur mit dem Unterschied, dass hier schwarze Kerzen und ein toter Hahn als Grabbeigaben mit auf die Reise geschickt wurden«, sagte Gelletréau. »Seltsam. So etwas ist mir noch nie zu Gesicht gekommen, und ich hätte auch gern darauf verzichtet. Ich bin sehr gespannt auf das Autopsiebergebnis.«

Bruno nickte und kehrte in den Schuppen zurück, wo er seine Hose zurückgelassen hatte. Über sein Handy rief er Jean-Jacques an, den Hauptkommissar der *police nationale* in Périgueux. Weil sich nur der Anrufbeantworter meldete, berichtete er der Zentrale von dem mysteriösen Todesfall und fügte hinzu, dass Dr. Gelletréau um eine Autopsie gebeten habe. Die Leiche musste also in die Pathologie von Bergerac gebracht werden.

»Ich bleibe so lange hier«, sagte er. »Vielen Dank, euch beiden. Ihr könnt euch jetzt wieder um eure eigenen Sachen kümmern. Ich schaue später in der Klinik vorbei, Docteur, um den Totenschein abzuholen. Wenn Sie mir also bitte eine Kopie am Empfangsschalter hinterlegen würden...«

Antoine sagte, dass er ebenfalls bleiben werde, und verschwand hinter seiner Bar und den Rechnungen. Dr. Gelletréau ging zu seinem Wagen.

»Übrigens«, sagte Bruno, »ich dachte Fabiola hätte heute Dienst.«

»Sie macht, soweit ich weiß, einen Hausbesuch, bei einem Privatpatienten.«

»Sieht ihr gar nicht ähnlich«, erwiderte Bruno. »Sie lehnt doch sonst die Zweiklassenmedizin ab und plädiert für gleiche Behandlung für alle.«

»Ich weiß, deshalb arbeitet sie auch in der Klinik«, sagte Gelletréau. »Sonderbar, nicht wahr? Vielleicht braucht sie Geld. Sie will sich einen neuen Wagen kaufen.«

Er blickte Bruno an, und es schien, als wolle er noch irgendetwas sagen und fände nicht die richtigen Worte. Bruno erging es ähnlich. »Was Sie seltsam nannten – dieses Pentagramm und die schwarzen Kerzen...«, sann er einem unbestimmten Verdacht nach. »Ob diese Frau vielleicht mit schwarzer Magie in Verbindung stand, einem Satanskult?«

»Genau das ist mir auch durch den Kopf gegangen«, antwortete Gelletréau. »Ich habe zu Hause ein altes Buch über Geschichtslegenden, die darauf Bezug nehmen. Vielleicht sollten Sie sich einmal mit Pater Sentout darüber unterhalten. Er interessiert sich schon seit Jahren für Satanskulte.« Gelletréau unterbrach sich. »Da fällt mir ein, es wäre nicht schlecht, ich würde mir bei Antoine einen Ricard genehmigen und eine seiner scheußlichen Zigaretten rauchen. Als Ihr Arzt wäre ich versucht, Ihnen ebenfalls was Hochprozentiges zu verordnen. Wenn dieser Todesfall irgendetwas mit schwarzer Magie zu tun hat, werden Sie es brauchen.«

Bruno hatte sich an seinen Schreibtisch in der Mairie zurückgezogen und las einen handgeschriebenen Brief, der ihm am Morgen zugestellt worden war. Der Text bestand ausschließlich aus Großbuchstaben und war eine jener anonymen Anzeigen, die allzu häufig bei der französischen Polizei eingingen. Andere anzuschwärzen war fast schon eine nationale Angewohnheit. Er hatte sie früher auf die Kriegsjahre und das Vichy-Regime zurückgeführt, das damals ausdrücklich zur Denunziation aufgerufen hatte. Doch dann war ihm ein Buch über die französische Revolution in die Hände gefallen, mit ausführlichen Zitaten aus anonymen Briefen, die Ende des 18. Jahrhunderts an das Komitee für Öffentliche Sicherheit geschickt worden waren, das tausende Menschen auf die Guillotine gebracht hatte. Die meisten jener Briefe, die Bruno erhielt und einfach ignorierte, unterstellten namentlich genannten Personen irgendwelche abwegigen Sexualpraktiken. Briefen, in denen von Steuerbetrug oder Schwarzarbeit die Rede war, musste er allerdings von Amts wegen nachgehen. Der Brief, der vor ihm lag, war mit schwarzer Tinte geschrieben und nicht, wie sonst bei den Anzeigen der schlüpfrigen Art üblich, in Grün oder Violett. In verstörend drastischen Worten wurde ein Bauer, den Bruno nur flüchtig kannte, beschuldigt, seine Frau zu schlagen.

Bruno presste die Lippen aufeinander. Er hasste solche Geschichten, kam aber nicht umhin, sich mit ihnen zu befassen. Die meisten Magistrate brachten solche Fälle eher nicht zur Anklage, selbst dann nicht, wenn Gewaltanwendung ärztlich attestiert war. Die meisten Frauen weigerten sich nämlich, gegen ihre Männer auszusagen. Auch in Saint-Denis hatten ein paar brachiale Unsitten überlebt, vor allem auf entlegenen Bauernhöfen, und mehr als einmal waren Bruno in Bars und Cafés Sprüche über nervtötende Ehefrauen zu Ohren gekommen, denen, wie es hieß, ein paar hinter die Löffel gehörten. Und irgendein komischer Kauz würde dann den alten Spruch zum Besten geben: Pferde brauchen die Gerte, Weiber den Stock.

Brunos Amtsvorgänger Joe hatte, wenn es um häusliche Gewalt ging, seine ganz eigene, etwas rauhbeinige Art. War am Wochenende einem angetrunkenen Ehemann einmal die Hand ausgerutscht, drückte er ein Auge zu. Aber wenn sich solche Vorfälle häuften oder gar Kinder zu Schaden kamen, scheute er sich nicht, den Gerichtshof der öffentlichen Meinung anzurufen, und ließ in allen Bars bekannt machen, was Sache war. Hatte sich dann darüber eine klare Meinung gebildet, suchte Joe mit ein paar Freunden vom Rugbyteam den Hof des Angeklagten auf, um ihm hinter der Scheune ein paar bittere Pillen seiner eigenen Medizin zu verabreichen. Bruno schmunzelte in Erinnerung an Joes Worte, der solche Maßnahmen als Beispiele bürgerlicher Polizeiarbeit bezeichnet hatte. Sie seien sehr effektiv, hatte er gesagt, was zu seiner Zeit durchaus der Fall gewesen sein mochte. Doch solche groben Mittel kamen für Bruno nicht in Betracht.

Er wandte sich wieder dem Brief zu. Der Bauer, ein schweigsamer, verschlossener Mann, bewirtschaftete ein paar armselige Hektar Hügelland, die er von seinem Vater geerbt hatte und die gerade genug Ertrag zum Überleben einbrachten. Sein Name war Louis Junot. Seine Frau kam aus dem Norden, wo er sie während der Militärzeit kennengelernt hatte. Die gemeinsame Tochter Francette war eine ehemalige Tennisschülerin von Bruno. Sie war talentiert, schnell auf den Beinen und treffsicher gewesen, aber leider auch recht trainingsfaul. Nach der Pubertät hatte sie nur noch Augen für Jungen und schon früh damit angefangen, sich zu schminken. Bruno erinnerte sich, dass Francette, wenn sie den Bus bestieg, um nach Hause zurückzufahren, alles Make-up kurzerhand vom Gesicht wischte. Sie hatte die Schule schon früh verlassen und arbeitete an der

Kasse des örtlichen Supermarktes. Soweit Bruno wusste, wohnte sie immer noch im Elternhaus. Vielleicht sollte er als Erstes mit ihr reden.

Der Anrufbeantworter hatte eine Nachricht von Delaron aufgezeichnet, der als erfahrener Journalist sehr wohl wusste, dass eine telefonische Anfrage über Brunos Anschluss in der Mairie beantwortet werden musste.

In aufgekratztem Tonfall berichtete Delaron, die Zeitung sei sehr interessiert an seinen Fotos von der toten Frau im Boot, habe aber als Familienblatt noch Bedenken in puncto Schicklichkeit. Ob Bruno rechtzeitig vor Redaktionsschluss bitte bestätigen könne, dass die Frau zum Zeitpunkt der Aufnahmen bereits tot gewesen und womöglich Opfer eines satanistischen Mordrituals sei.

»Merde«, murmelte Bruno vor sich hin, als Delaron dann auch noch mitteilte, dass Pater Sentout davon gesprochen habe, der Leichnam sei »voller Kennzeichen teuflischer Frevelei«.

»So ein verdammter Mist.« Dem Bürgermeister würde das nicht passen, und Pater Sentout hätte sich gefälligst zurückhalten sollen. Bruno griff zum Hörer, rief Delaron an und sagte ihm, er solle sich mit seinen Fragen an den zuständigen Polizeisprecher in Périgueux wenden. Er selbst könne nur den Tod der Frau bestätigen. Die Todesursache beziehungsweise die Frage, ob Fremdverschulden vorliege, sei hingegen noch ungeklärt. Nach inoffizieller Meinung des Doktors sehe es nach Selbstmord aus. Was denn dran sei an der Satanismusgeschichte, wollte Delaron weiter wissen. Reine Spekulation, antwortete Bruno. Er legte den Hörer auf und machte sich auf den Weg, um den Bürgermeister zu warnen.

Gérard Mangin war schon seit über zwanzig Jahren Bürgermeister von Saint-Denis. Er hatte Bruno ins Amt des Stadtpolizisten geholt und ihn, den traumatisierten Veteranen der Balkankriege, mit den Traditionen und dem beschaulichen Leben in Saint-Denis vertraut gemacht. Bruno respektierte ihn als Bürgermeister und liebte ihn wie einen Vater. Er wusste aber auch, wie rabiat der Bürgermeister sein konnte, wenn es um die Interessen seiner Stadt ging. Am wichtigsten war es ihm natürlich, im Amt zu bleiben.

»Ah, Bruno, ich habe sehr gute Nachrichten«, sagte der Bürgermeister, als Bruno angeklopft und den hellen Raum betreten hatte. Der Bürgermeister legte den Füller aus der Hand, mit dem er alle schriftlichen Amtsgeschäfte erledigte, weil er sich hartnäckig weigerte, einen Computer zu benutzen. Er schob das Manuskript seiner Stadtgeschichte, an der er arbeitete, zur Seite und öffnete einen Aktenordner mit grünem Band. Alle Projekte, die der Bürgermeister persönlich unterstützte, waren grün gekennzeichnet.

»Ich glaube, ich habe diesen Vorschlag für eine Feriensiedlung schon erwähnt, eine sehr exklusive Anlage mit Golfplatz auf halbem Weg nach Montignac. Eine große Investmentgruppe aus Paris mit vorzüglichen Referenzen macht sich dafür stark«, sagte der Bürgermeister sichtlich zufrieden mit sich. »Das Bauland schneidet die Flächen dreier Gemeinden, aber es sieht so aus, als würden wir steuerlich am meisten profitieren. Natürlich müssen wir uns an den Erschließungskosten beteiligen und die Straße verbreitern, aber die Ausgaben werden sich schon nach wenigen Jahren amortisiert haben. Außerdem sind für uns jede Menge Jobs drin, sowohl beim Aufbau wie auch später bei der Instandhaltung und Pflege der Anlage. Und unsere Restaurants dürfen sich auf viele wohlhabende Kunden freuen.«

Der Bürgermeister sah seine Hauptaufgabe darin, Arbeitsplätze für Saint-Denis zu schaffen und die vorhandenen zu sichern. Gleichzeitig bemühte er sich ständig um Zuschüsse aus Brüssel und Paris für Ausbildungs- und Umschulungsmaßnahmen. Es ging ihm vor allem darum, junge Leute an Saint-Denis zu binden, denn viele, die in Bordeaux oder Toulouse studierten, kamen nicht mehr zurück, weil sie wegen der globalen Rezession in der Provinz kaum berufliche Chancen hatten.

Dass es Saint-Denis verhältnismäßig gut ging, während so viele andere ländliche Kommunen in Frankreich immer weiter schrumpften, war seinen Bemühungen und politischen Kontakten zu verdanken. Normalerweise unterstützte Bruno die Pläne des Bürgermeisters, doch an diesem Projekt zeigte er nur aus Höflichkeit Interesse. Er stellte sich vor, dass die meisten Häuser des Feriendorfes für Reiche über die längste Zeit des Jahres leerstehen und Einbrecher anlocken würden, die dann auch zu seinem Problem würden, obwohl das Feriendorf am anderen Ende, gut zehn Kilometer außerhalb von Saint-Denis lag. Trotzdem beschloss er, seine Bedenken zurückzustellen.

»Wirklich erfreuliche Nachrichten. Ich hoffe nur, der Golfplatz wird auch für unsere Leute sein«, sagte er.

»Gute Idee. Ich werde sie Foucher sagen, wenn er sich wieder meldet.«

»Ist das der blonde Jüngling in Weiß in Begleitung einer dunkelhaarigen Frau?«, fragte Bruno.

»Ja, ein hübsches Paar, nicht wahr?« Der Bürgermeister wirkte verwundert. »Ich wusste gar nicht, dass Sie das Bauvorhaben so aufmerksam verfolgen.«

»Nicht das Bauvorhaben hat mich aufmerksam gemacht«, entgegnete Bruno trocken. Er wusste, dass das Gespräch eine weniger heitere Wendung nehmen würde, und berichtete von der toten Frau im Kahn, dem Mann im weißen Jaguar und Philippe Delarons Satanismus-Verdacht.

»Warum zum Teufel konzentriert er sich nicht auf seinen Fotoladen und rennt stattdessen durch die Gegend, um seine Zeitung mit Schund zu beliefern, den wir nicht öffentlich verbreitet sehen wollen«, beklagte sich Mangin. Bruno verzichtete darauf zu erwähnen, dass es dem Bürgermeister schon häufig genug gelungen war, Delarons Reportagen zu seinem eigenen Vorteil zu nutzen. Der Bürgermeister musste offenbar wieder einmal Dampf ablassen, und so lange Bruno nicht als Prügelknabe herhalten musste, konnte er sich darüber amüsieren.

»Satanismus ist das Letzte, womit ich unsere Stadt in Verbindung gebracht sehen will. Dass das unserem Image schadet, müsste diesem Delaron doch klar sein. Wenn die Touristen ausbleiben, ist das nicht zuletzt auch zu seinem Nachteil.«

Bruno war sich da nicht so sicher. Womöglich würden die Touristen sogar in Scharen kommen, angelockt von einer kleinen Sensation. Wie auch immer, die Geschichte war nicht mehr kontrollierbar. Er erzählte dem Bürgermeister von Pater Sentouts Andeutungen gegenüber Delaron.

»Dieser alte Wichtigtuer«, blaffte der Bürgermeister. »Was steckt er seine Nase da rein? Er sollte lieber für das Chorkonzert proben. – Sollte ich vielleicht den Herausgeber anrufen?«, fragte der Bürgermeister.

»Das würde womöglich alles nur noch schlimmer machen. Ich werde mich gleich mit unserem Priester unterhalten. Sobald der Artikel in der *Sud-Ouest* erschienen ist, werden sich andere Reporter bei ihm melden. Denen kann er ja dann die Selbstmordgeschichte auftischen.«

»Ich fürchte, das funktioniert nicht«, sagte der Bürgermeister kopfschüttelnd. »Der Pater interessiert sich schon lange für Satanismus. Er hat sogar schon hier bei uns Exorzismen vorgenommen und armen Seelen den Teufel ausgetrieben. Ich weiß von ihm, dass er sogar Seminare in Sachen Exorzismus gegeben hat, oben in Dinan. Vermutlich sehnt er sich nach einer Gelegenheit, wieder einmal praktisch tätig zu werden. Nein, er wittert Schwefel, und ich glaube kaum, dass Sie ihm sein neuestes Scharmütsel mit dem Teufel ausreden können.«

Bevor er ging, erwähnte Bruno den anonymen Brief und sagte, dass er zu Junot auf den Hof hinausfahren werde.

»Junot ist ein Trinker, genau wie sein Vater«, bemerkte der Bürgermeister und sah auf die Uhr.

»Er wird seinen Betrieb wahrscheinlich nicht halten können, weil es für Schafe keine Subventionen mehr gibt.« Er stand auf und zog sein Jackett über. »Tut mir leid, aber ich muss meine Frau im Krankenhaus in Sarlat abholen.«

»Doch hoffentlich nichts Ernstes?«, erkundigte sich Bruno besorgt. Er mochte die mütterliche Frau des Bürgermeisters, die ein Großteil des Jahres damit beschäftigt war, für die Mitarbeiter der Mairie Socken zu stricken, die sie ihnen dann zu Weihnachten übergab.

»Nein, Fabiola sagte, es sei nur eine Routineuntersuchung«, antwortete Mangin und hielt Bruno die Tür auf. »Viel Glück mit Junot! Tun Sie, was Sie machen müssen, Bruno, aber seien Sie bitte diskret.«

Bruno machte einen Abstecher zum Supermarkt, wo er erfuhr, dass Francette nicht mehr im Geschäft arbeitete. Sie habe vor gut zwei Wochen aufgehört, angeblich wegen eines anderen Jobs. Mehr wusste der Filialleiter nicht. Bruno fragte Michèle, die altgediente Kassiererin, aber auch sie konnte ihm nicht sagen, wo Francette jetzt beschäftigt war. Sie habe, so Michèle, völlig verändert ausgesehen, als sie die Kündigung einreichte, in ihren schicken Sachen, mit neuer Frisur und sorgfältigem Make-up und habe insgesamt einen wie verwandelten, ungewohnt fröhlichen Eindruck gemacht.

»Eine ihrer Freundinnen meinte, sie habe sich verliebt«, fuhr sie fort und führte Bruno in den Pausenraum, wo zwei junge Frauen Kaffee tranken und rauchten. Über den angeblichen Freund wussten die beiden nur, dass er nicht aus Saint-Denis stammte. Sie bestätigten aber, Francette habe ihren Vater gehasst und sich immer wieder über ihn beklagt.

Bevor er ging, fragte Bruno, ob der Supermarkt große schwarze Kerzen im Angebot habe. Der Filialleiter sagte, davon noch nie etwas gehört zu haben. Er wusste auch nicht, wo man sie kaufen könne, nannte Bruno aber die Telefonnummer des Hauptlieferanten für Kerzen in dieser Region, einer Firma in Sarlat. Bruno setzte sich in das kleine Café neben dem Supermarkt, bestellte eine Tasse Kaffee und tippte die Nummer in sein Handy. Vom Verkaufsleiter, mit dem er verbunden wurde, erfuhr er lediglich, dass große schwarze Kerzen eine Seltenheit seien und im Ausland bestellt werden müssten. Immerhin konnte er ihm die Nummer eines Importeurs mit Sitz in Paris geben, der, wie Bruno bei seinem nächsten Telefonat in Erfahrung brachte, im vergangenen Jahr nur vier Läden mit schwarzen Kerzen beliefert hatte, zwei in Paris, einen in Lyon und einen weiteren in Marseille.

»An solchen Artikeln sind eigentlich nur Theaterleute interessiert«, fuhr die Stimme aus Paris fort. »Gallotin, der Großhandel für Theaterbedarf, bestellt regelmäßig. Er beliefert die Filmindustrie, Opernhäuser und das Festival in Avignon, alle größeren Events.«

Bruno machte sich eine Notiz, trank aus und warf einen Blick auf die Uhr. Bis zur Mittagspause blieb ihm noch Zeit für einen Besuch auf Junots Hof. Er wollte sich gerade auf den Weg machen, als sein Handy vibrierte. Es war sein alter Freund Jean-Jacques, der Hauptkommissar, der über die tote Frau informiert werden wollte.

»Tut mir leid, dass ich nicht schon früher zurückgerufen habe. Ich hatte ein Treffen mit dem neuen *Procureur de la République*, der ein richtiges Energiebündel zu sein scheint. Er stammt aus Lyon, ist aber ein eingefleischter Rugbyfan. Sie werden sich also gut mit ihm verstehen.« Jean-Jacques' neuer Vorgesetzter hatte als Staatsanwalt weitreichende Vollmachten. Er koordinierte die Strafverfolgung und benannte den Richter, der formell die Ermittlungen leitete. Sein Vorgänger, inzwischen pensioniert, hatte Jean-Jacques mehr oder weniger freie Hand gelassen. Es sah so aus, als würde Jean-Jacques' Leben künftig komplizierter werden.

Bruno schlenderte zur Mairie zurück, um sein Dienstfahrzeug zu holen, und wunderte sich über eine kleine Prozession von ungefähr einem Dutzend Stadtbewohnern, die im Gänsemarsch vor ihm die Brücke überquerten. Die beiden Anführer trugen jeder ein selbstgebasteltes Transparent, und als Bruno den Zug überholte, las er auf dem einen: »Wohnraum für Einheimische, nicht für Touristen« und erkannte einige wieder, die sich offenbar keine Demonstration entgehen ließen. Ihn überraschte nur, auch Gaston Lemontin zu sehen, der das andere Transparent mit dem Slogan »Das Volk sagt nein« trug.

Lemontin war seit Jahren der stellvertretende Leiter der örtlichen Bank, ein stiller, kompetenter Mann. Er war verheiratet, Vater von Kindern, die inzwischen erwachsen und weggezogen waren, und lebte mit seiner Frau in einem weit außerhalb der Stadt gelegenen hübschen Haus am Fluss. Als Bruno sich daran erinnerte, ahnte er auch, worum es bei dieser Demonstration ging, und erkannte in der Reihe auch zwei Nachbarn von Lemontin.

»Was ist los, Gaston?«, fragte er freundlich. »Es wäre nett gewesen, wenn Sie mir vorher Bescheid gesagt hätten, und sei es nur, um mir Gelegenheit zu geben, den Verkehr zu regeln.«

»Wir sind doch nur ein kleiner Haufen, Bruno, leider. Wir haben eine Petition für den Bürgermeister«, erklärte Lemontin. »Mit über hundert Unterschriften. Er muss uns jetzt anhören. Hier, wollen Sie nicht auch unterschreiben?«

Und schon hatte er eine Unterschriftenliste und einen Stift aus seiner Umhängetasche hervorgeholt. Bruno nahm das Blatt entgegen und las, ohne auf den gereichten Stift zu achten. Wie vermutet, richtete sich die Eingabe gegen die Pläne für das Feriendorf, von dem der Bürgermeister gesprochen hatte. Nach Ansicht der Protestierenden würde der Golfplatz wertvolles Trinkwasser verschwenden und der Ausbau der Straßen und des Kanalnetzes unweigerlich Steuererhöhungen nach sich ziehen; außerdem sei bislang keine Umweltverträglichkeitsprüfung vorgenommen worden. Die Flussufer wären gefährdet, und für junge Leute würde es noch schwerer werden, vor Ort ein eigenes Haus zu finanzieren. Es gebe ohnehin schon viel zu viele Ferienwohnungen in der Region, also keinen Bedarf an weiteren Unterkünften, die die meiste Zeit des Jahres leerstehen würden.

Bruno fand die Bedenken gerechtfertigt, musste aber auch dem Bürgermeister zustimmen, der sich von dem Bauvorhaben zusätzliche Arbeitsplätze und Steuereinnahmen versprach.

»Immer nur das Gemeinwohl im Blick«, kommentierte er leicht ironisch, reichte den Zettel zurück und ging neben Lemontin auf das Rathaus zu. »Aber wäre es nicht ehrlicher hinzuzufügen, dass Sie Ihre schöne Aussicht nicht verbaut haben wollen und fürchten, Ihr Haus könnte an Wert verlieren? Darum geht's doch auch, oder? Ich habe Sie sonst noch nie auf einer Demonstration für kommunale Belange gesehen.«

»Klar vertrete ich auch persönliche Interessen. Und wenn schon! Das ist mein gutes Recht!«, entgegnete Lemontin mit geröteten Wangen. »Unsere Vorbehalte sind schließlich nicht von der Hand zu weisen. Es hat keine Umweltverträglichkeitsprüfung gegeben, aber der Bürgermeister ist wild entschlossen, das Projekt durchzuboxen. Wie ich gehört habe, hat er schon eine Vorabgenehmigung erteilt, und das ohne öffentliche Anhörung. Nicht einmal der Stadtrat kennt die Pläne. Je genauer ich mir die Sache ansehe, desto verdächtiger kommt mir der Investor vor.«

»Eine große, angesehene Pariser Firma, wie man mir versichert hat«, erwiderte Bruno. Die kleine Prozession hatte das Rathaus fast erreicht.

»Ja, das hört man immer wieder, aber wer steckt dahinter, hinter diesem undurchschaubaren Geflecht aus Finanz- und Fondsgesellschaften aus Luxemburg, der Schweiz und Konten auf den Cayman Islands? Es gibt sogar eine Querverbindung in den Libanon.«

Bruno spitzte die Lippen. Wenn zutraf, was Lemontin behauptete, war es in der Tat merkwürdig, dass sich ein solches Unternehmen für Saint-Denis interessierte. »Nun, ich schätze, all das wird in der nächsten Ratssitzung zur Sprache kommen. Haben Sie einen der Stadträte auf Ihrer Seite?«

»Nur Alphonse von den Grünen«, antwortete Lemontin mürrisch. Alphonse war der prominenteste Grüne im Ort, ein ältlicher Hippie, der Ende der 1960er Jahre in den Hügeln über Saint-Denis eine Kommune gegründet hatte. »Ich weiß, er unterstützt alles oder ist, genauer gesagt, gegen alles. Deshalb habe ich ihn nie gewählt und werde es auch in Zukunft nicht tun.«

»Er hat trotzdem eine Stimme«, entgegnete Bruno und merkte, dass Alphonse der Demonstration ferngeblieben war. »Und es gibt viele, die ihn sehr schätzen. Ich gehöre dazu. Soll ich die Petition für Sie zum Bürgermeister bringen?«

»Nein, ich möchte Sie ihm persönlich überreichen. Aber dann muss ich sofort wieder zurück in die Bank. Ich habe meine Mittagspause nur ein bisschen vorgezogen.«

Der Bauernhof der Junots lag an einem der schönsten Aussichtspunkte des Tals, war aber wie zum Ausgleich für dieses Privileg von wenig fruchtbaren Feldern umgeben und im Winter den kalten Winden, die über das Plateau fegten, schutzlos ausgesetzt. Der Hof stammte aus der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs der 1880er Jahre, als die neue Wunderpflanze, der Tabak, dem Périgord Reichtum bescherte und die Bevölkerungszahl hatte rasch ansteigen lassen. Seitdem war es mit dem Hof wirtschaftlich stetig bergab gegangen. Das nur spärlich wachsende Gras, die Dornbüsche und Farnkräuter reichten allenfalls zur Aufzucht von Schafen und Ziegen. Die Vorfahren der Junots hatten über Generationen hinweg fruchtbaren Mutterboden vom Tal auf ihren Hügel hinaufgeschafft und einen geschützten Gemüsegarten kultiviert, der die Familie mit Rüben, Bohnen und Kartoffeln versorgte und dem sie ein bescheidenes, schwer erarbeitetes Auskommen abtrotzte. Doch dazu war Louis Junot offenbar nicht in der Lage.

Bruno hielt auf dem Hügelkamm an und sah, dass Ziegel vom Dach des Hauses gefallen und nicht wieder eingesetzt worden waren. Auch um die verrotteten Zäune schien sich niemand zu kümmern, der Garten war von Unkraut überwuchert, selbst die sechs armseligen Rebstockreihen. Bruno verzog unwillkürlich das Gesicht in Erinnerung an den sauren Wein aus Junots Herstellung. Wahrscheinlich war er der einzige Luxus, den er sich leisten konnte. Der Brennholzstapel auf der Terrasse war fast abgetragen. Normalerweise hatte jeder vernünftige Bauer einen Vorrat auf Lager, der für mindestens einen Winter reichte. Die Enten und Hühner sahen noch einigermaßen gesund aus, aber um ihre Versorgung kümmerte sich traditionell die Bäuerin, die den Erlös aus dem Verkauf der Eier auch für sich ansparen konnte.

Brunos Sorge galt jedoch nicht dem Zustand des Hofes, sondern ihrem Ehemann. Louis Junot war wahrscheinlich wieder einmal betrunken und entsprechend gewaltbereit. Die einzige Begründung für eine Festnahme wäre dieser anonyme Brief, und der allein reichte nicht aus. Ohne eine Anzeige der Frau hatte Bruno keine Handhabe. Im Büro hatte er einen Blick in die Liste geworfen, die er über alle Besitzer einer offiziellen Jagderlaubnis in Saint-Denis führte. Junots Name stand nicht darauf. Wenn also Hinweise auf Wilderei zu finden wären, und sei es nur der Kadaver eines Wildkaninchens, könnte er ihn deswegen vorübergehend festnehmen, und der Wunsch des Bürgermeisters nach Diskretion wäre erfüllt. Zuerst wollte Bruno allerdings in Erfahrung bringen, ob die Frau tatsächlich geschlagen worden war. Wenn ja, würde er sie um eine Aussage bitten, ein ernstes Wort mit ihrem Mann reden und ihn warnen. Viel mehr Möglichkeiten hatte Bruno in dieser Sache nicht.

Aus der Scheune, die ein Stück weiter unterhalb des Hauses stand, war ein Hämmern zu hören, unterbrochen von deftigen Flüchen. Hinter dem Fenster neben der Tür des Wohnhauses bewegte sich eine Gardine. Junots Frau hatte Bruno also anscheinend kommen sehen. Trotzdem ließ sie sich Zeit dabei, ihm die Tür zu öffnen, und tat das auch nur einen Spaltbreit. Sie kannte ihn von den Tagen der offenen Tür, die der Tennisclub regelmäßig veranstaltete, wenn sie ihrer Tochter beim Spiel zugesehen und sich mit anderen Müttern unterhalten hatte, während die Kinder sich über Butterbrote, Kuchen und Limonade hermachten. Jetzt aber beäugte sie ihn voller Argwohn, als er die Mütze vom Kopf nahm und lächelnd darum bat, eintreten zu dürfen.

»Weswegen?«

»Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen.«

»Was meinen Sie mit ›Fragen‹?« Durch den Spalt in der Tür sah er, dass ihre Wangen geschwollen und ein Auge blau unterlaufen war.

»Wegen einer Beschwerde, die bei uns eingegangen ist«, antwortete Bruno. »Wenn Sie sich weigern, mit mir zu reden, muss ich Sie und Ihren Mann von der Gendarmerie vorladen lassen.«

Er hatte nicht die Absicht, ihr zu drohen. Ihm blieb einfach keine andere Wahl; er musste sie auf die Konsequenzen aufmerksam machen. Anonyme Hinweise wurden dokumentiert. Das Inspektorat der Polizei nahm sie zur Kenntnis und hatte das Recht, nachzufragen, ob der Sache nachgegangen wurde. Das Thema Gewalt gegen Ehefrauen erhielt zurzeit die Gemüter, und Bruno würde in ernste Schwierigkeiten geraten, wenn er in Verdacht geriete, Hinweise auf solche Übergriffe ignoriert zu haben.

»Ich hole Louis«, sagte sie und machte widerwillig die Tür ganz auf.

»Mit Ihnen will ich zuerst sprechen«, entgegnete Bruno und stellte sich ihr in den Weg. Madame Junot wich schreckhaft zurück und presste die Zähne aufeinander, offenbar vor Schmerz, denn sie fasste sich unwillkürlich an die Rippen.

»Sie sind verletzt, Madame? Was ist passiert?« Er warf einen Blick in die große Küche, die mit Steinplatten ausgelegt war und im Winter bitterkalt sein würde. Das alte steinerne Waschbecken war ohne Wasseranschluss. Wasser musste draußen an der Pumpe gezapft werden. Die einzige moderne Annehmlichkeit war eine nackte Glühbirne, die von der Decke hing, sowie ein alter, mit Gasflaschen betriebener Herd.

»Ich bin die Treppe runtergefallen.«

»Aber davon haben Sie doch nicht das blaue Auge. Wie ist es dazu gekommen?«

Sie antwortete nicht und trat vor den Herd, auf dem ein großer Topf stand. Als sie den Deckel hob, roch es nach Entenfett und Knoblauch. Sie schlug zwei kleine Eier hinein und rührte sie mit einem alten, schwarz gewordenen Holzlöffel unter die Suppe.

»Sie kochen eine *tourain*?«, fragte Bruno, als er auf der Anrichte eine Schale mit kleinen Brocken trockenen Brotes sah. Die Suppe, ein traditionelles Gericht des Périgord, war billig, sättigend und einfach herzustellen. Der Fond aus einer ausgekochten Entenkarkasse, gewürzt mit Knoblauch und Salz, wurde mit Wasser oder Milch verlängert und mit trockenem Brot oder Suppennudeln sowie einem oder zwei Eiern eingedickt. Wenn die Suppe dann in einer Schale serviert wurde, ließ es sich ein echter *Périgourdin* nicht nehmen, ein halbes Glas Rotwein hinzuzugeben und die Brühe geräuschvoll zu schlürfen.

Sie zuckte die Achseln und hielt sich abgewandt. Das Blumenmuster ihrer Wickelschürze war bis zur Unkenntlichkeit ausgewaschen. Darunter trug sie ausgeleierte Wollstrümpfe und einen Pullover, den sie aus der Wolle der eigenen Schafe gestrickt haben musste. Nicht einmal einen Fernsehapparat hatten die Junots, geschweige denn einen Computer. In einem Regal an der Wand gegenüber dem Fenster standen ein alter Radioapparat, eine Bibel, ein Almanach für Landwirte und ein abgegriffenes Kochbuch. Andere Bücher gab es nicht, auch keine Zeitungen oder Zeitschriften. Wie traurig musste Francettes Kindheit gewesen sein, dachte Bruno und stellte sich vor, wie ihr wohl zumute gewesen sein mochte, wenn sich ihre Klassenkameraden über Fernsehsendungen oder Popsongs unterhalten hatten.

»Wo ist Ihre Tochter?«, fragte er. »Wie man mir sagte, arbeitet sie nicht mehr im Supermarkt und hat eine neue Anstellung.«

Madame Junot erstarrte. »Sind Sie deswegen gekommen?«

»Nein, ich bin gekommen, um zu fragen, ob Sie misshandelt werden. Es liegt ein Hinweis vor, eine Anschuldigung. Wir nehmen häusliche Gewalt sehr ernst. Sie wird als schwere Straftat geahndet, und Louis könnte ins Gefängnis kommen«, sagte er. Durch das Fenster sah er ihren Mann im Scheunentor an einem uralten Traktor herumhantieren. »Die Vorwürfe scheinen

zuzutreffen. Man sieht Ihnen an, dass Sie geschlagen wurden.«

»Nein, ich bin gestürzt. Das habe ich Ihnen doch schon gesagt.« Sie hatte den Kopf gesenkt, und es schien, als redete sie mit der Suppe, in der sie rührte. Bruno fragte sich, warum der Hof oben auf dem Hügel stand, den Winterstürmen ausgesetzt, und nicht unterhalb der Stallung, die Schutz hätte bieten können. Aber dann fiel ihm auch gleich die Antwort ein. Dung und Jauche wären bergab auf das Wohnhaus zugesickert. Es gab noch ein paar andere Höfe hier oben in den Hügeln, die zum Teil noch älter waren als der der Junots, Bauernhäuser, deren Bewohner direkt über dem Stall wohnten und so von der Wärme des Viehs profitieren konnten.

»Er hat auch Francette geschlagen, nicht wahr?«, setzte Bruno nach. »Ist sie deshalb von zu Hause ausgezogen?«

Madame Junot schwieg, ließ aber nun die Schultern hängen, die, wie er sah, zu zittern anfingen. Es schien, als versuchte sie, einen Weinkrampf zu unterdrücken. Er trat neben sie und schaute ihr ins Gesicht. Tränen rannen ihr über die Wangen, sammelten sich am Kinn und tropften in die Suppe.

»Sie verstehen nicht«, flüsterte sie. »Francette konnte einfach gehen, sie hat ihr Leben noch vor sich. Aber ich kann nirgendwohin, selbst wenn ich es wollte.«

»In Bergerac und Sarlat gibt es Frauenhäuser«, sagte Bruno. »Ich könnte Sie hinfahren. Jetzt gleich.«

»Ich will nicht«, entgegnete sie entschieden und wischte sich die Tränen mit dem Schürzenzipfel ab. »Er war nicht immer so. Aber dann ist alles den Bach runtergegangen, die Subventionen sind ausgeblieben, die Schafe sterben, wir können die Tierarztrechnungen nicht mehr bezahlen, und jetzt gibt auch noch der Traktor den Geist auf...«

»Die Übergriffe müssen aufhören«, erwiderte Bruno. Er wusste nicht, was er sonst hätte sagen können. Nicht zum ersten Mal dachte er daran, dass es sinnvoll wäre, eine Kollegin zu haben.

»Louis ist kein schlechter Mann.« Sie hatte sich wieder gefasst. »Ich kenne ihn so gut wie niemand sonst.«

»Ist er betrunken, wenn er Sie schlägt?«

Sie zuckte mit den Achseln und fuhr sich wieder wimmernd mit der Hand an die Rippen. Bruno war entschlossen, sie in die Klinik zu bringen, unabhängig davon, wie sein Gespräch mit dem Ehemann ausgehen würde.

»Er kann sich nur noch seinen eigenen Wein leisten, und davon ist nicht mehr viel übrig«, sagte sie und drehte das Gas unter dem Topf ab. »Und da ist keiner, der mit ihm anstoßt.«

Sie wandte sich der Rückwand zu, vor der ein mit Heu gefüllter Kasten stand, in dem frisch Gekochtes langsam zu Ende garen konnte. Bruno nutzte selbst eine solche Vorrichtung, wusste aber, dass sie früher nur in armen Familien zum Einsatz gekommen war, die auch mit Gas sparsam umgehen mussten.

»Ich mach das«, sagte er, weil sie den Kasten in ihrem Zustand kaum tragen konnte, und hob ihn auf die Arbeitsplatte neben dem Herd. Dann stellte er den Suppentopf hinein, stopfte den Kasten mit Heu aus und verschloss ihn. Die Suppe würde nun den ganzen Tag über weiterköcheln.

»Wenn ich gleich wieder hier bin, fahre ich Sie in die Klinik«, sagte er.

»Nicht nötig.«

»Doch. Entweder Sie kommen freiwillig mit oder ich nehme Sie wegen Behinderung der Justiz fest und lasse Sie von einem Arzt in der Zelle untersuchen.« Bruno bluffte, aber er musste sicherstellen, dass sich ein Arzt um sie kümmerte, am besten Fabiola, die inzwischen von ihrem Privatpatienten zurückgekehrt sein musste.

Er nahm Louis' Flinte zur Hand, die an Haken an der Wand hing, klappte sie auf und spähte vor dem Fenster durch beide Läufe, die, wie er feststellte, ziemlich zerkratzt waren. Verschluss und Abzug hatten offenbar schon lange keinen Tropfen Öl mehr gesehen, und der Schaft war ganz trocken. Bruno atmete auf und brachte die Waffe in seinen Transporter, bevor er zu Louis hinübergang.

Der Himmel hatte sich bewölkt, und der Wind, der hier oben auf dem Plateau nie ganz zur Ruhe kam, war aufgefrischt. Regenschauer lagen in der Luft. Zwei Ziegen glotzten ihn an und knabberten dann wieder am rauhen Gras. Louis stand vornübergebeugt vor der Motorhaube seines alten Somua-Traktors und versuchte, den Motor mit einer Handkurbel zu starten. Doch der gab nur keuchende Laute von sich, die Louis fluchend kommentierte. Neben ihm stand eine Weinflasche auf den Bodenbrettern der Scheune, die dringend mit Teeröl hätten gestrichen werden müssen. Einer der Torflügel hing schief in den Angeln.

»Was zum Teufel wollen Sie hier?«, lallte der Alte, ohne aufzublicken.

»Mit Ihnen reden. Es liegt eine Beschwerde gegen Sie vor. Es heißt, Sie schlagen Ihre Frau, und mir ist aufgefallen, dass sie verletzt ist. Verdankt sie das Ihnen?«

»Geht Sie nichts an.«

»O doch. Häusliche Gewalt steht unter Strafe. Außerdem würde ich gern wissen, wo Ihre Tochter jetzt wohnt.«

Junot richtete sich auf und warf die Kurbel auf den Boden. Er war stämmig und ungefähr so groß wie Bruno, hatte breite Schultern und kräftige Unterarme. Er richtete seine geröteten Augen auf Bruno, presste die Lippen zusammen und ballte die Fäuste, als wollte er zuschlagen.

»Lassen Sie uns in Frieden.«

Bruno schüttelte den Kopf und hielt seinen Blick auf Junot gerichtet. »Ich tue nur meine Pflicht, Louis. Ich muss wissen, was hier abläuft. Wo ist Francette? Haben Sie auch Ihre Tochter geschlagen? Ist sie deswegen ausgezogen? Was ist passiert?«

Junot kniff die Augen halb zusammen, verlagerte sein Gewicht auf den nach vorn gestellten linken Fuß und zog die linke Schulter nach. Bruno wusste die Zeichen zu deuten und rechnete mit einem Fausthieb.

Der kam noch schneller als erwartet. Bruno duckte sich und sah, dass Junot gleich darauf die linke Faust zum Einsatz brachte und das rechte Bein hob, um nach ihm zu treten. Bruno warf sich in seinen linken Arm, ergriff mit beiden Händen das nach oben schnellende Bein und riss Junot zu Boden. Der Alte fiel auf den Rücken, rappelte sich aber sofort wieder auf und ging mit der Kurbel auf Bruno los.

»Seien Sie kein Narr, Louis. Lassen Sie das Ding fallen, und wir regeln alles vernünftig«, sagte er. »Sonst kommen Sie noch ins Gefängnis.«

Mit einem Schrei, der als Fluch begann und dann zu einem verzweifelten Heulen anschwoll, schlug der Alte mit der Kurbel nach ihm wie mit einer Machete, geriet aber dabei aus dem Gleichgewicht. Bruno wich aus und rammte Junot seine Faust in die Nieren. Der wurde von der Wucht des Aufpralls herumgewirbelt, blieb auf den Beinen und vollzog, die Kurbel in der Hand, eine komplette Drehung um die eigene Achse. Ehe er erneut zuschlagen konnte, pflanzte ihm Bruno eine harte Rechte aufs Brustbein, in die er sein ganzes Gewicht legte.

Junot blieb stehen, als wäre er vor eine Wand gerannt. Die Kurbel glitt ihm aus der Hand. Er sank in die Knie, beugte den Oberkörper und rang keuchend nach Luft. Bruno ging zum Brunnen, auf dessen Steinsockel ein gefüllter Eimer stand. Als er ihn über dem Kopf des Alten auskippte, sah er dessen Frau mit ausdrucksloser Miene in der Küchentür stehen und ein Geschirrtuch mit

den Händen kneten. Erleichtert registrierte Bruno, dass sie nicht herbeieilte, um ihren Mann zu schützen. Von geprügelten Ehefrauen hatte er in der Vergangenheit schon den ein oder anderen blauen Fleck davongetragen. Madame Junot aber drehte sich um, ging in die Küche und zog die Tür hinter sich zu.

Junot keuchte und schluchzte, schien aber ausreichend Luft zu bekommen. Er hob den Kopf. Ein Speichelkauen löste sich langsam aus seinem Mundwinkel und fiel herab. Blinzelnd blickte er auf sein Haus, auf die geschlossene Tür und dann auf Bruno.

»Schweinehund«, sagte er und erbrach sich.

Bruno nahm die Weinflasche und leerte sie auf dem Boden aus. Ihr entströmte ein Geruch, der so sauer und gallig war wie die Wut, die Junot auszudünsten schien. Sein Hof und seine Familie zerfielen, und nun wurde er auch noch auf seinem eigenen Grund und Boden niedergeschlagen, ohne dass ihm seine Frau zu Hilfe gekommen wäre. Kein Wunder, dass er die Nerven verloren hat, dachte Bruno, ging zum Brunnen zurück und seilte den Eimer ab, um ihn wieder aufzufüllen.

»Tja, man hat es nicht so leicht, wenn sich der andere wehrt«, sagte er und stellte den Eimer vor Junot ab. »Erst recht nicht, wenn man getrunken hat.«

Junot steckte beide Hände in den Eimer und spritzte sich Wasser ins Gesicht.

»Macht der Traktor Mucken?«, fragte Bruno.

»Das Miststück springt nicht an.«

»Schon die Zündkerzen kontrolliert?«

Junot zuckte mit den Achseln. In einer alten Kunststoffkiste, die früher einmal Eiscreme kühlgehalten hatte, türmte sich verrostetes Werkzeug. Bruno holte den einzigen Schraubenschlüssel daraus hervor, doch der passte nicht. Er ging zum Transporter und kam mit seinem eigenen Werkzeug zurück. Mit einem Gleitöl aus der Sprühdose machte er die rostigen Gewinde der Zündkerzen gängig, zog die Kabel ab und setzte seine Ratsche an, um die Kerzen herauszudrehen. Bei der ersten musste er mit ein paar Hammerschlägen nachhelfen, doch die anderen lösten sich relativ leicht. Wie befürchtet, waren sie seit Jahren nicht gewartet worden. Zwischen den Elektroden hatten sich Verbrennungsrückstände abgesetzt. Er reinigte sie mit einer Drahtbürste, schraubte sie wieder ein und streckte Junot, der immer noch vor dem Eimer kniete, die Anlasserkurbel hin.

»Versuchen Sie's nochmal«, sagte Bruno und hoffte auf Erfolg. Vielleicht würde Junot mit der Sprache herausrücken, wenn endlich einmal etwas in seinem Sinne lief. Der Alte mühte sich auf, straffte die Schultern und setzte die Kurbel an. Die erste Kurbeldrehung hatte nur ein mechanisches Husten zur Folge. Beim zweiten Versuch jedoch fing der Motor tatsächlich an zu knattern, holpernd zwar, aber immerhin war er angesprungen.

»Der Trecker scheint auf Sie zu hören«, rief Bruno über den Lärm hinweg.

»Ich war noch ein Junge, als mein Vater ihn angeschafft hat«, sagte Junot. Er kletterte auf den Bock und fuhr die Maschine aus der Scheune auf den Hof.

»Können Sie mir helfen, die Egge anzuspannen?«, fragte er und stieg wieder ab. »Ich will heute noch Kartoffeln setzen.«

Bruno schleppte mit ihm die breite Telleregge aus der Scheune und half, sie mit der Zugstange zu verbinden. Danach schaltete Junot den Motor aus und drehte sich, an das hohe Hinterrad gelehnt, eine dünne Zigarette.

»Sie wollen mich festnehmen?«

»Geben Sie mir eine ehrliche Antwort. Schlagen Sie Ihre Frau?«

»Es ist nicht so, wie Sie denken.« Junot steckte sich die Zigarette an und blinzelte Bruno durch

den Rauch hindurch an. »Es geht um Francette. An einem Samstag ist sie einfach verschwunden, kam dann zwei Tage später wieder und trug schicke Klamotten. Auch die Haare hatte sie sich machen lassen und roch nach Parfüm. So hübsch habe ich sie noch nie gesehen.«

Junot schüttelte den Kopf und schmunzelte sogar ein wenig bei der Erinnerung. Aber dann verdüsterte sich seine Miene wieder. Ihm war deutlich anzusehen, wie sein Vaterstolz mit seiner Sorge um die Tochter und seiner Scham darüber im Widerstreit lag, ihr nicht das Leben bieten zu können, das sie sich wünschte.

»Sie war wie ausgewechselt, und das nicht nur äußerlich«, fuhr Junot in härterem Tonfall fort. »Sie verhielt sich auch anders, war irgendwie aufgedreht. Wo sie gewesen war und wer die neuen Sachen bezahlt hat, wollte sie nicht sagen.«

Er wurde still. Nach einer Weile fragte Bruno: »Und dann?«

»Dann ist sie wieder gegangen, für eine ganze Woche, ohne uns zu sagen, wohin. Ich wusste nicht weiter und war drauf und dran, Sie oder die Gendarmerie anzurufen. Aber meine Frau war dagegen. Sie meinte, wir müssten sie ziehen lassen und ihr gönnen, dass sie ihren Spaß hat. Wir, Brigitte und ich, hatten deswegen Streit, und dann tauchte Francette wieder auf, wieder mit neuen Klamotten, Armreifen und einem Goldkettchen am Fußgelenk. Und dann sagte sie, dass sie ausziehen und im Supermarkt kündigen will. Das hat mich umgehauen. Wir sind auf das Geld angewiesen, das sie verdient. Zugegeben, uns war natürlich klar, dass sie eines Tages das Haus verlässt. Aber wir haben schwere Jahre hinter uns, und ich wusste nicht, wie es weitergehen soll. Darüber gab's wieder Streit, es wurde laut, und dann hat sie mich einen nichtsnutzigen alten Säufer genannt.«

»Was haben Sie zu ihr gesagt?«

»Was glauben Sie? Was soll ich davon halten, wenn sie nach einem Wochenende mit teuren Sachen, Schmuck und einer neuen Frisur zurückkommt? Wenn sie einen vorzeigbaren Freund hätte, wäre alles in Ordnung. Aber sie wollte uns nichts sagen. Bruno, ich habe Angst um sie und fürchte, sie ist vielleicht an einen Zuhälter geraten. Davon hört man ja immer wieder. Zugegeben, ich war nicht ganz nüchtern und habe von ihr verlangt, sie soll gefälligst zuhause bleiben und sich nicht wie ein billiges Flittchen herumtreiben. Und dann ist es passiert.«

Bruno nickte nur verständnisvoll, weil er Junot nicht unterbrechen wollte.

»Ich habe sie nach oben in ihr Zimmer geschickt wie früher, als sie noch jünger war. Aber sie hat nur gelacht. Ich habe versucht, sie die Treppe hochzustoßen. Und dann fing die Schreierei an. Sie hat mich geschlagen, worauf ich ihr eine Ohrfeige gegeben habe, die gar nicht so fest ausfallen sollte. Sie ist gestürzt, und dann war Brigitte da, die mich in die Küche zurückgezerrt hat. Ihr habe ich auch eine verpasst. Sie ist vor die Tischkante geprallt und dann mit dem Gesicht auf den Stuhl.«

Er wurde still und starrte vor seine Füße. »Wir sind zwanzig Jahre verheiratet, und es war das erste Mal, dass mir die Hand ausgerutscht ist. Ich wünschte, es wäre nicht passiert.« Er zog an seiner Zigarette, aber sie war ausgegangen und zu weit abgebrannt, als dass er sie wieder hätte anstecken können. Er warf die Kippe weg und blickte auf. »Werden Sie mich jetzt festnehmen?«

»Erzählen Sie mir, was dann passiert ist«, sagte Bruno.

»Es war schlimm, Nasenbluten und so. Ich habe Brigitte das Blut abgewischt und sie nach oben gebracht. Als ich wieder runterkam, war Francette weg. Mir war, als hätte ich ein Auto gehört. Danach hat sie sich nicht mehr gemeldet. Wenn sie von ihrem Freund abgeholt worden ist, muss er aus der Gegend sein, denn ich war nicht lange oben.«

»War es wirklich das erste Mal, dass Sie Brigitte geschlagen haben?«

Junot nickte. »Ich wollte sie in die Klinik bringen, damit sie versorgt wird. Sie hatte einen riesigen Bluterguss an der Seite und große Schmerzen, wollte aber nicht gehen. Sie sagte, wenn wir in der Klinik auftauchen, würden Nachforschungen angestellt, und ich käme ins Gefängnis.«

»Eins nach dem anderen, Louis. Brigitte ist verletzt, und ich werde sie jetzt zum Arzt fahren. In der Zwischenzeit sollten Sie mit dem Traktor losfahren und Ihre Kartoffeln setzen.«

Als Kind im kirchlichen Waisenhaus war Brunos bester Freund der kleine Terrier des Kochs gewesen. Deshalb hatte es ihn geradezu entsetzt, eines Tages während der Messe in der Predigt zu hören, dass Tiere keine Seele hätten. Er war damals sechs, vielleicht sieben Jahre alt gewesen, kurz vor seiner Befreiung aus dem Waisenhaus – wie er im Stillen dachte. Er kam in die Obhut einer fremden Frau, von der es hieß, sie sei seine Tante. In der ersten Nacht hatte er geweint, nicht weil es in der neuen Familie mit sechs anderen Kindern, seinen angeblichen Cousins, drunter und drüber ging, sondern weil er den kleinen Terrier vermisste und an die Worte des Priesters denken musste, dass er seinen angeblich seelenlosen Freund nicht einmal mehr im nächsten Leben wiedersehen würde. Seine Weigerung, eine solche Glaubensvorstellung zu akzeptieren, und die daraus folgende Skepsis gegenüber jeder priesterlichen Autorität hatten seine Entwicklungsjahre geprägt und einen Menschen aus ihm gemacht, der alles hinterfragte und sich seine eigenen Gedanken machte.

Und als er jetzt Hector, sein Pferd, begrüßte, ihm Futter gab und den Sattel auf seinen breiten Rücken schnallte, der einen herrlichen Duft nach Pferdeschweiß und Öl verströmte, drückte er seine Stirn an den warmen kräftigen Hals des Tieres und hörte zu, wie es krachend eine Möhre im Maul verschwinden ließ. Seit sein Basset Gigi von baskischen Terroristen bei einem gescheiterten Überfall auf eine Konferenz französischer und spanischer Minister mit einem gezielten Schuss niedergestreckt worden war, fand Bruno in Hector emotionalen Halt. Denn ohne ein Tier in seiner Nähe fühlte er sich nicht richtig wohl, ohne ein Lebewesen mit klugen, warmen Augen, das ihn freudig begrüßte und ein selbstverständliches Zutrauen zu ihm hatte.

Nach Gigis Tod aber fühlte er eine Verbundenheit mit Hector, die nachträglich seine kindliche Überzeugung bekräftigte, dass der Priester und die Kirche Unrecht hatten. Bruno machte sich eigentlich nur selten Gedanken um Glaubensfragen; er hielt es mit der Religion gern schlicht und traditionell. Von einem aber war er überzeugt: Wenn der liebe Gott nur halb so weise und barmherzig war, wie es hieß, würde er auch Hunde und Pferde in sein Paradies aufnehmen.

Bruno führte Hector aus dem Stall, schwang sich in den Sattel und bog in den Weg ein, der von Pamelas Haus in die Hügel hinaufführte. Normalerweise ritt er mit Pamela aus, der Haus und Stall gehörten und die Bruno das Reiten beigebracht hatte. In Saint-Denis hieß die inzwischen sehr beliebte Schottin auch nach all den Jahren immer noch »die verrückte Engländerin«, was Bruno, der sich glücklich schätzte, von Zeit zu Zeit mit ihr das Bett zu teilen, gern geändert hätte. Doch Pamela hatte ihm klar und deutlich zu verstehen gegeben, dass sie nach einer gescheiterten Ehe in Großbritannien kein Interesse an einer neuen festen Beziehung hatte. Und jetzt war sie nach Schottland gefahren, um sich um ihre Mutter zu kümmern, die bereits ihren zweiten Herzinfarkt erlitten hatte. Bruno hatte keine Ahnung, wann und ob überhaupt Pamela ins Périgord zurückkehren würde. Die Ärztin Fabiola, die eine der *gîtes* bewohnte, die Pamela im Sommer an Touristen vermietete, war bei den morgendlichen und abendlichen Ausritten in der Regel dabei. Doch als Bruno Brigitte Junot am Vormittag in die Klinik gebracht hatte, hatte ihm Fabiola erklärt, dass sie am Abend Dienst habe und verhindert sei. Die beiden Pferde Pamelas, Bess und Victoria, waren ein wenig älter und langsamer, weshalb Bruno, der sie an der Longe folgen ließ, ein gemächliches Tempo vorlegte. Nur einmal wurde Hector ungeduldig und warf den Kopf in die Höhe – er brauchte zumindest einmal am Tag seinen Galopp.

Brunos Frage, wo sie am Morgen gewesen sei, hatte Fabiola ignoriert, Brigitte geradewegs ins Behandlungszimmer geführt und Bruno aufgefordert, draußen zu warten. Nach zwanzig Minuten

hatte sie ihn schließlich hereingerufen und darüber in Kenntnis gesetzt, dass Junots Frau infolge eines Unfalls zwei Rippenbrüche erlitten habe und unter keinen Umständen gegen ihren Mann aussagen werde. Fabiola war Bruno gegenüber kühl und geschäftsmäßig gewesen, jedoch im Umgang mit Brigitte warm und einfühlsam. Trotzdem hatte sie ihn gebeten, Junots Hof regelmäßig zu besuchen, um sicherzustellen, dass sich solche »Unfälle« nicht wiederholten. Als sie den Hof erreichten, stand Junot vor der Tür und kam herbeigeeilt, um seiner Frau aus dem Auto zu helfen und sie ins Haus zu führen. Der Kartoffelacker neben dem Gemüsegarten war frisch gepflügt und geeggt. Bruno folgte den beiden und sah, dass Junot die Küche aufgeräumt und den Tisch gedeckt hatte, ohne Weingläser, aber mit einem Krug Wasser und einem kleinen Marmeladenglas, in dem frisch gepflückte Wildblumen steckten. Wortlos ging Bruno hinaus zu seinem Transporter, nahm Junots Flinte vom Rücksitz und hängte sie zurück an die Haken in der Wand hinter dem großen Tisch. Bevor er sich verabschiedete, sagte er: »Wenn ich das nächste Mal vorbeischau, sollten Sie mir einen Jagdschein vorlegen können.«

Bruno fand, es sei richtig gewesen, Brigitte wieder nach Hause zu bringen. Fabiola war einverstanden gewesen, dann aber einem Gespräch ausgewichen. Bruno vertraute lieber seinen eigenen Instinkten, wusste aber, dass er sich auf Fabiolas professionellen Rat in medizinischen und familiären Angelegenheiten verlassen konnte. Und so kam es ihm seltsam vor, dass sie mit einer fadenscheinigen Begründung einen Privatpatienten aufgesucht hatte. Er suchte nach einer Erklärung und fürchtete plötzlich, ein gemeinsamer Freund könnte so schwer erkrankt sein, dass sie sich dazu nicht äußern wollte. Der Bürgermeister konnte es nicht sein; Bruno hatte ihn am Vormittag wohlauf gesehen. Aber was war mit der Frau des Bürgermeisters und ihren Untersuchungen? Oder mit Sergeant Jules von der Gendarmerie, bei dessen bedrohlich gerötetem Gesicht man ständig fürchten musste, dass sein nächster *p'tit apéro* sein letzter sein könnte. Bruno schüttelte den Kopf. Unsinn, dachte er. Fabiola würde ihm schon rechtzeitig Bescheid geben.

Wo der lichte Baumbestand sich zum Wald verdichtete, hielt Bruno die Pferde an und stieg ab. Eine Feuerschutzschneise war in den Wald geschlagen worden. Der weiche Boden erinnerte Bruno an die Fairways der Golfplätze, auf denen ihm der Baron das Golfspielen beizubringen versucht hatte. Normalerweise passierte Bruno die Schneise im gestreckten Galopp. Was ihn heute davon abhielt, war der Umriss eines einzelnen bewegungslosen Reiters, den er oben am Ausgang der Schneise erblickte. Er ließ Bess und Victoria von der Longe und stieg wieder in den Sattel. Die Pferde konnten sich nun frei bewegen, und Hector nutzte die Gelegenheit, ein höheres Tempo vorzulegen. Der einsame Reiter war verschwunden. Zu dieser Abendstunde vermisste er Pamela am meisten, mehr noch als bei Einbruch der Nacht, wenn er allein zu Bett ging.

Sie hatte ihm das Reiten beigebracht, zur Spendenaktion für das Geburtstagsgeschenk – Hector – aufgerufen und war ihm vertraute Freundin und Geliebte zugleich geworden. Fast sein ganzes Leben lang, im Waisenhaus und später beim Militär, hatte sein soziales Umfeld fast nur aus Männern bestanden. Frauen hatte er meist nur in ganz bestimmten, einander oft gegenseitig ausschließenden Rollen gesehen: Ehefrau, Mutter, Nonne, Kollegin, Halbschwester, Geliebte. Dass Frauen auch Freundinnen sein konnten, war für ihn neu. Ja, er erinnerte sich, zustimmend mit dem Kopf genickt zu haben, als einer seiner Rugbykumpel behauptet hatte, Freundschaft zwischen Mann und Frau könne unmöglich funktionieren, da immer eine erotische Komponente mit im Spiel sei. Zugegeben, er fand Fabiola durchaus attraktiv und schätzte sich auch glücklich, mit Pamela die ein oder andere Nacht verbringen zu dürfen, was aber nicht bedeutete, dass die Freundschaft zwischen ihnen zu kurz käme. Er fühlte sich wohl in ihrer Gesellschaft und genoss es, sich mit ihnen um die Pferde zu kümmern. Vor allem aber konnte er ihnen vertrauen, so wie er

dem Bürgermeister, dem Baron, ein paar alten Kameraden aus seiner Armeezeit und einer Handvoll Männern aus der Stadt vertraute.

Als er aber jetzt auf Hector durch die Schneise galoppierte und die Kraft des Pferdes spürte, mit der es ihn davontrug, waren diese Gedanken wie weggeblasen. Der Wind fuhr ihm ins Gesicht, die Hufe trommelten, und er fühlte sich so herrlich lebendig, dass er vor Lebenslust laut auflachte, als er eine kleine Lichtung passierte und plötzlich im Augenwinkel wieder den anderen Reiter wahrnahm, der auf einem Schimmel saß.

Sein Vergnügen wurde geschmälert, als ihm bewusst wurde, dass er doch nicht ganz allein war mit seinem Pferd, das er liebte, in den Wäldern, die er kannte. Es war albern, wie er sich selbst eingestehen musste. Seine Verbundenheit mit der Natur brauchte nicht die Einsamkeit, und die Wälder waren groß genug für alle. Als er Hector am Ende der Schneise allmählich zügelte, wurde er schnell wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt. Er zog sein Handy aus der Tasche und sah, dass Pamela ihn zu erreichen versucht hatte. Während er darauf wartete, dass die Stuten Bess und Victoria langsam trottend zu ihm aufschlossen, rief er sie zurück.

»Wie geht es deiner Mutter?«, fragte er, nachdem sie sich begrüßt hatten.

»Unverändert. Meine Tante behauptet zwar, Mutter erkennt uns, aber daran zweifle ich. Auf alle, die ins Zimmer kommen, ob Arzt, Schwester oder auch Putzfrau, reagiert sie gleich. Wie dem auch sei, ich muss eine Entscheidung treffen. Die Ärzte meinen, sie sei stabil genug, um aus dem Krankenhaus entlassen zu werden.«

Ihre Mutter war auf Pflege angewiesen, rund um die Uhr. Pamela hatte sich bereits verschiedene Heime angesehen, doch die einzigen, die ihr geeignet schienen, waren unverschämmt teuer, so teuer, dass schon nach wenigen Jahren der Erlös aus dem Verkauf des Elternhauses und alle Ersparnisse aufgebraucht sein würden. Es war natürlich auch möglich, sie nach Frankreich zu holen. Pamela war sich jedenfalls darüber im klaren, welche emotionale Belastung es sein würde, eine völlig apathische Mutter zu betreuen. Sie hatten sich schon am Telefon darüber unterhalten. Es gab keine befriedigende Lösung.

Um sie aufzumuntern, berichtete Bruno ihr von seinem Ausritt, von den Pferden und dem seltsamen Fall der toten Frau im Kahn, dem Pentagramm, den Kerzen und der leeren Wodkaflasche.

»Welche Marke?«, fragte Pamela sofort.

»Keine Ahnung. Die Flasche ist jetzt im Labor und wird nach Fingerabdrücken untersucht. Vielleicht lässt sich auch feststellen, was drin war. Was ist so wichtig an der Marke?«

»Wenn es eine seltene ist, könnte das eine Spur sein. Ich weiß auch nicht, aber es kam mir so vor, als ob das wichtig sein könnte.« Sie stockte. »Hör zu, Bruno, ich werde nächste Woche für ein paar Tage zurückkommen. Es stehen mehrere Behördengänge für mich an, und ich will mir ein Bild davon machen, ob es tatsächlich möglich wäre, meine Mutter zu mir nach Hause zu holen. Vielleicht lässt sich eine junge Schulabgängerin auftreiben, die bei mir saubermachen und gleichzeitig meine Mutter im Auge behalten könnte, eine Art Babysitterin, die mich entlasten würde.«

»Du weißt, wie hoch der Mindestlohn hier ist, und für die Sozialabgaben kannst du noch einmal das Gleiche draufschlagen«, erwiderte Bruno. »Aber ich kann mich ja auch schon mal umhören.«

Sie beendeten das Gespräch. Bruno bemerkte, dass Bess und Victoria, die schon ungezählte Male mit Pamela diese Strecke gelaufen waren, am Ende der Schneise angekommen waren und nun im leichten Trab kehrten. Hectors Ohren zuckten; er wollte ihnen folgen, wartete aber auf Bruno, der das Handy wegsteckte, sein Pferd antrieb und mit der Frage beschäftigt war, wie

sich die Pflege der kranken Mutter im Haus der Tochter auf seine Liaison mit Pamela auswirken könnte. Plötzlich sah er wieder ein fremdes Pferd zwischen den Bäumen hervortreten, von einer großen Gestalt am Zügel geführt. Es war weiß und wahrscheinlich dasselbe, das er schon zuvor gesehen hatte.

»Können Sie mich jetzt hören?«, rief eine Frauenstimme. Sie stand auf der abgewandten Seite des Pferdes, nahm den schwarzen Reithelm vom Kopf und zog an einer Schleife in ihrem Nacken, worauf ihr ein Wust dunkler, glänzender Haare über die Schultern fiel. Als sie hinter dem Pferd hervortrat, hörte er Sporen an ihren Reitstiefeln klirren. Pamela hatte ihm geraten, auf Sporen zu verzichten, da die Arbeit mit einem Pferd auf Vertrauen beruhen sollte und nicht auf Furcht. Es dauerte eine Weile, bis er in der Reiterin die Frau aus dem weißen Sportwagen wiedererkannte. Er erinnerte sich an ihren Namen: Eugénie.

»Ja, ich kann Sie hören. Aber ich wüsste nicht, dass Sie vorher schon einmal gerufen hätten. Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er und hielt an.

»Mein Pferd lahmt ein bisschen. Ich glaube, mit einem der Eisen stimmt was nicht.« Sie hatte einen Pariser Akzent, in dem aber auch ein regionaler Zungenschlag mitschwang, vielleicht eine elsässische Mundart. Er war sich nicht sicher. Da sie diesmal keine Sonnenbrille trug, sah er, dass sie dunkelbraune Augen hatte, die zusammen mit den rabenschwarzen Haaren eher zu einer dunklen Hautfärbung gepasst hätten, zu einem mediterranen Typ. Stattdessen aber war ihre Haut so hell wie die einer Blondine. Irritierend.

Bruno stieg aus dem Sattel und band Hector lose am nächsten Baum an. Victoria und Bess trotteten auf Eugénies Pferd zu, das zur Begrüßung freundlich wieherte. Es schien tatsächlich auf einem der Vorderbeine zu Lahmen.

»Kennen Sie Ihr Pferd gut?«, fragte er, als er auch die beiden Stuten festgebunden hatte.

»Ich bin erst das zweite Mal mit ihr unterwegs. Sie will nicht, dass ich sie untersuche.«

Die Stute machte keinen launischen Eindruck. Sie war relativ klein und sah sehr viel älter aus als Hector. In der Gesellschaft von Bess und Victoria schien sie sich wohl zu fühlen. Bruno näherte sich ihr zwischen den beiden Stuten hindurch und fuhr dabei mit der Hand über Bess' Flanke. Die Schimmelstute ließ es zu, dass er ihr die Nüstern streichelte. Er flüsterte ihr beruhigende Worte zu, wie es Pamela immer tat, wenn sie ein fremdes Pferd begrüßte. Schließlich ging er in die Hocke und betastete das Vorderbein. Schwellungen waren nicht zu erkennen. Als er den Huf anhob, stellte er fest, dass das Eisen nicht mehr festsaß. Zwei Nägel fehlten, und die anderen hatten sich gelockert, was Eugénie eigentlich hätte bemerken müssen. Er nahm sein kleines Allzweckwerkzeug vom Gürtel, zog mit der ausgeklappten Zange die verbliebenen Nägel und reichte der Frau das Hufeisen.

»An Ihrer Stelle würde ich das Pferd am Zügel in den Stall zurückführen«, sagte Bruno. Er fand es schwierig zu beschreiben, welchen Eindruck sie auf ihn machte. Die meisten hätten sie als schön bezeichnet, denn die Gesichtszüge waren ebenmäßig und sie hatte eine makellose, elfenbeinfarbene Haut. Aber irgendwie fehlte ihr Esprit, vielleicht war sie aber auch nur zu beherrscht, weshalb er sie allenfalls hübsch nennen mochte. Bruno hätte sie gern lachen oder wenigstens in gelöster Stimmung gesehen. »Und dann müssen Sie sie natürlich neu beschlagen lassen.«

»Sie kennen sich mit Pferden aus, nicht wahr, Monsieur le chef de police«, sagte sie, machte aber keine Anstalten, sich um ihr Pferd zu kümmern. »So schnell, wie Sie an mir vorbeigeritten sind, müssen Sie ein erstklassiger Reiter sein.«

»Von wegen«, lachte er. »Ich bin blutiger Anfänger und reite erst seit einem Jahr, habe aber

eine hervorragende Lehrerin und ein wundervolles Pferd. Das ist Hector. Er ist der eigentliche KÖnner.«

Er erwartete, dass sie »Hallo Hector« sagen, ein paar freundliche Bemerkungen von sich geben oder sich zumindest bedanken würde. Doch sie sagte eine Weile gar nichts, schien nur über das, was er gesagt hatte, nachzudenken und fragte dann gleichgültig: »Wo finde ich einen Hufschmied?«

Er runzelte die Stirn, überrascht, dass jemand, der in einen Sattel stieg, das nicht wusste. »Im Telefonbuch unter C für *chevaux*. Es gibt einen in Sarlat und einen weiteren in Bergerac. Wenn Sie es eilig haben, könnten Sie auch in den Ställen von Meyrals nachfragen. Dort arbeitet ein alter Stallknecht namens Victor, der sich besser mit Pferden auskennt als jeder andere Hufschmied.«

Auch darauf kam keine Reaktion, kein Dankeschön, gar nichts. Ihr Gesicht blieb ausdruckslos. Wieder entstand eine längere Pause, bevor sie etwas sagte.

»Gibt es etwas Neues über die Tote im Kahn? Konnte sie schon identifiziert werden?«, fragte sie.

Bruno zuckte mit den Schultern. »Nicht dass ich wüsste. Wir warten auf den Bericht der Gerichtsmedizin, und es sieht nicht danach aus, als hätte man sie als vermisst gemeldet.«

»Eine Identifizierung dürfte doch heutzutage nicht allzu schwierig sein. Über Zähne, Fingerabdrücke oder DNA.«

»Sicher, aber womit sollten die verglichen werden? Wir haben keinerlei Anhaltspunkte. Wenn wir Glück haben, sind die Fingerabdrücke der Toten aktenkundig. Andernfalls werden wir sie womöglich nie identifizieren können.«

»Für solche Fälle wäre es wohl zweckmäßig, eine nationale Datenbank zu haben, in der DNA-Profile oder zahntechnische Details gespeichert sind.«

»Theoretisch ja, vorausgesetzt, man könnte sich auf die Computerprogramme und die Angaben der Zahnärzte verlassen, und die Gerichte hätten keine Bedenken, was den Schutz von Persönlichkeitsrechten angeht.« Er versuchte, einen lockeren Ton anzuschlagen und ihr eine mimische Regung zu entlocken, aber ohne Erfolg.

»Und was hat es mit diesen Zeichen auf ihrem Körper auf sich?«, wollte sie wissen. »Vielleicht helfen die bei der Identifizierung.«

»Wenn es Tätowierungen wären, vielleicht. Aber sie wurden offenbar nur aufgemalt.«

Sie runzelte die Stirn. »Im Radio war von Satanismus die Rede. Das haben Sie bestimmt auch gehört.«

»Nein. Aber ich habe mit dem Reporter gesprochen und ihm gesagt, dass ein solcher Verdacht an den Haaren herbeigezogen ist. Was ihn aber leider nicht davon abgehalten hat, damit an die Öffentlichkeit zu gehen.«

»Nehmen Sie das denn nicht ernst?«

»Wir nehmen alle Todesfälle ernst. Ich wüsste aber nicht, was der Teufel mit diesem zu tun hätte.«

»Ihr Priester scheint in Sorge zu sein, wie im Radio zu hören war. Und er weiß offenbar, wovon er spricht.«

»Das sollte er auch, schließlich ist er Priester«, erwiderte Bruno. »Sich wegen des Teufels Sorgen zu machen gehört zu seinem Amt.«

Sie dachte nach. »Sie meinen, so wie im Sinne des vielzitierten Ausspruchs von Voltaire, wonach Gott verzeiht, weil es sein Beruf ist.«

Bruno lächelte. »Klingt vernünftig, aber ich wusste nicht, dass der Ausspruch von Voltaire

stammt.«

»Die Wahrscheinlichkeit, dass ein kluger Satz von ihm stammt, ist hoch«, entgegnete sie und deutete nun tatsächlich ein Lächeln an, das Bruno wie eine Belohnung vorkam. »Damit liegt man also meistens richtig.« Sie verfiel wieder in Schweigen, aber ihre Lippen lächelten noch. Sie schien darauf zu warten, dass er etwas sagte.

»Wohnen Sie in der Gegend oder sind Sie nur zu Besuch hier bei uns?«, fragte er. Er erinnerte sich, dass Foucher sie als seine Partnerin bezeichnet hatte. Sie trug keinen Ehering, nur ein eigenwillig geformtes schwarzes Band aus stumpfem Metall, das sich wie eine winzige Schlange um ihren Zeigefinger schmiegte. Sie bemerkte seinen Blick und veränderte ihren Griff am Zügel.

»Nur zu Besuch, aber der könnte etwas länger dauern und vielleicht dazu führen, dass ich am Ende eine Weile hierbleibe«, antwortete sie, wiederum verzögert, als hätte sie auf die Übersetzung seiner Frage gewartet.

»Der Bürgermeister hat mir von Ihren Plänen für ein Feriendorf erzählt«, sagte er, wobei ihm bewusst war, dass er nicht gerade geschickt vorging und ihr womöglich den Eindruck vermittelte, das Gespräch in die Länge ziehen zu wollen. »Ein ziemlich großes Projekt, das Sie da zu stemmen versuchen.«

Sie ging darauf nicht ein, zuckte nicht einmal mit den Schultern. »Ich sollte mich langsam auf den Rückweg machen. Unter anderem habe ich mich um eine ältere Dame zu kümmern.«

Bruno dachte an sein Telefonat mit Pamela. Vielleicht kannte sich diese Frau in der Pflege alter Menschen aus.

»Sie persönlich? Oder beschäftigen Sie eine Fachkraft?«, fragte er.

»Ich bin die Fachkraft. Ich hatte einen sehr weisen...« Sie stockte und wählte das nächste Wort wieder mit Bedacht. »Einen sehr weisen Berater, der schon früh erkannte, dass ich für eine Tänzerin zu groß werden würde, und mir deshalb geraten hat, mich zur Krankenschwester ausbilden zu lassen.«

Diesmal verriet ihre Miene tatsächlich eine Regung. Sie presste die Lippen aufeinander und senkte den Blick, aber nur einen Moment lang, nicht länger als ein Sonnenstrahl, der durch das Frühlingslaub drang. Sie nahm das Pferd beim Zügel und ging mit ihm auf den Pfad zu, der ins Tal zurückführte. »Au revoir.«

Er wollte sie fragen, ob sie noch tanzte und wie weit sie mit ihrer Tanzkarriere gekommen war, schaute ihr aber nur nach, vernahm das Klinnen der Sporen und bedauerte, ihr nicht geraten zu haben, sie abzunehmen, bevor sie zu Fuß durch den Wald davonging.

Bruno war früh aufgestanden, hatte die Hühner gefüttert und war eine Runde durch den Wald hinter dem Haus gelaufen, in dem er sich so gut auskannte, dass ihn die dichten Nebelschleier, die wie so häufig zu dieser Jahreszeit vom Flusstal aufstiegen, nicht beirren konnten. Wenn er seine Runden drehte, vermisste er Gigi, der ihn immer begleitet hatte, am meisten. Fast immer war er irgendwann von einer Duftspur weggelockt worden, aber stets zu ihm zurückgekehrt, um auf dem Rückweg über den Felsvorsprung mit ihm um die Wette zu laufen. Bruno war entschlossen, sich einen neuen Hund zuzulegen. Am liebsten hätte er wieder einen Welpen von der Hündin des Bürgermeisters, doch die war inzwischen zu alt für einen weiteren Wurf. In der Stadt gab es insgesamt fünf Bäckereien. Bruno machte vor derjenigen halt, die erst vor kurzem eröffnet hatte und mit einem Windmühlenmodell für sich warb. Dass die *boulangerie* einen Parkplatz hatte, war ein Grund für ihre Beliebtheit bei Kunden. Der andere war Louise, die attraktive Frau des Bäckers, die ihre Lippen spitzte und Bruno einen Kuss zuhauchte, als sie mit einem Brett voll frischer Brote aus der Backstube in den Laden kam. Er winkte zum Gruß, stellte sich hinten in die Käuferschlange und verlangte, als er an der Reihe war, drei Croissants und ein Baguette. Sie waren noch warm, als er den Campingplatz erreichte. Antoine hatte bereits Kaffee aufgesetzt.

»Danke für deine Hilfsbereitschaft«, sagte Bruno, als Antoine ihm eine Tasse einschenkte und auf dem Tresen zuschob. Anschließend schraubte er den Deckel von einem Glas Aprikosenmarmelade, die seine Frau gemacht hatte. Josette hantierte in der kleinen Küche hinter der Bar mit Butter und heißer Milch.

»Antoine freut sich darauf«, sagte sie. »Er hat schon seit langem vor, zu Beginn der Feriensaison den Fluss entlangzufahren, um zu sehen, wie die Strömung verläuft und was sich an den Uferbänken verändert hat.«

»Außerdem bin ich genauso neugierig wie du zu erfahren, wo unsere rätselhafte Frau in den Fluss gestiegen sein könnte«, sagte Antoine, brach sein Croissant entzwei und tunkte die eine Hälfte in seinen Kaffee. »Gibt's Neues über sie?«, fragte er.

Bruno schüttelte den Kopf. »Das Autopsiebergebnis steht noch aus«, antwortete er mit vollem Mund. »Übrigens, ist dir zu der Flasche, die im Kahn lag, noch etwas eingefallen?«

»Nein, nur dass sie wie der Smirnoff aussieht, den ich hier verkaufe«, erwiderte er und zeigte auf die Flaschen auf dem Bord über der Bar. Bruno nahm sich vor, die Kriminaltechnik darauf hinzuweisen.

Sie beendeten ihr Frühstück, luden ein Kanu auf den Anhänger und machten sich auf den Weg nach Montignac rund dreißig Kilometer flussaufwärts. Eine weitere Strecke hatte der Kahn mit der toten Frau aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zurückgelegt. Antoine tippte darauf, dass er wohl eher in der Nähe von Saint-Denis zu Wasser gelassen worden war, und Bruno glaubte, dass sie zu diesem Zeitpunkt noch gelebt und sich den tödlichen Cocktail aus Pillen und Wodka erst im Kahn gegeben hatte, was bedeuten würde, dass der Tod einige Zeit nach dem Ablegen eingetreten war.

Der Morgen war noch kühl, als sie die Schwimmwesten anlegten und das Kanu zu Wasser ließen. Josette winkte ihnen zum Abschied und fuhr den Transporter zurück zum Campingplatz. Antoine setzte sich ins Heck, zog Köder auf die Haken, nahm seine Angelschnur und befestigte sie an einem Beschlag in der Bordwand. Dann wickelte er eine ungeöffnete Flasche Bergerac Sec in ein Einkaufsnetz und senkte es ins Wasser, um den Wein zu kühlen. Außer ihnen war niemand auf dem Fluss. Langsam paddelten sie mit der Strömung und hielten vor jedem Bootshaus und

Anlegesteg kurz an, um sich genau umzusehen. Zu dieser Jahreszeit waren fast alle Bootshäuser noch verschlossen, und an keiner der flachen Uferstellen, an denen man einen Kahn hätte ins Wasser ziehen können, ließen sich frische Fuß- oder Schleifspuren erkennen.

Von den Uferstraßen und Treidelpfaden aus betrachtet, kannte Bruno den Fluss sehr viel besser als aus der Perspektive eines Paddlers, die völlig andere Blicke auf die tief hängenden Weiden, die hohen Eichen und Kastanienbäume mit ihrem Wechselspiel aus Licht und Schatten bot. Von einem auf den anderen Moment war es fast so dunkel wie in der Nacht, dann strahlend hell, das Wasser mal spiegelglatt, mal zu schäumenden Wellen aufgerührt. Das Wasser floss meist so langsam, dass man bequem hätte zu Fuß folgen können. Vor Flussbiegungen aber wurde die Strömung schneller, um gleich dahinter wieder abzureißen. Dort war die Wasseroberfläche so glatt, dass sich Bruno fast scheute, sie mit dem Paddel zu durchstoßen. Manchmal bildeten sich kleine Wellenkreise, wenn ein Fisch nach einer Mücke schnappte. Libellen schwirrten vorbei, und außer Vogelstimmen und dem gurgelnden Wasser unter dem Kanu war nichts zu hören.

Die Atmosphäre war fast einschläfernd, wozu auch der gleichmäßige Paddeltakt beitrug.

Weil er Eugénie und ihrem Pferd geholfen hatte, war er am Vortag zu spät zu Florence zum Abendessen gekommen, auf das er sich schon gefreut hatte. Florence hatte ihn zu sich in ihr Appartement neben der Schule eingeladen, wo sie jetzt arbeitete. Sie waren zu sechst gewesen: neben Bruno auch Rollo, der Rektor der örtlichen Schule, und seine Frau Mathilde, Serge, der Sportlehrer und einer der Stars der städtischen Rugbymannschaft, sowie Fabiola, die ungewöhnlich zurückhaltend wirkte.

Das Essen war schlicht gewesen: Als Vorspeise gab es geräucherten Lachs; darauf folgten ein Brathähnchen, ein Salat mit verschiedenen Käsesorten, die alle von Herstellern aus der näheren Umgebung kamen, und zum Schluss eine Apfeltarte von Fauquet. Florence hatte anerkennenswerterweise hiesige Weine gekauft, Bruno eine Flasche Pomerol beigesteuert und Rollo eine Flasche Chablis. Den Tisch schmückte ein von Fabiola mitgebrachter großer Strauß Narzissen. Der Abend war ein voller Erfolg gewesen.

Bruno hatte sich für Florence gefreut, denn es war nicht nur ihre erste Abendeinladung in Saint-Denis, sondern auch das erste Mal, dass sie den Rektor und seine Frau Mathilde zu Gast hatte. Bruno kannte Rollo schon sehr lange und hatte sich noch nicht daran gewöhnen können, ihn in der Rolle des Vorgesetzten von Florence zu sehen. Sie überließ ihm im Tischgespräch immer wieder diskret den Vortritt und bemühte sich, auch seine Frau mit einzubeziehen. Unvermeidlich kamen sie auch auf die Schule zu sprechen, auf den Lehrermangel in ländlichen Gebieten ganz allgemein, die viel zu geringe Zahl an Ausbildungsplätzen für Schulabgänger und die Änderungen im Lehrplan. Bruno nutzte die Gelegenheit zu fragen, ob sich Rollo oder Serge an Francette Junot erinnerte.

»Aus ihr hätte eine gute Leichtathletin werden können, aber wie die meisten Mädchen hat sie in der Pubertät das Interesse am Sport verloren«, antwortete Serge. Rollo berichtete, sie sei mathematisch begabt gewesen, habe aber nie ihre Hausaufgaben gemacht und deutlich zu erkennen gegeben, dass sie so früh wie möglich die Schule verlassen wollte, um Geld zu verdienen. Das Gespräch hatte schon eine andere Wendung genommen, als Mathilde plötzlich sagte: »Ich kannte sie nicht gut, hatte aber den Eindruck, dass sie kreuzunglücklich war.«

Alle merkten auf. Mathilde, die im Büro eines Wirtschaftsprüfers vor Ort in Teilzeit arbeitete, war nicht bekannt dafür, dass sie über Schulangelegenheiten sprach.

»Männern fällt so etwas vielleicht nicht auf, aber sie war immer sehr unvorteilhaft angezogen, und die anderen Mädchen haben sich über sie lustig gemacht. Ich weiß noch, wie ich einmal an der

Bushaltestelle vorbeigekommen bin und gehört habe, wie über sie hergezogen wurde. Sie soll Sachen aus der *Action Catholique* getragen haben, die von einer ihrer Mitschülerinnen dort abgegeben worden waren. Kinder in diesem Alter können ja so gehässig sein. Vielleicht konnte es Francette deshalb kaum erwarten, die Schule zu verlassen.«

Es blieb eine Weile still am Tisch, bis Florence mit heiterer Stimme erklärte, dass sie dank ihres neuen Jobs ihre Garderobe nicht mehr von einer Wohltätigkeitseinrichtung beziehen müsse. Bruno war froh, erwähnt zu haben, wie attraktiv Florence heute aussehe, und dass ihm die neue Frisur aufgefallen sei. Sie trug ihre blonden Haare nun kürzer, was ihr etwas längliches Gesicht optisch verkürzte.

Antoine schnalzte plötzlich laut mit der Zunge und holte Bruno damit aus seinen Erinnerungen in die Gegenwart zurück. Offenbar hatte ein Fisch angebissen. Statt der sanft geschwungenen grünen Hügel, die sie hinter sich zurückgelassen hatten, ragten nun schroffe Kalkfelsen auf. Die Brücke von Thonac kam in Sicht. Antoine legte sein Paddel ab und holte die Angelschnur ein. Zwei kleine Forellen zappelten an den Haken.

»Na bitte.« Er holte ein kleines Holzbrett sowie einen mit Limonen gefüllten Beutel aus seiner Tasche und nahm sein Laguiole-Messer vom Gürtel. »Paddel du weiter, Bruno. Ich bereite uns derweil unseren *casse-croûte* vor.«

Bruno warf ab und zu einen Blick zurück auf Antoine, der die Fische ausnahm, filetierte und in den Plastikbeutel steckte. Dann presste er den Saft der Limonen über die Filets, bis sie darin schwammen, band den Beutel zu, steckte frische Köder auf die Haken und griff wieder zum Paddel.

Als sie hinter der ersten großen Flussbiegung an der Kirche von Saint-Léon-sur-Vézère vorbeikamen, brannte die Sonne so heiß, dass Bruno sein Hemd auszog. Sie hatten drei weitere verschlossene Bootshäuser und mehrere wacklige Stege inspiziert, die, weil völlig vermoost, offenbar schon seit Monaten nicht mehr betreten worden waren. Zwei Stellen hatten sie ausfindig gemacht und auf der Karte markiert, an denen es gut möglich war, einen Kahn zu Wasser zu lassen: Dort wurden im Sommer Kanus ausgeliehen. Antoine kannte die Betreiber und versprach, mit ihnen zu telefonieren, obwohl er bezweifelte, dass der Kahn dort abgelegt hatte.

Kurz nach Saint-Léon-sur-Vézère, im Scheitelpunkt der großen Biegung, umspülte der Fluss mehrere Sandbänke voller Kieselsteine. Antoine steuerte auf eine von ihnen zu, ließ das Kanu auf Grund laufen und öffnete die Weinflasche. Bruno teilte mit seinem Taschenmesser das Baguette, während Antoine den Plastikbeutel öffnete und die marinierten Fischfilets daraus hervorholte. Sie schmeckten ein bisschen sauer, aber herrlich frisch und hier auf dem plätschernden Fluss einfach tausendmal köstlicher.

»Mein Lieblingsimbiss«, sagte Antoine. »Und wenn wir Glück haben, können wir zum Mittagessen noch ein paar Forellen grillen. Weiter unten, am alten Kloster, wimmelt es nur so von Fischen. Mein Vater sagte immer, dass das wegen der Latrinen der Mönche sei, aus denen Jahrhunderte lang Abwässer in den Fluss sickerten.«

»Und das sagst du erst jetzt?«, gab Bruno lachend zurück.

Nachdem sie sich gestärkt hatten, paddelten sie weiter an den Kalkfelsen entlang, in deren Höhlen sich Bruno gut auskannte. Das Wasser hatte über die Jahrhunderte tiefe Überhänge ausgewaschen, die jederzeit abzustürzen drohten. Auf dem gegenüberliegenden Ufer standen die Bäume so dicht, dass sie die Sonne abschirmten und Bruno zu frieren anfangt. Nebel stiegen vom Wasser auf und ließen die Landschaft unheimlich erscheinen.

Rechts sah Bruno nun einen Felsen aufragen, der in seiner geometrischen Formation wie das

Bollwerk einer Riesenburg aussah. Darunter war eine Reihe von Höhlenöffnungen zu erkennen und eine Art Galerie, deren Inneres im Schatten lag.

»Hier ist die Stelle, an der die Fische immer beißen«, sagte Antoine und riss Bruno aus seinen Träumereien. »Da oben liegt das alte Kloster, und in den Felslöchern haben Einsiedler gehaust. Drüben auf der anderen Seite siehst du die Kegeldächer vom Château Marzac hinter dem Felsvorsprung...« Er stockte. »Ich hab' wieder welche.«

Er holte die Schnur ein, und es zappelten tatsächlich zwei Forellen daran, jede an die zwanzig Zentimeter lang. Er holte sie mit dem Kescher ins Boot und nahm sie vom Haken, um sofort neue Köder aufzustecken und die Schnur wieder ins Wasser zu werfen. Auch mit dem neuen Versuch hatte er Glück.

»Sag ich doch, dass hier eine gute Stelle ist«, triumphierte er.

Bald weitete sich der Fluss. Die Sonne schien auf eine mit Kieselsteinen übersäte Insel mitten im Fluss. Bruno musste den Kopf einziehen, als Antoine das Kanu geschickt unter tief hängenden Zweigen hindurchsteuerte. Wenig später erreichten sie eine kleine, verborgene Bucht mit Kieselstrand und einem verfallenen Bootshaus.

»*Tiens!*«, sagte Antoine. »Das Wasser ist durchgebrochen.« Er zeigte mit dem Paddel auf eine Stelle unter den ausladenden Bäumen, und Bruno sah, dass die Hauptströmung ihre Richtung änderte und eine Lagune flutete. Er steuerte das Kanu näher an den Durchbruch heran, der weniger als einen Meter breit war. Beide mussten kräftig die Paddel einsetzen, um das Kanu in der überraschend starken Strömung auf Kurs zu halten.

»Wie kommt es, dass die Strömung einen anderen Weg einschlägt?«, fragte Bruno.

»Das liegt an den écrevisses«, antwortete Antoine. Flusskrebse, die wie kleine Hummer aussahen und noch besser schmeckten. Sie hatten wahrscheinlich über Jahre hinweg an einem versunkenen Baumstamm geknabbert. Von ihm war eine Art Damm zusammengehalten worden, der die Strömung abgelenkt und sich dann nach heftigen Regenfällen aufgelöst hatte.

»Wenn sich die Frau hier das Leben genommen hat, wird sie vielleicht geglaubt haben, mit dem Kahn innerhalb des kleinen Sees zu bleiben«, spekulierte Bruno. »Sie hat dieses Feuer gemacht, um den Kahn an Ort und Stelle zu versenken, und nicht damit gerechnet, dass die Strömung durchbricht und sie in den Hauptfluss zurückschwemmt. Könnte es so gewesen sein?«

»Möglich«, antwortete Antoine. »Das würde allerdings bedeuten, sie wollte ihren Tod geheim halten. Aber was ist mit der Theorie des *toubib*? Doktor Gelletreau meinte doch, sie hätte aus ihrem Abgang eine große Show machen wollen.«

Sie ließen sich von der Strömung in die Mitte der von Bäumen umstandenen Lagune treiben und paddelten dann auf den kleinen Strand zu, wo sie ausstiegen und auf das alte Bootshaus zugingen. Die Tür wurde nur von einem einfachen Holzriegel versperrt. Dahinter entdeckten sie das Wrack eines alten Segelbootes, in dem allenfalls ein Erwachsener und ein Kind Platz gefunden hätten. Der Mast war von Würmern zerfressen. Bruno schaute sich um. An der Wand hingen alte Kleider und Seile unterschiedlicher Stärke. In einem Regal stapelten sich kleine Kästen zwischen verrosteten Ruderrollen und Paketen voller Nägel. Die Kleidungsstücke an der Wand waren dick verstaubt, bis auf eines. Er nahm es vom Haken. Es war ein schwarzer Kapuzenumhang aus grober Wolle und verströmte einen eigenartigen Geruch, der von einem Parfüm oder von Rauch herrühren mochte, aber so flüchtig war, dass Bruno ihn nicht identifizieren konnte. Jedenfalls schien der Umhang vor nicht allzu langer Zeit getragen worden zu sein.

»Ich würde sagen, der Kahn hat hier gelegen«, sagte Antoine und zeigte auf eine Stelle neben dem morschen Segelboot. Dann wies er zum Dach des Bootshauses, wo über durchhängenden

Sparren lange Stecken lagen. »Das sind Staken, mit denen diese Flusskähne voranbewegt wurden.«

Das zweiflügelige Tor, das auf das Wasser hinausführte, war mit einer Schnur gesichert. Also gingen sie durch die Hintertür wieder nach draußen und fanden tatsächlich Schleifspuren zwischen Tor und Fluss. Der Boden ringsum war zertreten, doch konnte Bruno keine Fußabdrücke erkennen, nur die üblichen Spuren von Enten, Wühlmäusen und Wasserratten.

»Im Bootshaus hat mit Sicherheit ein Kahn gelegen, und er könnte hier zu Wasser gelassen worden sein«, sagte Antoine. »Wenn du mich fragst, es spricht alles dafür, dass wir die Stelle gefunden haben.«

Das Bootshaus, so erklärte er, stand auf dem Land, das zum Roten Château gehörte, benannt nach der Besitzerin, der Roten Komtesse. Bruno erinnerte sich vage, diesen Namen einmal gehört zu haben.

»Du wirst sie nicht mehr kennengelernt haben«, sagte Antoine. »Sie war früher eine Berühmtheit hier bei uns, eine Aristokratin, die sich für die Kommunistische Partei starkgemacht hat. Sie stand damals häufig in den Zeitungen, führte Demonstrationen an und hielt Reden. Sie war auch ein Star der Filmfestspiele von Cannes und regelmäßiger Gast der Pferderennen von Longchamps. Yves Montand war mit ihr liiert, auch Camus. Und natürlich Malraux.«

Die Rote Komtesse, dachte Bruno. Vor seiner Zeit war das ein Name gewesen, den man kennen musste. Der Name erinnerte ihn auch an Wochenschauen aus einem älteren Frankreich, dem der 1950er Jahre – dem Frankreich Jean-Paul Sartres und einer starken kommunistischen Partei –, an die Piaf im Olympia oder Jacques Brel und die verrauchten Nachtklubs am linken Seineufer. Noch andere Erinnerungen wurden wach: an den *Chant des Partisans* und die Parade der Résistance-Helden vor dem Arc de Triomphe am 18. Juni, dem Tag, als de Gaulle von London aus im Radio zum Widerstand aufgerufen hatte. Bruno fragte, ob die Komtesse auch damit in Verbindung stand, und Antoine nickte.

»Als Teenager war sie Kurier der Résistance, ein Fahrrad fahrendes Mädchen aus besseren Kreisen. Sie kam durch jede Straßensperre und wurde dafür nach dem Krieg mit Medaillen ausgezeichnet.«

»Ist sie hier geboren?«, fragte Bruno. Er lebte schon seit zehn Jahren in Saint-Denis, doch vieles aus der Lokalgeschichte kannte er immer noch nicht.

»Ja, auf dem Anwesen der Familie. Hier ist sie auch aufgewachsen. Sie kam später noch öfter zu Besuch, aber nun habe ich seit Jahren nichts mehr von ihr gehört. Mein Onkel arbeitete für sie als Gärtner. Er hat sie regelrecht verehrt. Ich bin ihr sogar einmal begegnet, irgendwann in den späten Fünfzigern, als sie zu meinem Onkel in den Schuppen kam, um ihn zu sprechen. Ich war damals acht oder neun und fand sie umwerfend schön. Ich habe immer noch das Buch, das sie mir geschenkt hat, über König Artus und die Ritter der Tafelrunde.« Er lachte. »Dabei habe ich sie mir immer als Guinevere vorgestellt. Du weißt ja, wie Jungs so sind.«

Bruno nickte, ging einige Schritte zurück und blickte auf den Pfad, der vom Bootshaus in den Wald führte, dann seitlich abbog, ohne dass ein Gebäude in Sicht kam. »Wie weit ist es bis zum Château?«

»Ein paar hundert Meter. Es liegt dort oben hinter diesen Felsen, zwischen den Hügeln dort.« Antoine schaute auf die Uhr. »Wenn du noch weitere Nachforschungen anstellen willst, verschiebe sie lieber auf später. Wir sollten jetzt weiterpaddeln, denn es liegt noch eine lange Strecke Fluss vor uns.«

Sie setzten sich wieder ins Kanu und paddelten durch eine Flussschleife auf die Brücke von Grand Roc zu, vor der eine hübsche neue Anlegestelle eingerichtet worden war. Helle Steinstufen

und ein Kiespfad führten den Hang hinauf zu einem großen restaurierten Gebäude aus dem honigfarbenen Gestein der Gegend, dem eine weite Terrasse vorgelagert war. Unten an der Anlegestelle stand eine Frau, die mit der Hand die Augen abschirmte. Als Bruno mit dem Paddel grüßte, winkte sie zurück.

»Letztes Jahr ist an dieser Anlegestelle noch gearbeitet worden«, sagte Antoine. »Da oben sieht man den Giebel der Kapelle von Saint-Philippon, dem alten verlassenen Örtchen. Fahren wir mal rüber.«

»Willkommen in der Auberge Saint-Philippon«, begrüßte sie die Frau, nachdem sie angelegt hatten und ausgestiegen waren. Sie war überdurchschnittlich groß, hatte eine sportliche Figur wie eine Tennisspielerin und ausgesprochen gut geschnittenes helles Haar. Ihr Friseur, dachte Bruno, war bestimmt nicht aus der näheren Umgebung. Sie bestand freundlich darauf, mit ihrem Vornamen Béatrice genannt zu werden, und erklärte, die Managerin des neu eröffneten Hotels zu sein. Ihr Alter war schwer einzuschätzen. Bruno vermutete, dass sie Anfang vierzig war und viel Zeit und Mühe darauf verwandte, jünger auszusehen. Sie trug ein blauweiß gestreiftes Hemdblusenkleid, das sommerlich und praktisch zugleich war. Ihre Augen funkelten, als fände sie das Leben unendlich reizvoll. Doch als Bruno erklärte, in welcher Mission er unterwegs war, wurde ihre Miene ernst.

»Nein, ich habe keine toten Frauen hier vorbeitreiben sehen. Aber Sie sind herzlich eingeladen, das Personal und unsere Gäste zu befragen. Und wie wär's mit einem Drink? Die Paddelei muss ziemlich anstrengend sein«, sagte sie. »Wie Sie sehen, haben wir noch kein Bootshaus und auch keine Boote. Sie sind die Ersten, die hier anlegen. Vielleicht sollten Sie für meine neue Anlegestelle einen Namen aussuchen und sie taufen.«

Der Steg ragte gut einen Meter aus dem Wasser, und noch gab es keine Rampe, über die man Boote an Land ziehen konnte, geschweige denn ein Fundament für ein Bootshaus. Bruno hatte von Plänen für ein Hotel gehört, war aber überrascht, dass es schon geöffnet hatte. Während Antoine das Kanu festmachte, legte Bruno die Schwimmweste ab und zog sein Hemd an. Dabei entging ihm nicht, dass Béatrice seinen nackten Oberkörper taxierte. Über eine Holzleiter kletterte er auf den Steg und stellte fest, dass Béatrice doch nicht so groß war, wie es ihm vom Boot aus vorgekommen war. Sie reichte ihm nur bis zur Nase, doch das Kleid ließ sie größer erscheinen. Am Handgelenk trug sie eine Tank Solo von Cartier, eine Uhr, die er erkannte, weil eine frühere Freundin einmal eine Fälschung aus China mitgebracht und auch dann noch als Schmuckstück getragen hatte, nachdem sie kaputtgegangen war. Bruno zweifelte keinen Augenblick daran, dass Béatrices Exemplar echt war.

Sie führte sie den Hang hinauf. Auf einem großen flachen Rasenstück stand ein Windsack, der darauf schließen ließ, dass hier Hubschrauber landen konnten. Dahinter tauchte die *auberge* in ihrer vollen Größe auf, ein Gebäude, das, wie Bruno vermutete, aus dem 18. Jahrhundert stammte und aufwendig renoviert worden war. Es bestand aus zwei Stockwerken mit hohen Fenstern und geöffneten grauen Fensterläden, darüber ein mit dunklem Schiefer gedecktes Mansardendach, in das kleine, halbrunde Fenster eingelassen waren. Breite Stufen führten zum doppeltürigen Eingang unter einem hübschen, von Säulen gestützten Vordach, flankiert von zwei verwitterten Steinputten mit Vasen im Arm, in denen frische Osterglocken steckten. Ein Schild mit dem Namen des Hotels war nirgends zu sehen, auch kein Pförtner.

»Sehr beeindruckend, Madame«, sagte Bruno. »Managerin eines solchen Hotels wird man bestimmt nicht von ungefähr. Wo haben Sie vorher gearbeitet?«

»In Paris, bei einem Catering-Unternehmen, das sich auf Firmenbewirtung spezialisiert hat«,

antwortete sie charmant. »Darauf werden wir auch hier unser Hauptaugenmerk legen.«

Béatrice führte sie auf die mit Steinfliesen ausgelegte Terrasse, die zur Hälfte mit Tischen und Sonnenschirmen bestückt war. Ein Teil der Terrasse war von Weinranken überdacht. Manche Tische waren gedeckt. An einem saßen zwei Araber, dem Aussehen nach Militärs in Zivil, wie Bruno fand. Sie aßen Fisch, während ein elegant gekleideter Geschäftsmann in Französisch auf sie einredete. An einem anderen Tisch unterhielten sich drei Russen miteinander. Neben einer modernen Skulptur, die auch als Springbrunnen fungierte, tranken drei weitere Männer ihre Aperitifs. Bruno erkannte zwei von ihnen, als sie sich zu ihm umdrehten. Der eine war Foucher, der junge Mann im weißen Jaguar, der am Vortag in den Fluss gestiegen war, der andere Brunos enger Freund und Tennispartner, der Baron, ein Unternehmer im Ruhestand, dem ein Großteil der Ländereien rund um Saint-Denis gehörte.

»Mein lieber Bruno, was für eine Freude!« Er stand auf, umarmte ihn und schüttelte Antoine die Hand. »Ich sehe, ihr habt schon Bekanntschaft mit der bezaubernden Béatrice gemacht, und wie ich erfahren habe, seid ihr auch schon dem jungen Monsieur Foucher begegnet. Bleibt mir nur noch, meinen neuen Freund César de Vexin vorzustellen, der im Unterschied zu mir ein echter Aristokrat ist und auf einen sehr langen Stammbaum verweisen kann. Der Graf ist der Mann hinter dem neuen Feriendorfprojekt. Darüber unterhalten wir uns gerade.«

»Da will ich nicht stören«, entgegnete Bruno, amüsiert über die verstohlenen Seitenblicke des Barons auf Béatrice. »Antoine und ich suchen den Fluss ab nach der Stelle, wo die Frau vor ihrem Tod ihren Kahn zu Wasser gelassen haben könnte. Sie haben bestimmt davon gehört«, sagte er mit Blick auf den Grafen.

»In der Tat«, erwiderte Vexin, zog theatralisch eine buschige Augenbraue hoch und strich mit einer Hand, die ein goldener Siegelring schmückte, das ziemlich lange, glänzend schwarze Haar zurück. »Aus der Zeitung.«

Er nahm die jüngste Ausgabe der *Sud-Ouest* von einem leeren Stuhl und hielt das Titelblatt in die Höhe. Das darauf abgebildete Foto war von der Brücke in Saint-Denis aufgenommen worden und zeigte die Tote mit ausgestreckten Armen auf dem Rücken liegend. Aus Rücksicht auf die jüngeren Leser hatte der Herausgeber Brüste und Scham überschwärzen lassen. Das Pentagramm auf dem Bauch war als Vergrößerung auf einer zweiten Abbildung zu sehen. Die Überschrift in Fettdruck fragte: »Satanismus in Saint-Denis?«

»Monströs ist das. So etwas möchte ich nicht mit unserer Stadt in Verbindung gebracht sehen«, schimpfte der Bürgermeister und warf die Zeitung verächtlich auf den Konferenztisch.

»Warum eigentlich nicht?«, widersprach Jérôme, der einen kleinen historischen Themenpark managte, in dem Jeanne d'Arc zweimal täglich auf einem Scheiterhaufen brannte. »Im Gegenteil. Durch solche Meldungen fallen wir doch gerade auf. Es könnte genau die Publicity sein, die wir brauchen.«

»Wir hatten heute Morgen jede Menge Buchungen«, stimmte Philippe zu, der das Hôtel Saint-Denis leitete und als Ratsmitglied die Interessen der Geschäftsleute vertrat. Er deutete hinunter auf den Marktplatz. »Die Bars und Cafés sind schon jetzt gut besucht. Vielleicht wünschen Sie sich ja ein anderes Image für unsere Stadt, aber immerhin werden Besucher angelockt.«

»Der Teufel geht seltsame Wege«, sagte Pater Sentout. Er war kein besonderer Freund des Bürgermeisters, und dass er an dieser Ratssitzung teilnahm, passte dem Bürgermeister überhaupt nicht.

Bruno blätterte durch die Zeitung und schlug ein Foto auf, das Foucher zeigte, wie er auf den Kahn zuzuhechten versuchte; auf einem anderen Foto waren er und Antoine neben Maurice zu sehen, der gerade seine Angelschnur auswarf. Von den schwarzen Kerzen oder dem geköpften Hahn stand in dem Artikel nichts. Bruno wollte versuchen, beides für sich zu behalten.

»War doch klar, dass dieser Fall die Freunde von Schauergeschichten auf den Plan ruft. Aber denken Sie an die längerfristigen Folgen. Ich will nicht, dass es heißt, wir seien alle Teufelsanbeter«, meinte der Bürgermeister. Und an Bruno gewandt: »Wie laufen die Ermittlungen? Wissen wir schon, wer diese unglückliche Frau war?«

Bruno schüttelte den Kopf. Die Todesursache sei nicht ersichtlich, die Tote sei nicht als vermisst gemeldet, und es gebe keine Anzeichen von Gewaltanwendung, dafür aber für schweren Kokainmissbrauch. Alles spreche für Selbstmord.

»Ich habe einige Hinweise und werde sie mit der *police nationale* weiterverfolgen.«

»Vielleicht lässt sich diesem Satanismusgerede ja etwas Positives abgewinnen«, schlug Jérôme vor. »Etwas, das uns gute Schlagzeilen einbringt.« Er wandte sich an Pater Sentout. »Ich denke da an ein Exorzismusritual auf der Brücke.«

»Unsinn. Damit würden wir uns nur lächerlich machen«, blaffte der Bürgermeister. Bruno blickte verwundert auf. Mangin war ein schlauer alter Fuchs, der in einer politischen Runde normalerweise die Reaktionen der anderen Teilnehmer abwartete, ehe er sich selbst festlegte. Betretenes Schweigen.

»Das wäre mir etwas vorschnell«, meinte der Priester, um die Gemüter zu beruhigen. »Wir wissen ja nicht einmal, ob irgendjemand vom Teufel besessen ist. Bislang gibt es nur Hinweise auf ein unbestimmtes satanisches Ritual. Eines macht mir allerdings zu schaffen...«

Er legte eine bedeutungsvolle Pause ein, und tatsächlich beugten sich alle neugierig vor, auch der Bürgermeister. Bruno schmunzelte in sich hinein. Pater Sentout war offenbar ein genauso geschickter Taktiker wie der Bürgermeister.

»Mich erinnert die ganze Inszenierung an ein klassisches Beispiel für Satanismus. Die nackte Frau mit den ausgestreckten Armen, die so eine ungefähre Kreuzform bildet. Das auf den Bauch geschmierte Pentagramm, die schwarzen Kerzen...«

»Fahren Sie fort«, sagte der Bürgermeister.

»Nicht alle, aber viele Indizien passen zu einer schwarzen Messe«, erklärte der Priester. »In der

klassischen Form dieser scheußlichen Blasphemie wird die heilige Kommunion verspottet. Die Hostie, die sich beim Abendmahl in den Leib Christi verwandelt, wird in der schwarzen Messe zum Werkzeug des Teufels und meist in den Intimbereich einer nackten Frau eingeführt, die im Mittelpunkt der Zeremonie steht.«

Bruno rutschte nervös auf seinem Stuhl hin und her, denn er erinnerte sich an das, was Dr. Gelletreau mit der Pinzette aus der Scheide der Toten gezogen hatte. Er nahm sich vor, in der Gerichtsmedizin anzurufen und nachzufragen.

»Außerdem werden Blutopfer gebracht«, fuhr der Priester fort. »Für gewöhnlich schneidet man einem schwarzen Hahn den Kopf ab und besudelt die nackte Frau mit dessen Blut. Auch das wieder zum Spott der Wandlung von Wein in das Blut Christi.«

»Worum geht es eigentlich letztlich bei einer solchen schwarzen Messe?«, wollte Bruno wissen. Er war neugierig und hatte im Gegensatz zum Bürgermeister eine Schwäche für den kleinen, pummeligen Priester, wohl nicht zuletzt deshalb, weil er in dessen Haus schon an mehreren üppigen Festmahlen teilgenommen hatte. Darüber hinaus war Pater Sentout ein großer Fan der Rugbymannschaft und Unterstützer der *minimes*, der Kinder, die Bruno trainierte. Einmal im Jahr widmete er ihnen einen Gottesdienst und stellte die Kollekte für neue Trikots oder Fahrten zu Auswärtsspielen zur Verfügung.

»Was wir über schwarze Messen wissen, stammt zum großen Teil aus der Regierungszeit des *Roi Soleil*, des Sonnenkönigs Ludwig XIV., begann der Priester, dem es sichtlich gefiel, mit seinem Wissen punkten zu können. »Im 17. Jahrhundert schlug diese Geschichte wahrscheinlich ebenso hohe Wellen wie die Ermordung Kennedys. Pamphlete, die darüber verfasst wurden, wurden in ganz Europa in Umlauf gebracht.«

Er erinnerte seine Zuhörer an die berühmte Mätresse des Königs, die gefeierte Marquise de Montespan. Françoise de Rochechouart de Mortemart, Spross einer der ältesten französischen Adelsfamilien, war 1641 zur Welt gekommen. Dank ihrer hohen Geburt und der Beziehungen ihrer Mutter zum Hof avancierte sie zur Hofdame von Ludwigs Gemahlin, Königin Marie-Thérèse von Österreich.

»Putain de merde, sag ich's doch«, murmelte Montsouris, der einzige Kommunist im Stadtrat. »Die verdammten Aristokraten stecken wieder einmal dahinter.«

»Zu dieser Zeit«, fuhr der Priester fort, »hatte der König schon eine Mätresse namens Louise de la Vallière, die Madame de Montespan aus der königlichen Gunst zu verdrängen versuchte, und zwar durch Hexerei. Ihre erste Verbündete war Catherine Monvoisin, eine Kräuterfrau oder Hexe, die von etlichen Frauen am Hof zu Rate gezogen wurde, wenn diese eine ungewollte Schwangerschaft abbrechen wollten. Dann überredete die Marquise den abtrünnigen Priester Étienne Guibourg, eine schwarze Messe abzuhalten und einen Liebestrank zu mischen, mit dem sie das Herz des Königs zu gewinnen hoffte. Der Trank hatte eine ganz besondere Zutat: eine entweihte Hostie, die sich die Marquise während der schwarzen Messe in ihre Scheide hatte stecken lassen. Der Skandal wurde ruchbar und ein Gerichtsverfahren mit dem Ergebnis eröffnet, dass die Hexe hingerichtet und der Priester eingekerkert wurde. Madame de Montespan aber durfte es sich im Bett des Königs gemütlich machen.«

»Wie konnte sie damit durchkommen?«, fragte der Bürgermeister. Bruno grinste. Selten hatte Pater Sentout eine so aufmerksame Zuhörerschaft.

»Angeblich hat sie den König mit ihren sinnlichen Reizen um den Finger gewickelt und sich damit Immunität verschafft. Ich persönlich glaube aber, dass der Satan seine Hand im Spiel hatte«, antwortete der Priester. »Was wir von der toten Frau wissen, die gestern in einem Kahn auf

dem Fluss durch unsere Stadt getrieben ist, lässt eine genaue Wiederholung der schwarzen Messe vermuten, die vor über dreihundert Jahren am nackten Körper der Madame de Montespan gefeiert wurde.«

Es blieb eine Weile still. Plötzlich meldete sich Jérôme zu Wort, mit einem fast gierig wirkenden Leuchten in den Augen. »Da fällt mir was ein. Wir haben doch darüber nachgedacht, den Themenpark zu erweitern. Wie wäre eine Installation mit Ludwig XIV., der königlichen Mätresse und einer schwarzen Messe? Ich könnte mir vorstellen, dass sich viele Besucher dafür begeistern würden.«

Der Bürgermeister warf Jérôme einen vernichtenden Blick zu. »Eine solche Erweiterung wird von der Mairie mit Sicherheit nicht befürwortet«, sagte er und schaute finster in die Runde. »Sie ahnen jetzt vielleicht, warum mir dieser Satanismus-Zirkus zuwider ist. Und gerade Sie, Pater, müssten es wissen.«

»Mir ist bewusst, dass Ihnen und vielleicht einigen anderen Herren hier im Saal nicht gefällt, was heute über mich in der Zeitung steht. Aber die Geschichte lässt sich nun mal nicht leugnen«, entgegnete der Priester gleichmütig. »Und wenn ich sehe, dass der Satan sein Unwesen treibt, ist es meine Pflicht, im Namen des *bon Dieu* zu den Waffen zu greifen.«

Bruno sah, dass der Pater alle Ratsmitglieder nacheinander ins Auge fasste. Die frommen Katholiken, deren Zustimmung gewiss war, streifte er nur. Länger verweilte er bei denen, die für ihre religiöse Gleichgültigkeit bekannt waren und die der Kirche nur aus Tradition treu blieben. Sie, die sich nur zu Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen im Gottesdienst zeigten, stellten die Mehrheit des Rates. Schließlich richtete der Priester seinen Blick auf Bruno.

»Auch wenn Sie noch nie bei mir zur Beichte waren, Bruno«, sagte er, »weiß ich, dass Sie in den Bosnienkriegen viel Leid gesehen und erfahren haben, dass das Böse noch immer die Welt heimsucht.«

»Das Böse haben Menschen zu verantworten, Pater, und nicht übernatürliche Wesen«, entgegnete Bruno.

»Sind Sie sicher? Sie, mein lieber Bruno, wissen doch wie kaum ein anderer, dass es inmitten solcher Greuel Liebe und Freundlichkeit geben kann, Momente des Friedens trotz aller Verbrechen. Beweist das nicht, dass Gott anwesend ist?«

Bruno fragte sich, wie viel Pater Sentout über seine Zeit in Bosnien wusste. Ob ihm tatsächlich auch von seiner tragischen Liebe zu Katarina berichtet worden war? Mit seiner Einheit hatte er die bosnische Lehrerin und andere Frauen aus einem serbischen Militärbordell herausgeholt, wo sie gefangen gehalten und missbraucht worden waren. Davon wussten nur die wenigsten, und er behielt auch für sich, dass jedes Jahr, wenn mit dem Herbst das Wetter kalt und feucht wurde, seine von einer serbischen Kugel angeschossene Hüfte wieder zu schmerzen anfing und die Albträume aus seiner Zeit in den Bergen um Sarajewo zurückkehrten. Er seufzte innerlich, weil ihm bewusst wurde, dass in einer so kleinen Stadt offenbar nur wenig geheim gehalten werden konnte.

»Liebe entsteht zwischen Menschen, Pater«, sagte er. »Ich weiß nicht, ob wir einen Gott brauchen, der sie stiftet.«

»Dieselben Menschen, die abscheulichste Verbrechen begehen, sind auch in der Lage, Barmherzigkeit und Güte walten zu lassen«, erwiderte der Priester. »Gott und der Satan liegen immer im Streit miteinander, und zwar in uns, und unsere Seelen sind gerade dann in größter Gefahr, wenn wir das vergessen. Darum bin ich überzeugt davon, dass das Böse hier bei uns am Werk ist, egal aus welchen Motiven hier Satanismus betrieben wird. Ihn zu ignorieren wäre höchst

riskant. Meine Sorge gilt der Unsterblichkeit eurer Seelen. Sie, mein lieber Bruno, müssen sich um die Gefahren für unsere Stadt sorgen, wenn das Böse überhandnimmt.«

Damit lehnte er sich, offenbar plötzlich erschöpft, zurück und sagte im Brustton der Überzeugung: »Uns steht in dieser Sache noch einiges bevor. Merken Sie sich meine Worte.«

Der Bürgermeister räusperte sich. »Danke, Pater, für Ihren interessanten historischen Exkurs. Ich glaube allerdings nicht, dass die Intrigen am Hof des Sonnenkönigs in unserem Fall weiterhelfen. Aus dem Bericht unseres Polizeichefs geht hervor, dass wir es wahrscheinlich mit dem Selbstmord einer aus dem Gleichgewicht geratenen Frau zu tun haben, und darum möchte ich Sie alle – und auch Sie, Pater – bitten, den Medien gegenüber nichts anderes verlauten zu lassen.«

»Eins noch, Monsieur le Maire«, sagte Bruno, der noch von seinen Ermittlungen auf dem Fluss berichten wollte. »Wir haben drei Stellen gefunden, an denen der Kahn möglicherweise zu Wasser gelassen wurde. Ich werde sie noch einmal mit einem Kollegen aus dem Stab von Commissaire Jalipeau von der *police nationale* inspizieren.«

Bruno beschrieb die Lagune unterhalb des Roten Châteaus, einen Anleger samt Bootshaus in der Nähe von Les Eyzies sowie eine Bachmündung mit morschem Steg unterhalb der Maison-Forte bei Reignac.

»Die Rote Komtesse«, sinnierte der Bürgermeister und lehnte sich mit wehmütigem Lächeln zurück. »Ich habe diesen Namen schon jahrelang nicht mehr gehört. Was ist aus ihr geworden? Sie müsste, wenn sie noch lebt, weit über achtzig sein.«

»Ich schätze, sie lebt noch«, sagte Montsouris. »Sie hätte sonst bestimmt eine Riesenbeerdigung gehabt, und davon hätten wir erfahren. Die Partei hält große Stücke auf sie. Im Ernst, ich hätte es mir nicht nehmen lassen, nach Paris zu fahren und an ihrer Beerdigung teilzunehmen, und wahrscheinlich wären alle Züge trauerbeflaggt gewesen.«

»De Gaulle bezeichnete sie als Heldin Frankreichs. Erinnern Sie sich?«, sagte der Bürgermeister. »Sie hatte damals gerade das uneheliche Kind eines getöteten Widerstandshelden zur Welt gebracht. Wurde darüber nicht auch ein Film gedreht?«

»Ja, *Die rote Komtesse*«, sagte Louis Fouton, ein pensionierter Schullehrer und der Älteste am Tisch. »Entstanden Ende der Vierziger, vielleicht 1950. Ich habe ihn als Kind gesehen und kann mich noch gut an das heroische Pathos erinnern, an verschwommene Nahaufnahmen und deutsche Soldaten, die ›Achtung‹ und ›Donnerwetter‹ brüllten, während wir, die cleveren Franzosen, sie zum Narren hielten. Der Held war ein entflohener russischer Kriegsgefangener. Ich erinnere mich an Fotos der Roten Komtesse, aufgenommen im Kreml, wo sie der Moskauer Premiere beiwohnte.«

»In den Fünfzigern hat sie die Demonstrationen gegen unseren Kriegseinsatz in Indochina angeführt und später die algerische Unabhängigkeitsbewegung unterstützt«, wusste der Bürgermeister hinzuzufügen.

»Es gab wohl keine Befreiungsbewegung, die sie nicht unterstützte«, sagte Fouton, der seine alte Pfeife stopfte. Aus Respekt vor seinem Alter war es ihm als einziger Person erlaubt, im Ratssaal zu rauchen. »Und es gab keinen gutaussehenden Kerl, dem sie keine schönen Augen gemacht hätte.«

»Wussten Sie, dass Sie ein Nachfahre der Marquise de Montespan ist?«, fragte Pater Sentout in das Schweigen am Tisch, während alle ihr Gedächtnis nach Geschichten durchforschten, die den Ruhm der Komtesse erklärten.

»Die Rote Komtesse?«, schnaufte Montsouris. »*Va-t'en foutre!*«

»So ist es aber. Sie stammt von einem der unehelichen Kinder ab, die Madame de Montespan

mit Ludwig XIV. hatte«, versicherte der Pater. »Ich habe das recherchiert. Ihr Château war ein Geschenk des Königs, als er die Marquise der Kirche zum Trotz wieder zu sich nahm.«

»Wenn die Rote Komtesse noch lebt, wo wohnt sie jetzt?«, fragte der Bürgermeister. »Wohl kaum in unserer Nähe. Davon hätten wir doch bestimmt gehört.«

»Hauptsächlich in Paris. Sie hat noch eine jüngere Schwester, die ab und an im Château aufkreuzt«, konnte der Pater berichten. »Ich bin einmal gerufen worden, um in der Familienkapelle eine Messe zu lesen. Ein beeindruckendes Anwesen, wenn auch ein bisschen heruntergekommen.«

»Es müsste da doch einen Hausmeister geben, jemanden, der mir die Tür öffnet, wenn ich mich erkundigen will, oder?«, fragte Bruno.

»Das Château gehört nicht zu unserer Gemeinde. Ob *taxes d'habitation* abgeführt werden, weiß ich nicht. Aber das ließe sich herausfinden«, sagte der Bürgermeister. Er stand auf und gab zu verstehen, dass die Sitzung beendet war. »Bitte denken Sie daran, meine Herren, wir haben es mit dem tragischen Selbstmord einer gestörten Frau zu tun, wahrscheinlich begangen unter dem Einfluss von Drogen. Alles andere – Teufelsanbetung oder königliche Mätressen – ist reine Spekulation, auf die wir uns nicht einlassen sollten.«

Wenn er abends ausritt, nahm Bruno nie zweimal den selben Weg. Dass er diesmal denselben Weg eingeschlagen hatte, wurde ihm erst bewusst, als er wieder durch die langgezogene Waldlichtung trabte. Wenn er ehrlich war, hatte er gehofft, der geheimnisvollen Eugénie wiederzubegegnen. Und tatsächlich tauchte wenig später am Ausgang der Schneise die bekannte Silhouette einer Reiterin auf. Es reizte ihn, wie ein junger Angeber Eindruck zu schinden und auf sie zuzugaloppieren, um Hector im letzten Augenblick mit einem spektakulären Manöver abzubremsen, der sich dann womöglich noch wie ein Schlachttross aufbäumen und wiehern und mit den Vorderbeinen ausschlagen würde. Aber Bruno widerstand dieser Versuchung, zumal er kein so guter Reiter war und sich lächerlich machen würde, wenn er vom Pferd fiele. Stattdessen trabte er zügig auf Eugénie zu, was ihm Gelegenheit gab, sich ein paar Worte zurechtzulegen.

Eugénie war eine überaus attraktive Frau. Und Bruno fühlte sich einsam und angeschlagen, weil Pamela seit einem Monat in Schottland war, wo sie sich um ihre kranke Mutter kümmerte. Außerdem übte Isabelle, die feurige Inspectrice der *police nationale*, noch immer einen so starken Einfluss auf ihn aus, dass sie nur mit dem Finger zu schnippen brauchte, und er wäre ihr wieder verfallen. Aber sie lebte jetzt in Paris und machte eine steile Karriere im Stab des Innenministers. Nach einem wunderschönen Sommer und einer Liebesaffäre, in der beide restlos aufgegangen zu sein schienen, hatten sie noch einmal ein kurzes Wochenende zusammen verbracht, danach nur noch eine einzige, leidenschaftliche Nacht.

Warum verliebe ich mich immer in Frauen, die mit dem, was ich ihnen bieten kann, nicht zufrieden sind?, fragte sich Bruno. Was ist gegen ein beschauliches Leben an der Seite des Stadtpolizisten von Saint-Denis einzuwenden, Hühner und Enten zu füttern, Marmelade einzukochen und Kinder aufzuziehen? Aber Bruno machte sich nichts vor. Nicht die Frauen waren das Problem, sondern er und sein Hang zu unabhängigen, ehrgeizigen und selbständigen Frauen, für die Familie und Kinder nicht an erster Stelle standen, während sie für Bruno immer wichtiger wurden.

»Kommen Sie immer hier entlang?«, fragte Eugénie, als er sie erreicht hatte. Hector begrüßte die weiße Stute, indem er sie mit den Nüstern anstupste. Überrascht stellte Bruno fest, dass Eugénie fast genau so gekleidet war wie er. Sie trug Jeans und ein blaues Jeanshemd und hatte einen dunkelblauen Pullover um die Taille geschlungen.

»Nicht immer«, antwortete er. »Aber im Allgemeinen gibt Hector die Richtung vor, wenn ich ihn lasse.« Offenbar hatte sie ihn schon eine Weile beobachtet.

»Wie ich sehe, haben Sie Ihr Pferd beschlagen lassen«, sagte er.

»Ich bin hierher zurückgekommen, weil ich hoffte, Ihnen wieder zu begegnen«, erklärte sie freimütig. »Ich wollte Ihnen danken. Ihre Empfehlung war genau richtig. Victor, der Stallknecht, hat gute Arbeit geleistet. Ein netter alter Kerl. Er hat mir auch eine Karte mit allen Reitwegen gegeben.« Sie klopfte auf ihre Hosentasche.

In Brunos Hinterkopf klingelte eine kleine Alarmglocke. Wenn sie ihr Pferd in einem Stall untergebracht hatte, in dem auch andere Pferde standen, war dort sicher auch ein Hufschmied zur Stelle. Und falls Eugénie ihre Stute auf einem Reiterhof für die Dauer ihres Aufenthalts ausgeliehen hatte, wäre es vor Ort ein Leichtes, sie zu beschlagen. Sie hätte seinen Rat nicht nötig gehabt.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte er. Wie schon am Vorabend ließ sie sich Zeit, bevor sie mit einer Antwort herausrückte. Offenbar legte sie sich ihre Worte sehr genau im Kopf zurecht, was ihn

etwas nervös machte.

»Vielleicht haben Sie einen Vorschlag. Ich müsste nur irgendwann zurück zum Fort von Mauzac oder zur Brücke bei Les Eyzies. Von dort aus weiß ich dann allein weiter.«

»Wo kommen Sie denn her?«, wollte er wissen. Dass sie so ruhig und gefasst wirkte, fand er faszinierend.

»Von den Ställen von Meyrals. Ein Freund hat mich dorthin gebracht, nachdem Victor angerufen und gesagt hatte, dass ich mein Pferd abholen könne.«

»Von hier aus führt ein Reitweg zu der großen Höhle, die von Touristen gern besucht wird. Vielleicht kennen Sie sie schon.«

»Meinen Sie die sogenannte Teufelshöhle, in der manchmal Jazzkonzerte stattfinden? Die mit den Stalagmiten?«

Bruno nickte. »So hieß sie früher. Wir nennen sie Gouffre de Colombac. Der Manager meint, ein solcher Name käme bei den Touristen besser an. Dort schließt sich ein Forstweg an, auf dem Sie ein Stück galoppieren könnten. Auf ihm gelangen Sie zum Steinbruch von Campagne, vor dessen Zufahrt ein Wegweiser nach Les Eyzies steht. Haben Sie es von dort aus noch weit?«

»Nein«, antwortete sie ausweichend und drückte ihrem Pferd die Absätze in die Seiten. Sie legte ein Tempo vor, das wegen der tiefhängenden Zweige ziemlich riskant war. Bruno folgte und hielt Hector am kurzen Zügel, da er wusste, dass sein Pferd gern die Führung übernahm. Für ein Überholmanöver war aber der Pfad zu schmal.

Vor der Höhle angekommen, die für Besucher noch geschlossen war, hatte ihre bleiche Haut eine frischere Farbe angenommen, und ihre Augen leuchteten. Kaum hatte er ihr den Pfad am Ende des Parkplatzes gezeigt, der auf den Forstweg zuführte, trieb sie ihre Stute wieder an und beugte sich tief über deren Mähne, um den herabhängenden Zweigen auszuweichen. Er folgte in etwas gemächlicherem Tempo und versprach Hector, der ihr gerne nachgejagt wäre, ihm auf dem breiteren Forstweg freien Lauf zu lassen. Eugénie würde bestimmt am Ende des Pfades auf ihn warten, weil sie vermutlich nicht wusste, ob es links oder rechts weiterging. Aber offenbar hatte sie einen ausgeprägten Orientierungssinn, denn sie war ohne zu zögern richtig abgebogen und schon ein gutes Stück voraus, als Bruno unter den Bäumen auftauchte.

Das andere Pferd auf dem breiten Weg vor sich zu sehen, stachelte Hector an. Bruno spürte, wie sein Pferd die Gangart wechselte. Es reckte den Hals und legte sich ins Zeug, um zu Eugénie und ihrem Schimmel aufzuschließen. Der bewaldete Hang auf der einen und die weite Weide auf der anderen Seite flogen vorbei. Dass Eugénie eine Reitgerte bei sich trug, sah Bruno erst jetzt, als sie Gebrauch davon machte. Sie wollte anscheinend unbedingt die Führung behalten und glaubte wohl, sich mit Bruno ein Rennen liefern zu müssen. Wenn es das war, was sie wollte, dachte Bruno, hatte sie sich in Hector gründlich verschätzt, denn der besaß ungeahntes Stehvermögen und brannte darauf, selbst die Spitze zu übernehmen. Sein Pferd lief ganz entspannt, konnte aber jederzeit zulegen.

Der Weg stieg an, und Eugénies Stute fing an sich zu quälen. Ihr Kopf ging auf und ab, und Schaumflocken flogen ihr vom Maul. Eugénie richtete sich in den Steigbügeln auf und brachte wieder die Gerte zum Einsatz – sehr zu Brunos Missfallen, der gelernt hatte, dass man ein Pferd nie auf solche Weise antreiben sollte.

Der Steinbruch, eine große braune Wunde in der grünen Hügellandschaft, war nur noch rund fünfhundert Meter entfernt, als Hector gleichzog und den Schimmel mühelos passierte. Bruno hätte ein Glas Wein in der Hand halten können, ohne einen Tropfen zu verschütten – so leichtfüßig sprengte sein Pferd voran, gleichmäßig atmend und ohne Schaum vor dem Maul. Es schien, als

könnte er stundenlang so weitergaloppieren. An den Wald auf der rechten Seite schloss sich ein umzäunter Park an. Hector ließ im Tempo nach. Er ahnte offenbar, dass das Rennen entschieden war. Bruno drehte sich im Sattel um und sah Eugénie gut fünfzig Meter zurückliegen. Ihre Stute schien am Ende ihrer Kräfte zu sein. Bruno tätschelte Hector immer noch und lobte ihn, als sie endlich zu ihm aufschloss.

»Verkaufen Sie Ihr Pferd?«, fragte sie.

»Niemals«, antwortete er und schüttelte nachdrücklich den Kopf.

»Trotzdem, danke für das Rennen und Ihre Führung.« Sie stieg aus dem Sattel und wischte mit dem Seidenschal, den sie vom Hals genommen hatte, das Maul ihrer Stute trocken, nicht ohne sich auch bei ihr zu bedanken und ihr ein paar freundliche Worte zuzumurmeln. Dann wandte sie sich Bruno zu.

»Von hier finde ich allein zurück.«

»Na gut«, sagte er, ohne sich zu rühren. »Der Weg nach Les Eyzies ist gut ausgeschildert. Lassen Sie es ruhig angehen. Ihr Pferd ist am Ende.«

Wieder ließ sie sich aufreizend viel Zeit, ehe sie schließlich entgegnete: »Ich weiß, und ich werde sie gründlich trockenreiben, wenn wir zurück sind. Der Galopp war es jedenfalls wert.«

Bruno machte kehrt, um über die Landstraße zu Pamelas Stall zurückzureiten.

»Man hat mir gesagt, ich soll nett zu Ihnen sein, weil Sie in der Stadt eine wichtige Rolle spielen«, rief sie ihm nach. »Sie könnten unser Projekt unterstützen oder behindern. Stimmt das?«

Verunsichert drehte er sich im Sattel um. »Ich weiß nicht so recht, worauf Sie hinauswollen. Ich bin nur ein einfacher Polizist und nicht besonders einflussreich. Selbst wenn ich es wäre, hätte ich nicht über Ihr Projekt zu entscheiden. Das ist Sache des Stadtrates.«

»O doch, Sie haben Einfluss in Saint-Denis!«, beharrte sie. »Ich sollte Sie für unser Projekt gewinnen, würde Sie aber lieber einfach nur näher kennenlernen.«

Was meinte sie nun damit? Er hätte sie gern beim Wort genommen.

»Wo wohnen Sie?«, fragte er.

»Mal hier, mal da. Unterdessen versuche ich so viel Geld zu verdienen, dass ich an einem Ort meiner Wahl leben kann«, antwortete sie. Ihre Stimme verriet weder Ironie noch Koketterie.

»Sie sagen ›unser Projekt‹«, bemerkte er. »Sind mit ›unser‹ Sie und Foucher gemeint oder Sie und der Baron?«

Sie musterte ihn mit kühlem Blick, wandte sich dann plötzlich ab, trat in den Steigbügel und schwang sich in den Sattel.

»Der Baron hat das Geld, und Foucher leitet die Planung. Die Idee aber stammt von mir«, sagte sie. »Ich habe Anteile am Projekt, vielleicht nicht so viele, wie ich verdient hätte. Trotzdem bin ich entschlossen, alles daranzusetzen, dass das Projekt realisiert wird.«

Müde setzte sich ihr Pferd in Bewegung. Während er ihr nachblickte, fragte sich Bruno, welche Interessen sein Freund, der Baron, mit diesem Projekt verfolgte. Er war der größte Landbesitzer der Kommune. Vielleicht brauchten die Investoren einen Teil seines Grund und Bodens und er war bereit, ihn zu einem hohen Preis zu verkaufen. Vielleicht träumte der Baron ja immer noch davon, einen Golfplatz in der Nähe zu haben und nicht nach Siorac oder Périgueux fahren zu müssen, wenn er eine Runde spielen wollte. Bruno beschloss, ihn bei nächster Gelegenheit einfach selbst zu fragen. Der Baron würde ihm offen und ehrlich Auskunft geben.

Es war schon fast dunkel, als er den Stall erreichte. Tag für Tag zwischen seinem eigenen und Pamelas Haus hin und her pendeln zu müssen, wurde ihm langsam zu viel. Als sie das erste Mal nach Edinburgh geflogen war, um sich um ihre Mutter zu kümmern, waren beide davon

ausgegangen, dass sie nur wenige Tage bleiben würde, und er hatte sich gern bereit erklärt, ihr Haus zu hüten und die Pferde zu versorgen. Aber inzwischen sah er sich vor logistische Probleme gestellt. Er hatte kaum noch frische Hemden und Unterwäsche und musste häufig noch spät in der Nacht nach seinen Hühnern sehen.

Ein Lichtschein fiel in den Hof vor dem Stall, als die Tür zu Fabiolas *gîte* aufging und die Silhouette der jungen Ärztin im Rahmen erkennbar wurde.

»*Bonsoir*, Bruno. Haben Sie schon gegessen?«, rief sie.

Er ging auf sie zu, gab ihr einen Kuss auf beide Wangen und gestand, einen Riesenunger zu haben. »Ich wollte mir gleich eine Pizza oder einen *croque-monsieur* in Ivans Bistro holen.«

»Ich koche gerade. Es reicht für zwei«, erwiderte sie. »Kommen Sie rein.«

»Das Risotto Ihrer Mutter?«, neckte er sie. Fabiola war stolz darauf, kaum kochen zu können, und prahlte damit, nur ein einziges Gericht zustande zu bringen.

»Nein, das Fondue meines Vaters. Die beste Nervennahrung, die es gibt«, antwortete sie. Fabiola hatte eine komplizierte Familie. Ihre Mutter war halb Italienerin, halb Französin, ihr Vater je zur Hälfte Walliser und Tessiner. Daher das Fondue.

»Schön, Sie zu sehen«, sagte er und strahlte sie an. »Ich dachte schon, Sie wollten mir aus irgendeinem Grund aus dem Weg gehen.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«, entgegnete sie und ging voraus in die Küche. Abgesehen von ihren Büchern, dem aufgeklappten Laptop und einem großen gerahmten Foto von einem Bergdorf mit hoch aufragendem Felssmassiv im Hintergrund, sah ihre Wohnung noch immer genauso aus, wie sie sie bezogen hatte. »Aber zugegeben, ich habe Ihre Frage gescheut, die Sie mir zu meinem neuen Privatpatienten stellen werden, auf die ich aber keine Antwort gebe. Das wäre also geklärt. Wie geht es Ihnen?«

»Gut«, antwortete er. »Ich mache mir nur ein bisschen Sorgen um Madame Junot und versuche Hinweise auf die Identität der toten Frau zu finden, die wir aus dem Fluss gefischt haben. Außerdem habe ich mit Pamela telefoniert. Sie hat vor, für ein paar Tage rüberzufliegen, um zu sehen, ob sie ihre Mutter hier in Saint-Denis pflegen kann.«

Fabiola nickte. Aus dem Knoten ihrer schwarzen Haare hatten sich ein paar Strähnen gelöst. Sie streifte sie hinters Ohr und machte sich daran, eine Flasche Weißwein zu öffnen. Als sie sah, dass Bruno auf das Etikett schielte, grinste sie und hielt die Flasche so, dass er es besser sehen konnte. Es war ein Bergerac Sec von Clos d'Yvigne, einer seiner Lieblingsweine.

»Ich weiß. Pamela hat auch mich angerufen und gefragt, wie ich darüber denke. Ich halte es für keine gute Idee. Es sind schon manche an der Pflege ihrer dementen Eltern verzweifelt, und laut dem behandelnden Arzt ihrer Mutter geht es mit ihr nur noch bergab.«

»Haben Sie mit dem Arzt in Schottland gesprochen?«, fragte er und setzte sich an den Küchentisch, der bereits für zwei gedeckt war. Neben einem Rechaud in der Mitte stand eine Flasche mit einer klaren Flüssigkeit. Auf dem Etikett las er: Willisauer Kirsch. Fabiola musste also von Anfang an vorgehabt haben, ihn einzuladen.

»Ja, das habe ich. Die Prognose ist alles andere als gut. Und unser Seniorenheim ist für solche Patienten nicht vorbereitet. Pamelas Mutter wäre in einem Pflegeheim besser untergebracht, vorausgesetzt, sie kann es sich leisten«, sagte Fabiola und schenkte den Wein ein.

Sie nahm einen Schluck, stellte ihr Glas ab und reckte sich gähnend. Die dunklen Ringe unter den Augen ließen vermuten, dass sie nur wenig geschlafen hatte. Sie griff nach einer Packung Gitanes, die auf dem Tisch lag, und steckte sich eine an.

»Alles in Ordnung?«, fragte Bruno. Er sah sie nur selten rauchen. »Sie sehen ein bisschen

niedergeschlagen aus.«

»Wen wundert's? Frauen werden verprügelt und verzichten auf eine Anzeige. Alte Menschen haben schon den Geist aufgegeben und können nur noch atmen, Nahrung aufnehmen und ausscheiden. Und dann gibt es jede Menge Hypochonder, die für alles Mögliche Antibiotika haben wollen. Wenn ich meine Freunde und die Pferde nicht hätte, würde ich durchdrehen wie so viele meiner Kollegen. Vielleicht wird deshalb in unseren Kreisen so viel geraucht.«

Bruno hatte Fabiola noch nie in solch einer Stimmung erlebt. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Sie ging zur Anrichte, auf der ein Keramiktopf mit geriebenem Emmentaler und Gruyère stand und ein in mundgerechte Stücke aufgeschnittenes Baguette bereitlag. Sie schälte ein paar Knoblauchzehen und rieb damit den Topf aus.

»Ich habe so einen Kohldampf, dass ich jetzt pfuschen werde«, sagte sie. »Eigentlich sollte man alles am Tisch zubereiten, aber das dauert mir zu lange.« Stattdessen stellte sie den Topf auf den Herd, kippte einen Schluck Weißwein und Kirschschnaps hinein, würzte mit Pfeffer und fing an zu rühren.

»Sie haben deprimierende Dinge aufgezählt. Gibt es noch was anderes, das Ihnen Sorgen macht?«

»Nein«, antwortete sie und legte eine Pause ein. Doch plötzlich sprudelte es aus ihr heraus: »Heute Nachmittag gab's Probleme im Frauenhaus, und die Gendarmerie hat sich ewig Zeit gelassen.«

Bruno wusste, dass sich Fabiola ehrenamtlich für eine Einrichtung in Bergerac engagierte, in der misshandelte Frauen und deren Kinder Zuflucht fanden. Sie behandelte Prellungen und Schnittverletzungen, untersuchte die Kinder und beantragte bei der Stadt Unterkünfte für die Frauen, in denen sie vor ihren Männern sicher sein konnten.

»Was ist passiert?«

»Einer der Ehemänner hat herausgefunden, wo sich seine Frau aufhielt, randaliert, sie besinnungslos geschlagen und das Kind verschleppt. Das Übliche halt. Besonders ärgerlich war, dass die Gendarmerie über zwanzig Minuten gebraucht hat. Dabei haben wir endlich eine Notrufleitung installiert bekommen. Ich musste die Frau ins Krankenhaus bringen, nachdem sich der Mann ausgetobt hatte. Jetzt sind mehrere Fenster kaputt, Möbel demoliert und das gesamte Geschirr in der Küche zerschlagen. Auch an zwei freiwilligen Mitarbeiterinnen hat er sich vergriffen.«

»Wurde er festgenommen?«

»Nein. Als die Gendarmerie endlich bei ihm zu Hause war, hatte er sich schon aus dem Staub gemacht, mit dem Kind in seinem Auto. Es war nicht der erste Vorfall mit ihm, Bruno.«

Sie zündete die Kerze im Rechaud an und stellte den heißen Topf darauf. Dann brachte sie das Brot in einem Korb und zwei Salatteller, die sie schon zubereitet hatte.

»Gehört eigentlich nicht dazu, der Salat, tut uns aber gut«, sagte sie und reichte ihm eine lange Gabel mit zwei Zinken und Widerhaken.

»Da steckt man das Brot drauf und taucht es in den Käse, stimmt's?«, fragte er. Er hatte noch nie Fondue gegessen.

»Ja.« Sie füllte die Schnapsgläser. »Stippen Sie den Brotrand zuerst in den Kirschschnaps und dann in den Käse.«

»Mmmm. – Haben die Gendarmen erklärt, warum sie so lange gebraucht haben?«

»Sie sagten, sie hätten noch auf einen anderen Notruf reagieren müssen. Aber das sagen sie wohl immer, und das Gegenteil lässt sich nicht beweisen.«

»Sitzt im Stadtrat vielleicht eine Frau, die Ihre Sache unterstützt?«, fragte er.

»Mehr als eine. Sie haben auch durchgesetzt, dass wir die Notrufleitung bekommen haben. Jetzt werden sie sich schriftlich bei der Gendarmerie und der Präfektur beschweren.«

»Vielleicht sollten Sie auch die örtliche Presse informieren«, empfahl er. »Und *France Bleu Périgord* könnte einen Beitrag bringen, vielleicht sogar eine Diskussionssendung zum Thema veranstalten. Das würde der Gendarmerie Beine machen, und wir haben jetzt eine Justizministerin. Ihre Ratsfrauen könnten auch ihr einen Brief schreiben. Nichts bringt die Gendarmen mehr auf Trab als eine Anfrage aus Paris.«

»Ich wünschte, wir hätten Sie in Bergerac.« Wie er war sie vom Essen ins Schwitzen geraten. Die lange Narbe auf der Wange – das Überbleibsel eines Unfalls in den Bergen – hob sich rötlich schimmernd von der bleichen Haut ab, doch sie fiel ihm eigentlich kaum mehr auf. Aber als würde Fabiola spüren, worauf sein Blick gerichtet war, nestelte sie eine Nadel aus ihrem Knoten und ließ die Haare über die Wangen fallen.

Verlegen widmete sich Bruno wieder dem Fondue und ließ absichtlich ein Brotstück in den Käse fallen.

»So was Dummes«, sagte er und stocherte mit der Salatgabel nach dem versunkenen Brot. Sie schaute ihm mit ausdrucksloser Miene dabei zu.

»Sie sind manchmal sehr leicht zu durchschauen, Bruno«, sagte sie und wendete sich wieder ihrem Fondue zu. »Übrigens, ich habe meinen Freund in der Gerichtsmedizin angerufen. Ihre mysteriöse Tote scheint an einer Orgie teilgenommen zu haben. Spermaspuren verschiedener Männer hinten wie vorne. Vielleicht auch im Mund, aber das lässt sich nicht mehr eindeutig feststellen, weil sie getrunken hat.«

Er legte die Gabel ab und schluckte. »Ein wirklich günstiger Zeitpunkt, mich über solche Details aufzuklären«, entgegnete er.

»Ja, wir *toubibs* sind bekannt für unser Zartgefühl. Vielleicht interessiert es Sie auch, dass die Frau irgendwann ein Kind zur Welt gebracht hat. Immer schön den Käse rühren, sonst wird er fest. Und essen Sie. Die Kruste am Boden ist das Beste.«

Am nächsten Morgen wachte Bruno schon früh in Pamelas Gästezimmer auf; er fand es irgendwie unpassend, während ihrer Abwesenheit in ihrem Bett zu schlafen. Er ließ die Pferde auf der Koppel laufen, vergewisserte sich, dass sie genug Heu im Stall hatten, und fuhr nach Hause, um ein frisches Hemd und frische Unterwäsche anzuziehen, da sein Vorrat bei Pamela langsam zu Ende ging. Er fütterte die Hühner, wässerte den Gemüsegarten und stopfte seine Schmutzwäsche in einen großen Plastikbeutel, bevor er in die Stadt fuhr. Er gab den Beutel in der Wäscherei ab, zahlte Georgette etwas mehr fürs Bügeln der Hemden und trank in Fauquets Café seine erste Tasse Kaffee an diesem Tag. Dazu aß er ein Croissant und warf einen Blick in die *Sud-Ouest*.

»Nichts Neues in dem Blättchen«, sagte Roberte, Brunos Tennispartnerin beim gemischten Doppel, die das Büro der Sozialhilfe im Bürgermeisteramt leitete. »Nur ein Interview mit Antoine, der berichtet, wie ihr sie aus dem Wasser gezogen und gestern dann die Flussufer abgesucht habt. Aber ich schätze, das hast du schon gelesen.«

Das hatte er noch nicht, und als er nun die Zeilen überflog, las er zu seinem Ärger, dass Antoine das Rote Château als eine der möglichen Ablegestellen des Kahns bezeichnet hatte. Er konnte ihm keinen Vorwurf machen. Antoine hatte die Gelegenheit beim Schopf ergriffen, um für seinen Kanuverleih kostenlos Werbung zu machen; dazu war ein Foto von ihm abgebildet, das ihn vor dem großen Schild seines Campingplatzes zeigte. Philippe Delaron ging allerdings ein bisschen zu weit in seinen Bemühungen, die Story breitzuwalzen. Seine Schlagzeile war unter aller Kritik: *Fluss nach Teufelsfrau abgesucht*. Dem Bürgermeister würde das gar nicht passen.

In seinem Büro schaltete Bruno den Computer ein und überflog die übliche Post, während der Rechner hochfuhr. Die meisten Umschläge enthielten Broschüren für die Musikveranstaltungen im Sommer. In den alten Kirchen würden die üblichen Streichquartette auftreten und auf den Marktplätzen würde Jazzmusik zu hören sein. Er tippte sein Passwort in die Maske auf dem Bildschirm und öffnete seinen E-Mail-Eingang. Dort fand er eine Bekanntmachung der Präfektur über neue Geschwindigkeitsbegrenzungen und eine Nachricht von Isabelle, die sich so kurzfasste wie immer.

»Habe zwei Tage frei. Komme morgen mit einem ganz besonderen Geschenk von mir und dem Brigadier. Bisous, Isabelle. xx.«

Isabelles E-Mails waren wie Kreuzwortsrätsel mit angehängten Nettigkeiten. Er beugte sich nah an den Bildschirm heran und versuchte, zwischen den Zeilen zu lesen. Auf *bisous* konnte man sich nicht viel einbilden, sie waren nicht mehr als ein zugeworfenes Luftküsschen, das auch einer alten Schulfreundin oder Cousine gelten mochte. Die beiden xx machten es ein bisschen persönlicher, ohne erkennen zu lassen, ob Isabelle irgendwelchen Avancen seinerseits mit offenen Armen begegnen würde. Was mit »morgen« gemeint war, ließ sich ebenfalls nur erahnen, da sie die E-Mail zwei Minuten nach Mitternacht abgeschickt hatte. Womöglich würde sie schon gleich auf der Matte stehen. Darum, dass er ein Hotelzimmer für sie buchte, hatte sie nicht gebeten, was aber wohl nicht als Hinweis darauf zu verstehen war, dass sie bei ihm übernachten wollte. Ob er sie vom Bahnhof abholen konnte oder wann und wo sie sich treffen sollten – auch davon war nicht die Rede. Und was hatte es mit dem ganz besonderen Geschenk auf sich? Da auch ihr Chef, der Brigadier, daran beteiligt war, schien es sich jedenfalls nicht um etwas Persönliches zu handeln. Es gab ihrer Reise vielmehr einen fast offiziellen Charakter. Wie sollte er bloß auf diese Mail reagieren?

Nach einem Überlegen tippte er: »Schöne Überraschung. Bin gespannt auf das Geschenk.

Kommst Du am 18. oder 19.? Und können wir dann noch gemeinsam zu Abend essen? Wo sollen wir uns treffen? Bisous und fühl Dich gedrückt, Bruno.«

Er las noch einmal durch, was er geschrieben hatte. »Wo sollen wir uns treffen?« klang vielleicht ein bisschen nach Überrumpelung, erschien ihm aber durchaus gerechtfertigt als Antwort auf ihre vagen Formulierungen. Entschlossen drückte er die Taste und schickte die Mail ab. Sekunden später erreichte ihn eine andere Mail, und fast gleichzeitig klingelte sein Telefon auf dem Schreibtisch.

»Morgen heißt heute. Sitze schon im Zug und bin unter meiner Mobilnummer zu erreichen. Warnung: In meinem Schlafzimmer schläft ein anderer – auf dem Boden. Lass Dich wissen, wann ich ankomme. Msg ETA. Ixx«

Sie konnte seine Antwort noch nicht bekommen haben, als sie diese zweite Mail abgeschickt hatte. Immerhin wusste er nun, wann sie ankommen würde. Aus Paris trafen täglich vier Züge in Saint-Denis ein. Das mit dem anderen im Schlafzimmer konnte wohl nur als Versuch zu deuten sein, ihn aufzuziehen. Ohne einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden, griff er zum Hörer.

»Bruno, ich bin's, der Baron. Ich muss unbedingt mit dir sprechen, aber nicht am Telefon. Könntest du zu mir herauskommen? Bitte diskret, in Zivil. Und park den Wagen lieber hinterm Haus.«

Der Baron rechnete offenbar damit, dass Claire, die in der Telefonzentrale der Mairie saß und allzu gern Klatschgeschichten aufschnappte, möglicherweise mithören würde. Bruno musste ihr gegenüber nicht viel verheimlichen und konnte in besonderen Fällen auch sein neues Handy benutzen, das gegen Lauschangriffe geschützt war. Der Brigadier hatte es ihm während ihrer letzten Zusammenarbeit gegeben. In seinem Transporter lag immer eine dunkle Windjacke bereit, mit der er nicht auffallen würde. Er vergewisserte sich, Notizbuch, Handy und Taschenlampe bei sich zu haben, steckte auch ein Paar Latexhandschuhe und Beweismitteltüten in die Tasche und meldete sich bei Claire ab. Mit dem Handy fragte er Isabelle per SMS, wann sie eintreffen werde, und eilte die Treppen hinunter.

Der Baron wohnte in einer *chartreuse*, einem historischen Gebäude mit nur einem großen Saal, zu klein, um als Château bezeichnet zu werden, aber größer als ein Landhaus. Es war seit Jahrhunderten im Familienbesitz. Vom Fluss aus sah man nur den hinteren Teil, eine geschlossene Steinmauer mit einer Reihe von Schießscharten zwischen zwei stämmigen Türmen. Auf der anderen Seite führte eine mit Kies bedeckte Zufahrt durch einen Torbogen in den Hof und vor eine etwas schmuckvollere Fassade. Wie immer blieb Bruno eine Weile in seinem Wagen sitzen und betrachtete den Renaissancebau, dessen strenger Festungscharakter von hohen Fenstern, einem hübschen Treppenaufgang und einer balustrierten Terrassenbrüstung aufgelockert war. Auf dem großen, eisenbeschlagenen Eingangstor waren immer noch Brandspuren zu sehen, die aus der Zeit der Revolution von 1789 stammten. Weil sie die Festung nicht einnehmen konnten, hatten aufständische Bauern den Sitz ihres feudalen Unterdrückers niederzubrennen versucht. Ebendieser Vorfahr des Barons war später in Napoleons Generalstab berufen worden, weshalb der Baron heute noch gern frotzelte, dass die Bauern sich an ihm verhoben hätten.

Die Tür öffnete sich, und der Baron kam heraus. Er winkte mit seinen Wagenschlüsseln. »Marcel von der Teufelshöhle hat mich angerufen«, sagte er. »In die Grotte wurde vergangene Nacht eingebrochen, und er will, dass wir uns ein Bild machen. Er klang sehr besorgt.«

»Hat er Einzelheiten genannt?«, fragte Bruno.

Der Baron schüttelte den Kopf. »Er meinte nur, dass es vielleicht einen Zusammenhang mit der toten Frau gibt, die du aus dem Fluss geholt hast.« Er führte Bruno durch den Hof auf die Scheune

zu, in der seine Autos standen. Statt in den neueren Mercedes bat er ihn, in den alten Peugeot einzusteigen. Gemeinsam fuhren sie durch den kleinen Ort, an den die Kartause angrenzte, und den Hügel hinauf.

Die Gouffre de Colombac war eine der größten Höhlen in der Region und Teil der ausgedehnten Ländereien des Barons. Im Unterschied zu den berühmteren Höhlen wie der von Lascaux mit ihren prähistorischen Wandgemälden und Ritzzeichnungen war sie einfach nur eine riesige Grotte, bestehend aus einem fast kreisrunden Raum, der gut hundert Meter im Durchmesser maß und fast ebenso hoch war. Den Raum durchschnitt ein unterirdischer Fluss, der in einen unheimlichen, stillen See mündete. Gelegentlich fanden hier Konzerte statt. Die Musiker spielten auf der einen Seite des Flusses, das Publikum saß auf der anderen auf Stühlen, Bänken oder den Steinstufen, die die Natur in die Felswand gemeißelt hatte. Bruno hatte schon häufiger solche Konzerte besucht, war aber einmal extra gekommen, nur um die Höhle zu besichtigen, die eine der größten in Frankreich war und einen finsteren Ruf hatte.

Seit Jahrhunderten wurde die Grotte von den Anwohnern die Teufelshöhle genannt, weil es manchmal aus einem Loch im Gestein darüber herausdampfte. Dieses Phänomen war inzwischen geklärt und konnte auf eine Form von Kondensation im Mikroklima der riesigen Höhle zurückgeführt werden und nicht, wie die Bauern früher glaubten, auf den Rauch des Höllenfeuers. Ganz in der Nähe führte ein alter Pilgerpfad vorbei, der am Schrein von Rocamadour seinen Ausgang nahm und über die Abtei von Cadouin bis nach Santiago de Compostela im Nordwesten Spaniens führte. Er hatte früher viele Räuber und Banditen angelockt, die wehrlosen Pilgern auflauerten und sie in das dampfende Loch stießen. Als die Höhle im 19. Jahrhundert erstmalig erkundet worden war und sich ein unerschrockener Forscher durch das Loch hatte abseilen lassen, landete er, nur mit einer trüben Funzel gegen die Dunkelheit ankämpfend, auf einem Berg aus Knochen, vor allem menschlichen, aber auch solchen von Tieren, die durch das Loch gefallen waren.

Heute war die Höhle eine Touristenattraktion, hell ausgeleuchtet und mit Tretbooten, mit denen man über den unterirdischen See fahren konnte. Der Betrieb verdiente nicht nur an Eintrittsgeldern und den Erlösen aus dem Café, dem Souvenirladen und den Musikkonzerten, sondern auch an selbstgefertigten Steingutprodukten. Glasgefäße, Porzellanteller, Keramikbecher, Tontöpfe, Vasen – alles, was sich auch nur halbwegs eignete, wurde dem dickflüssigen Kalksteinwasser ausgesetzt, das von der Decke tropfte und die Gegenstände schließlich selbst mit einer Steinschicht überzog. Die Nachfrage war so groß, dass Marcel und seine Familie mit der Herstellung kaum nachkamen.

Es gab neben der Hauptgrotte noch kleinere Kammern voller Stalagmiten und Stalaktiten, die in gespenstisches Licht getaucht und mit phantasievollen Namen belegt waren. Marienkapelle hieß zum Beispiel eine Felsnische, in der eine Formation zu sehen war, die tatsächlich einer betenden Frau mit wallendem Gewand glich. Napoleons Schlafkammer bestand aus einem Bett mit vier Pfosten und einem Baldachin aus filigranen Zapfen, von denen manche so zusammengewachsen waren, dass man sich ein großes N darunter vorstellen konnte.

Wie schon sein Vater betrieb Marcel die Höhle als Pächter und zahlte dem Baron eine bescheidene Jahresmiete und einen kleinen Teil der Einnahmen. Auch seine Frau und Schwestern, seine Söhne und Cousins arbeiteten in dem Familienunternehmen, das immer wieder vorsichtig in neue Exponate und raffinierte Beleuchtungstechnik investierte. Wie Bruno erfahren hatte, arbeiteten sie zurzeit an einer *son-et-lumière*-Schau, die an Sommerabenden geboten werden sollte, wenn keine Konzerte stattfanden.

Marcel begrüßte Bruno und den Baron vor seinem sogenannten Bühneneingang, dem hohen Seitentor, das groß genug war, um die mit Musikanlagen oder Tretbooten beladenen Anhänger durchzulassen. Der Eingang für die Besucher war sehr viel enger und dunkler und machte das Betreten der riesigen Grotte für sie noch beeindruckender.

Marcel schloss die Doppeltür aus grün lackiertem Metall auf, legte den Hauptlichtschalter um und führte die beiden durch einen rund fünfzig Meter langen Gang ins Innere der Höhle. Sie traten auf eine Art Balkon in der Felswand hinaus, der mit einer Kette gesichert war. An der Seite senkte sich eine breite Rampe bis auf den Höhlenboden. In einer Felsnische auf der anderen Seite lagerten Klappstühle.

»Bevor wir für den Sommer aufmachen können, gibt es noch viel zu tun«, sagte Marcel. »Seit ein paar Tagen arbeiten wir draußen am Kiosk, im Café und auf dem Parkplatz. Die Höhle selbst ist noch geschlossen.«

Es gebe insgesamt nur drei Zugänge, erklärte er: den Bühneneingang, das Haupttor und die Öffnung in der Decke, durch die der Höhlenforscher gestiegen war. Gegen eine Extragebühr konnte man sich noch heute über eine Winde durch diesen Schacht abseilen lassen, und zwar in einem Korb, wie er auch unter Heißluftballons hing. Alle drei Eingänge waren fest verschlossen, und die Schlüssel bewahrten Marcel und seine Familie auf.

»Und ich habe auch welche«, fügte der Baron hinzu.

»Ich wollte heute Morgen die Elektrik prüfen, weil die Feuchtigkeit oft Probleme macht. Gleich auf den ersten Blick ist mir aufgefallen, dass irgendetwas nicht stimmt, denn eines der Boote fehlte«, fuhr Marcel fort. »Jemand muss damit vom Anleger durch den Tunnel in die Marienkapelle gefahren sein, denn nur da lässt es sich verstecken. Also bin ich mit einem anderen Boot dorthin. Und als ich dann sah, was in der Kapelle angestellt worden ist, habe ich Sie angerufen«, sagte er mit Blick auf den Baron.

»Haben Sie irgendetwas berührt?«, fragte Bruno.

Marcel schüttelte den Kopf. »Kaputtgegangen ist ja eigentlich nichts, aber – es ist schlimmer.«

Sie bestiegen ein anderes Tretboot und fuhren über den stillen, dunklen See. Überall tropfte es aus dem hohen Deckengewölbe. Bruno fing einen Tropfen mit der Hand auf und sah winzige Kalkspuren darin. Aus dem Wasser ragten vereinzelt Stalagmiten auf, die über Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende, gewachsen waren. Mit eingezogenen Köpfen passierten sie einen tiefen Felsbogen und gelangten in einen gespenstisch blau beleuchteten Tunnel.

Er legte vor einem steinernen Steg an, half beim Aussteigen und band das Boot an einem Eisenring fest, der im Fels steckte. Über den Steg ging es weiter durch einen breiteren Schacht, wo Marcel auf einen Sicherungskasten zusteerte, in dem er mehrere Schalter umlegte. Plötzlich erschallte gregorianischer Gesang, und durch den Raum flutete, vom anderen Ende des Tunnels her, strahlend helles Licht.

Bruno erinnerte sich an einen früheren Besuch der Kapelle und die stimmungsvolle Musik, die auch damals erklangen war. Sie befanden sich in der größten der kleineren Kammern, die einen dreieckigen Grundriss hatte, fast zehn Meter hoch war und ähnlich weit im Eingang. Nach hinten hin, wo die Madonna zu sehen war, spitzte sie sich bis auf knapp zwei Meter zu. Davor lag ein Felsblock mit einer flachen Platte darauf, der offenbar als Altar diente. Zwei Kerzenhalter, ein Altartuch und ein kleines Kruzifix vervollständigten das Tableau.

Die Kammer war so raffiniert ausgeleuchtet, dass der Eindruck eines Kirchenraums entstand, in den natürliches Sonnenlicht einfiel. Projektoren zu beiden Seiten warfen Bilder von bunten, runden Kirchenfenstern an die Wände und tauchten den Raum in Gold-, Rot- und Blautöne. Zwei

kleine Spotlights, eines mit weißem, das andere mit blauem Licht, waren auf die Madonna gerichtet.

Eine schwarze Madonna. Jemand hatte den ganzen Stalagmiten mit schwarzer Farbe überstrichen und schwarze Kerzen in die Kerzenhalter gesteckt. Zwischen ihnen lag ein Ziegenkopf mit heraushängender Zunge und weit ausladenden Hörnern, daneben ein umgekippter Blechnapf mit getrockneten Weinresten. Es schien, als sei hier eine perverse Parodie eines Abendmahls gefeiert worden. In der Luft hing immer noch ein Hauch von abgestandenem Tabak und einem schärferen Duft, der von Räucherstäbchen herrühren mochte. Am Rand der Kammer lag eine leere Wodkaflasche. Bruno registrierte, dass es sich um die Marke Smirnoff handelte. Ein schwarzes Pentagramm war an die Wand geschmiert worden, genauso groß wie das aufprojizierte Kirchenfenster.

»Ausgerechnet das Rosenfenster von Chartres haben sie besudelt«, sagte Marcel. »Das andere ist aus der Kathedrale von Rouen und aus irgendeinem Grund verschont geblieben. Sie sehen, warum ich sofort an die tote Frau denken musste, Bruno. Von Satanismus habe ich zwar keine Ahnung, aber das hier ist ganz klar Teufelswerk.«

»Und Sie haben wirklich nichts berührt?«, vergewisserte sich Bruno. Marcel schüttelte den Kopf. Bruno musterte ihn eindringlich, weil er nicht ausschließen mochte, dass Marcel das Medieninteresse an der Leiche aus dem Fluss womöglich für seine Höhle auszuschlachten versuchte.

Bruno trat vor den blutverschmierten Altar. Das Blut war noch nicht ganz trocken, und bei näherem Hinsehen bemerkte Bruno, wie sich ein Tropfen von der Zungenspitze des Ziegenkopfes löste. Das Tier konnte noch nicht lange tot sein. Bruno nahm sich vor, bei den Metzgern und Bauern der näheren Umgebung nachzufragen, und richtete den Blick auf die Kerzen. Im Unterschied zu den im Kahn gefundenen Kerzen waren es ganz gewöhnliche Kirchenkerzen, die man eingeschwärzt hatte. In den heruntergetropften Rückständen am Fuß der Leuchter waren Wachs und Farbe zu unterscheiden.

»Wie alt sind diese Kerzen?«, fragte er Marcel.

»Sie sind aus diesem Jahr und noch nicht angesteckt worden.«

»Wie lange dauert es, bis sie heruntergebrannt sind?«

Marcel zuckte mit den Achseln. »Mehrere Stunden, würde ich sagen.«

Bruno wandte sich der Steinsäule zu, in der man mit viel Phantasie eine Madonnengestalt ausmachen konnte. Die auf sie geschmierte Farbe schien eine andere zu sein als die auf den Kerzen, denn sie war nicht verlaufen. Er beugte sich schnuppernd vor und tippte mit der Spitze des kleinen Fingers daran. Sie war ein wenig klebrig und roch nach Terpentinverdünnung. Die Farbe an den Kerzen schien dagegen wasserlöslich zu sein.

Im Staub am Boden vor der Madonna war ein Durcheinander von Fußspuren zu erkennen sowie Zigaretten- oder Zigarrenasche. Im Durchgang zur Hauptkammer fand er eine braune Zigaretten- oder Zigarrenkippe. Er zog seine Latexhandschuhe an, hob sie vom Boden auf und hielt sie sich unter die Nase. Wieder glaubte er den Geruch von Räucherstäbchen wahrzunehmen. Er tütete sie ein und forderte Marcel auf, niemanden in die Kammer zu lassen. Er werde Jean-Jacques, den zuständigen Chefermittler des Départements, informieren und darauf drängen, dass er die Spurensicherung vorbeischickte. Die war allerdings, wie Bruno wusste, so überlastet, dass er die wahrscheinliche Verbindung zu der toten Frau im Kahn würde betonen müssen, auch wenn alles darauf hindeutete, dass in diesem Todesfall kein Fremdverschulden vorlag. Der einzige weitere Fund war ein zusammengeknülltes Stück buntes Papier, das sich als Kaugummiverpackung

herausstellte. Möglich, dass es ein Tourist im Vorjahr hatte fallen lassen. Er steckte das Papier trotzdem ein, zusammen mit der leeren Wodkaflasche aus dem Tretboot.

»Was denkst du, Bruno?«, fragte der Baron.

»Zum Glück gibt's hier keine Leiche«, antwortete er. Seinen Verdacht, dass hier ein medienwirksamer Werbegag inszeniert worden sein könnte, behielt er für sich. Der Baron war zwar sein Freund, aber auch ein cleverer Geschäftsmann, der durchaus Interesse daran hatte, dass die Höhle viele Besucher anlockte.

»Der Sachschaden ist ja nicht allzu hoch. In ein paar Stunden könnte alles wieder aussehen wie vorher«, fuhr er fort und ging mit den beiden anderen über den Felssteg zurück zum Boot. »Seltsam, was sich hier zugetragen hat, aber es dürfte schwer sein, die *police nationale* dafür zu interessieren. Das Kaugummipapier lässt vermuten, dass sich hier Jugendliche amüsiert haben. Aber immerhin hätten wir da noch diesen Ziegenkopf und Hausfriedensbruch als Tatbestand. Ich werde jedenfalls zuerst einmal Ihren Söhnen ein paar Fragen stellen, Marcel. Sie könnten an die Schlüssel herangekommen sein.«

Marcel zeigte sich ungehalten. »Die habe ich mir schon vorgeknöpft, bevor sie zur Schule gegangen sind. Und die Schlüssel sind da, wo sie hingehören. Davon habe ich mich als Erstes überzeugt.«

»Wann wollten Sie aufmachen?«, fragte Bruno.

»Am Wochenende.«

»Die Kapelle darf jedenfalls nicht betreten und das Boot nicht benutzt werden, bis die Spurensicherung hier war, und das könnte ein, zwei Tage dauern.«

Sie überquerten den See, als der Baron Marcel den Vorschlag machte, im Café weiterzuarbeiten. Er wollte mit Bruno noch kurz unter vier Augen reden.

»Da ist etwas, das du wissen solltest«, sagte er, kaum dass sie allein waren. »Es gibt noch einen vierten Zugang.«

»Den Marcel nicht kennt?«

Der Baron zuckte mit den Achseln. »Vielleicht hat er ihn entdeckt, aber von mir weiß er es nicht. Mein Vater hat ihn mir gezeigt, als ich sechzehn war. Es ist ein versteckter Fluchtweg, der während der Résistance und vielleicht auch zu anderen schweren Zeiten genutzt wurde.«

Er führte Bruno an einem großen wulstigen Tropfgebilde vorbei und durch Napoleons Schlafgemach auf die andere Seite der Höhle, wo die sogenannte Orgel stand, eine Reihe von Stalagmiten von abnehmender Höhe und Dicke, die tatsächlich wie riesige Orgelpfeifen aussahen. Nicht weit davon entfernt ragten drei Stalagmiten auf, Drachenzähne genannt, die im Dreieck zueinander standen, so dicht, dass sie einander fast berührten. Der Baron schlüpfte durch einen Spalt zwischen einer der Säulen und der Höhlenwand. Es war nicht genug Platz für zwei, doch Bruno sah ihm zu, wie er sich bückte und den Gesteinsschutt am Boden zur Seite wischte. Darunter kam eine Falltür mit einem Eisenring zum Vorschein. Der Baron hatte sichtlich Mühe, sie aufzuwuchten, und leuchtete dann mit seiner Taschenlampe auf steinerne Stufen, die in die Tiefe führten.

»Komm mit, und mach die Klappe hinter dir zu.« Vorsichtig stieg der Baron rückwärts die Stufen hinunter, die so steil waren wie die Sprossen einer angelegten Leiter. Bruno klemmte sich seine eigene Taschenlampe zwischen die Zähne und folgte. Die dicke Staubschicht ließ erkennen, dass schon lange niemand mehr diesen Weg genommen hatte. Am Fuß der Treppe erreichten sie eine runde Kammer, in der sie gerade eben noch aufrecht stehen konnten. Der Baron richtete den Lampenstrahl auf einen engen, niedrigen Schacht, der auf den ersten Metern bergen zu führen

schien.

»Im Staub sind keinerlei Spuren zu sehen«, sagte er. »Hier ist also seit Jahren niemand mehr gewesen. Aber im Krieg hat die Résistance hier ihre Waffen versteckt.«

»Der eine oder andere Nachkomme könnte vielleicht von diesem Versteck wissen«, meinte Bruno.

»Kann ich mir kaum vorstellen. Die alten *résistants* haben bestimmt dichtgehalten und sind inzwischen tot.«

»Wohin führt der Schacht?«

»Nach Saint-Philippon, in die Kapellenruine neben dem alten Friedhof. Es gibt noch einen Abzweig, der am Grand Roc bei Les Eyzies ausläuft, aber der ist seit Jahren verschüttet. Wir sollten jetzt lieber umkehren, bevor sich Marcel wundert, wo wir geblieben sind.«

»Ich dachte, wir wollten durch den Tunnel.«

»Nicht heute. Aber du kannst dir jederzeit von mir den Schlüssel ausleihen und dich auf eigene Faust in Ruhe umsehen, vielleicht auch auf der anderen Seite einsteigen. Versuch mal, den Einstieg zu finden. Die Deutschen haben es nicht geschafft, auch nicht die *Milice*«, sagte der Baron in Anspielung auf die Polizei des Vichy-Regimes.

»Haben die denn danach gesucht?«

»O ja. Einer ihrer Gefangenen wusste Bescheid, hat aber selbst unter Folter kein Wort verraten.«

Der Baron machte kehrt und stieg über die Stufen nach oben. Bruno hielt ihn am Arm zurück. »Sei ehrlich, mein Lieber, ist dieser Einbruch ein Werbegag, der sich die Zeitungsberichte über die mysteriöse Frau im Kahn zunutze macht?«

»Wie meinst du das?«

»Stell dich nicht dumm«, sagte Bruno. »Im Ernst, wenn ich die Sache melde und ein Team der Spurensicherung anfordere, muss ich Jean-Jacques ein paar gute Gründe nennen. Ein Einsatz der Spurensicherung ist nicht billig, und wenn sich herausstellt, dass ein paar Kinder für Presserummel sorgen sollten, in wessen Auftrag auch immer, kommen wir in Schwierigkeiten.«

Von unten angestrahlt, warf das Gesicht des Barons gespenstische Schatten. Er schaute Bruno in die Augen.

»Du müsstest mich doch kennen, Bruno. Wenn ich dich täuschen wollte, hätte ich dir dann diesen geheimen Fluchtweg gezeigt?« Er drehte sich um, ging weiter und sagte wie zu sich selbst: »Wie dem auch sei, ich habe meine Pflicht getan.«

»Wie soll ich das verstehen? War es deine Pflicht, mir zu zeigen, dass die Einbrecher diesen Weg nicht genommen haben können?«, fragte Bruno.

»Nein«, sagte der Baron und blieb stehen. »Ich meine eine Pflicht, die ich meinem Vater gegenüber zu erfüllen hatte. Er nahm mir das Versprechen ab, das Geheimnis an jemanden weiterzugeben, dem ich voll und ganz vertrauen kann. Er sagte, man könne nie wissen, ob die Deutschen nicht doch wieder anrücken. Oder die Engländer.«

Zurück in der Mairie suchte Bruno den Bürgermeister auf, um ihn über den Einbruch in die Höhle in Kenntnis zu setzen. Doch ehe er die Sache ansprechen konnte, wurde er aufgefordert, an dem Gespräch teilzunehmen, das der Bürgermeister gerade mit dem Manager der Regionalbank aus Périgueux führte, der ihn alle paar Monate besuchte, um mit ihm über Bauprojekte und Finanzpläne der einzelnen Kommunen des Départements zu diskutieren. In wichtigen Gemeinden wie Saint-Denis besuchte der Manager jeweils zuerst die Filiale seiner Bank und lud anschließend den Bürgermeister ins beste Restaurant am Ort zum Mittagessen ein. Aber dazu waren beide heute offenbar nicht aufgelegt. Der Bürgermeister hatte den Stuhl vor seinem Schreibtisch entfernt, so dass der Banker wie ein unartiger Schuljunge vor ihm stehen musste.

»Ah, Bruno, Sie kommen genau richtig«, rief der Bürgermeister und winkte ihn ins Büro. »Sie kennen Monsieur Valentin. Schildern Sie uns doch einmal, mit welchem Einsatz Sie um Spenden für die Sporthalle geworben haben. Kaffeetafeln und Flohmarkt, Bingo-Abende und Sammelbüchsenaktionen, unser Bruno hat nichts ausgelassen. Und jetzt wird uns die Sporthalle, Brunos Traum, auf dem Silbertablett gereicht.«

»Holen Sie sich einen Stuhl, Bruno, und nehmen Sie Platz. Monsieur wird noch eine Weile stehen müssen, während ich ihm zu erklären versuche, warum unsere Kommune keinen Wert mehr auf geschäftliche Beziehungen zu seiner Bank legt.«

»Wie bitte?« Valentin verschluckte sich fast.

»Sie haben richtig gehört«, erwiderte der Bürgermeister trocken. »Wir werden von Ihnen keine Kredite mehr in Anspruch nehmen und unsere Konten bei Ihrer Bank auflösen. Die Banque Nationale de Paris macht uns ein besseres Angebot. Über sie werde ich auch meine persönlichen Geldgeschäfte abwickeln, wozu ich im Übrigen allen meinen Bekannten ebenfalls raten werde.«

»Ich verstehe nicht ganz...« In seiner Verzweiflung warf Valentin einen hilfesuchenden Blick auf Bruno.

»Ich mache keine Geschäfte mit meinen Feinden, Monsieur Valentin«, fuhr der Bürgermeister unerbittlich fort. »Und an mein Geld lasse ich sie schon gar nicht.«

»Feinde, *Monsieur le Maire*? Wir, Sie und ich, arbeiten seit Jahren zusammen, und mein Haus ist seit über hundert Jahren die Bank von Saint-Denis...«

»Aber jetzt wenden Sie sich gegen uns und behindern mutwillig das für unser Département vielleicht wichtigste Projekt seit Jahren, wenn nicht Jahrzehnten«, sagte der Bürgermeister. »Schon in der ersten Bauphase geht es um mindestens fünfundzwanzig Millionen, und wenn alles fertig ist, sind wahrscheinlich an die hundert Millionen verbaut worden. Was ist aus Ihrer Sicht dagegen einzuwenden?«

»Wie kommen Sie darauf, dass ich etwas dagegen haben könnte? Ich habe von diesem Projekt ja noch nicht einmal gehört... und was ich jetzt erfahre, klingt ausgezeichnet. Wir würden es sofort unterstützen. Immerhin sind Sie einer unserer besten und verlässlichsten Kunden. Bitte, erzählen Sie mir mehr darüber.«

»Wie gesagt, die Projektleitung hat uns ganz nebenbei die von Bruno so sehr gewünschte Sporthalle versprochen – umsonst. Von der träumen wir schon seit Jahren. Sie ist für unsere Jugend unverzichtbar. Aber die Bank, der wir seit langem treu sind, versucht das Projekt zu sabotieren. Wie rechtfertigen Sie das?«

Valentin schluckte und war offenbar sprachlos. Er fuchtelte mit den Händen herum wie in stummer Fürbitte – an wen auch immer sich ein Banker im Himmel wenden mochte.

»Tja, ich schätze, der Vorstand in Paris wird auf meine Beschwerde, die ich gerade formuliere, eine passende Antwort finden. Der Vorsitzende und ich, müssen Sie wissen, haben zusammen an der ENA studiert«, fuhr der Bürgermeister fort. Die Abkürzung stand für *École Nationale d'Administration*, die von de Gaulle gegründete Elitehochschule.

Das Gesicht des Bankers glänzte feucht vor Schweiß, und er schien den Tränen nahe.

»Ich verstehe wirklich nicht. Bitte, sagen Sie mir, was Sie zu beanstanden haben.«

Der Bürgermeister linste aus zusammengekniffenen Augen über den Rand seiner Brille und schob einen Papierstoß über den Schreibtisch auf die leicht gebückte Gestalt des Bankers zu.

»Lesen Sie das«, blaffte er. »Die erste Seite reicht.«

Bruno sah, dass es sich um die Petition handelte, mit der Gaston Lemontin gegen die Pläne für das Feriendorf Einspruch erhoben hatte. Anscheinend wollte Mangin an Valentin ein Exempel statuieren und klarstellen, dass allen, die sich seinem neuen Lieblingsprojekt widersetzen, unliebsame Konsequenzen drohten und eine unvergessliche Lektion in Sachen knallharter Politik erteilt werden würde, wie sie der Bürgermeister alle zehn Jahre ein Mal erteilte.

»Welcher Name steht an erster Stelle auf dieser Petition, die sich gegen ein so wichtiges Projekt für die Zukunft unserer Stadt richtet?«, fragte der Bürgermeister im Tonfall eines Schulmeisters, der sich von einem besonders dummen Schüler gelangweilt fühlt.

»Gaston Lemontin, gefolgt von Madame Lemontin, seiner Frau«, stammelte Valentin. »Das tut mir schrecklich leid. Es kann sich nur um ein Missverständnis handeln. Ich werde sofort...«

»Nach dem zweiten Namen habe ich nicht gefragt«, unterbrach der Bürgermeister.

Bruno verzog das Gesicht über das schlechte Benehmen seines Mentors, hielt sich aber zurück. Ihm war nun klar, dass er nicht zufällig zu diesem Gespräch hinzugebeten worden war. Der Bürgermeister wollte ihn dabeihaben, während er einen stolzen Mann langsam und genüsslich fertigmachte. Weniger klar war, ob er an dieser unschönen Szene wirklich Gefallen fand oder einfach nur eine Seite an sich ausprobieren wollte, die hin und wieder trainiert werden musste.

»Und was können Sie mir über diesen Gaston Lemontin sagen?«, hakte der Bürgermeister nach.

»Er ist der stellvertretende Leiter unserer Filiale in Saint-Denis.«

Der Bürgermeister nahm die Petition mit spitzen Fingern vom Schreibtisch und ließ sie in den Papierkorb fallen. »Soll das heißen, er ist *immer noch* stellvertretender Leiter Ihrer Filiale in meiner Stadt?«

»Wenn Sie mich für einen Moment entschuldigen wollen, *Monsieur le Maire*, werde ich mich mit Ihrer Erlaubnis sofort um diese Angelegenheit kümmern und mich später am Tag wieder bei Ihnen melden.«

Der Bürgermeister nickte, worauf Valentin davoneilte. Bruno lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und stieß kopfschüttelnd einen Schwall Luft aus.

»Soll das ein Zeichen der Bewunderung oder Ablehnung sein?«, fragte der Bürgermeister augenzwinkernd. Von der zornigen Miene, die er dem Banker gegenüber aufgesetzt hatte, war nichts mehr übrig.

»Ein bisschen von beidem. Aber wie viel von jedem, darüber bin ich mir noch nicht im Klaren. Dazu muss ich erst wissen, was aus Lemontin wird.«

»Wir sind hier in Frankreich. Er kann nicht gefeuert oder schlechtergestellt werden. Wahrscheinlich wird er auf einen gleichwertigen Posten in einer anderen Filiale versetzt, allerdings ohne Aussicht auf Beförderung. Und ich wette, man wird uns für unseren nächsten Kredit äußerst günstige Konditionen anbieten. Dafür können Sie als Steuerzahler, lieber Bruno, dankbar sein.«

Bruno nickte. »Es gibt da etwas anderes, das mir nicht aus dem Kopf geht. Lemontin könnte da wirklich einer Sache auf der Spur sein. Er sagte mir, dass es da ein paar größere Ungereimtheiten bei dieser Pariser Investmentbank gibt, mit der wir zu tun haben werden.«

»Die Bank wird natürlich ihre Geschäftsbeziehung mit der gebührenden Sorgfalt geprüft haben. Dafür zahlen wir schließlich Gebühren«, erwiderte der Bürgermeister.

»Momentan gehen in ganz Europa reihenweise Banken pleite. Und alle sind davon ausgegangen, dass zum Beispiel die Werte amerikanischer Hypotheken, griechische Schulden oder irische Finanzspekulationen mit der gebührenden Sorgfalt geprüft wurden«, gab Bruno zu bedenken.

Der Bürgermeister nickte nachdenklich. »Könnten Sie sich vielleicht diskret darüber informieren, worüber Lemontin tatsächlich so besorgt ist.«

»Ich bin kein Finanzexperte«, erwiderte Bruno.

»Machen Sie's einfach, meinen Segen haben Sie«, sagte der Bürgermeister. »Ich war schon immer der Meinung, dass Finanzgeschäfte, die ein ehrlicher Mensch nicht mehr durchschaut, vermieden werden sollten.«

Isabelle simste nur die Zahlen »12 : 50«. Bruno hatte also noch etwas Zeit. Er ging in Ivans Café de la Renaissance und erkundigte sich, was es zu essen gab. Bohnensuppe und Wiener Schnitzel, sagte man ihm. Mit anderen Worten, die deutsche Touristin, die Ivan von seinem Winterurlaub in Marokko mitgebracht hatte, teilte noch immer Bett und Küche mit ihm. Seine Tageskarte gab verlässlich Auskunft über seine Liebesbeziehungen. Auch wenn seine Angebetete schon in der nächsten Woche abreisen würde, gäbe es bei ihm noch eine Weile Schnitzel im Angebot, bis eine Griechin käme, die ihm Moussaka schmackhaft machen würde, oder eine Spanierin mit einem Faible für Paella. Bruno mochte die junge Deutsche, nicht zuletzt deshalb, weil sie ein Schnitzel in Saint-Denis eingeführt hatte, das tatsächlich ein Kalbschnitzel war, mit einer knusprigen Panade und so flach geklopft, dass es über den Tellerrand hinausreichte. Es wurde mit einer ganzen geviertelten Zitrone, Kartoffelsalat und Krautsalat gereicht. Dazu würde ein Glas Bergerac Sec vorzüglich schmecken, dachte er, als ihn Ivan hereinwinkte und die Kaffeemaschine neu füllte.

»Das musst du probieren«, sagte er. »Hat Griseldis vorgeschlagen. Kommt aus Italien und heißt *affogato*. Ich werde es auf die Speisekarte setzen.«

Er löffelte ein bisschen Vanilleeis in eine Espressotasse und stellte sie unter die Maschine.

»Wie schmeckt's dir?«, fragte er, als sich Bruno noch fragte, ob er den Eiskaffee trinken oder löffeln sollte. Er entschied sich für einen kleinen Schluck aus der Tasse.

»Ein gutes Dessert für deine *plat du jour*«, antwortete er.

Ivan schüttelte den Kopf. »Das kann man doch auch schon gut vormittags trinken und nicht nur als Dessert.«

Bruno reservierte für ein Uhr einen Tisch für zwei Personen und machte sich dann auf den Weg zu Karims Café des Sports. Es hatte eine Lizenz für den Verkauf von Tabak und lag in der Nähe der Schule, weshalb auch jede Menge Süßigkeiten angeboten wurden. Dahinter waren Zeitungen und Illustrierte ausgelegt, hinter den Tabakwaren stand die große Kaffeemaschine im Durchgang zur Bar. Rashida servierte den Vormittagsgästen Ricard und trug ihren Säugling dabei in einer Schlinge vor der Brust, während Karim, der Star des städtischen Rugbyteams, sich über die Kasse beugte.

»Un p'tit apéro, Bruno?«, fragte er. Bruno schüttelte den Kopf und zeigte ihm die kleine Plastiktüte mit dem Kaugummipapier, das er in der Höhle gefunden hatte.

»Das ist diese Sorte hier«, sagte Karim und zeigte in seiner Auslage auf eine knallbunte

Packung. »Sehr beliebt. Auch wegen der Sammelkarten von französischen Fußballern. Davon verkaufe ich fünfzig Stück in der Woche, vielleicht mehr. Ist erst seit diesem Jahr im Handel.«

Das Papier konnte also nicht von einem Touristen während der vergangenen Urlaubssaison weggeworfen worden sein. Und da kein Fußballerbildchen zu finden gewesen war, lag die Vermutung nahe, dass es jemand seiner Sammlung hinzugefügt hatte. Die satanische Messe in der Höhle war also offenbar tatsächlich von Jugendlichen zelebriert worden.

»Kennst du jemanden, der diese Bilder sammelt?«, fragte Bruno.

Karim kannte mehrere, vornehmlich Schüler aus der Grund- und Hauptschule, alles Fußballfans, darunter auch einige Mädchen. Er entschuldigte sich, weil ein Kunde nach der neuesten Ausgabe des *Télé-Journal* verlangte und Ahmed von der Feuerwehr Lotto spielen wollte.

»Was sagt dir dieser Stummel hier?«, fragte Bruno und zeigte ihm die andere Tüte. »Riecht ziemlich seltsam.«

Karim musterte den dunkelbraunen Filter, hielt die Nase an die Tüte und grinste.

»Das ist ein *Kretek*. Aus Indonesien. Ich bin der Einzige weit und breit, der sie verkauft. Mein Cousin raucht nichts anderes. Sie schmecken nach Nelken und wurden angeblich von einem Astmatiker erfunden. Es war nicht leicht, einen Importeur zu finden.«

Er nahm eine Packung aus der Zigarettenauslage und reichte sie Bruno, eine dunkelbraune Schachtel mit der Aufschrift »Djarum Black«. Bruno schnupperte daran und nahm einen Hauch von Gewürznelken wahr.

»Kauft die sonst noch jemand?«, wollte er wissen.

»Nur ganz wenige. Als ich sie neu im Angebot hatte, wollten viele mal probieren. Hassan hatte sie neugierig gemacht. Schmeckt irgendwie nach Apfelkuchen. Aber das Interesse ließ schnell nach, und jetzt raucht sie eigentlich nur noch Hassan. Wann ich zum letzten Mal jemand anderem eine Packung verkauft habe, weiß ich schon nicht mehr.«

Hassan wohnte in der nahe gelegenen Ortschaft Saint-Chamassy und arbeitete für die *Électricité de France* im Kundendienst. Wenn er unterwegs war, kam er fast täglich am Café des Sports vorbei.

»Ich hab ganz vergessen, wie alt seine Kinder inzwischen sind«, sagte Bruno.

»Seine kleinen Mädchen und der Junge, Abdul, sind noch hier bei uns auf dem *collège*.« Karim war sichtlich irritiert. »Gibt es ein Problem, Bruno?«

Bruno schüttelte den Kopf. »Nur so. Ich nehme an, der Junge ist Fußballfan.«

»Und wie. Er spielt in der Schulmannschaft. Gibt es wirklich kein Problem?« Karim runzelte die Stirn. Der Klang seiner Stimme hatte Rashida aufmerksam gemacht, die sich umdrehte und ihren Mann sorgenvoll musterte.

»Es könnte sein, dass er Unfug gemacht hat, aber es ist nichts, was nicht mit ein paar ernsten Worten geregelt werden könnte, wenn sich denn herausstellt, dass er tatsächlich darin verwickelt ist«, antwortete Bruno. »Keine Angst, und sag Hassan nichts davon.«

Bruno packte seine Plastiktütchen wieder ein und ging zum *collège*. Bald würde Mittagspause sein. Als er seinen Transporter abstellte, war der Schulhof schon voller Schüler, die zum Speisesaal strömten. Bruno wandte sich nach links, zu den zweistöckigen, weiß verputzten Gebäuden, denen ein neuer Anstrich gutgetan hätte. Dort befanden sich die subventionierten Lehrerwohnungen, in einer davon wohnten Florence und ihre Zwillinge. Rektor Rollo hatte sie von der Aufsicht beim Mittagessen freigestellt, damit sie ihre Kinder vom Kindergarten abholen, ihnen zu essen geben und sie anschließend in die Krippe bringen konnte.

Mit einem Teelöffel in der Hand und sichtlich gestresst öffnete sie Bruno die Tür. Trotzdem

beugte sie sich vor, um sich von ihm auf beide Wangen küssen zu lassen.

»Bruno, ich fürchte, Sie sind gerade zur Fütterung der Raubtiere gekommen...«, begrüßte sie ihn scherzend.

»Ich weiß, tut mir leid. Ich hätte auch nicht gestört, wenn es nicht dringend wäre.«

Nach einem flüchtigen Blick in den Spiegel, den Bruno beim Umzug in der Diele aufgehängt hatte, bat Florence ihn in die Küche. Die Zwillinge hörten auf, mit ihren Plastikbechern auf den Tisch zu hämmern, und begrüßten Bruno lauthals.

»*Bonjour*, Dora, *bonjour*, Daniel«, sagte er und gab beiden einen Kuss auf die Stirn, die einzige Stelle im Gesicht, die nicht mit Möhren und Kartoffeln verschmiert war.

»Wir sind gleich fertig«, erklärte Florence. »Kann ich Ihnen etwas anbieten? Einen Kaffee oder ein Sandwich vielleicht? Ich wollte mir gerade selbst eine *tartine* schmieren.«

»Nein, danke. Ich werde später richtig zu Mittag essen. Aber lassen Sie sich nicht aufhalten. Ich habe nur eine Frage zu dem Schüler El Ghoumari aus Saint-Chamassy«, sagte Bruno. »Kennen Sie ihn?«

»Ein netter Kerl. Er ist in meiner Naturkundeklasse. Wieso interessieren Sie sich für ihn?«, fragte sie, ohne eine Miene zu verziehen, verriet aber mit ihrem Tonfall, dass sie auf der Hut war. Er fühlte sich an ihre erste Begegnung erinnert, als er in einer Betrugssache auf dem Trüffelmarkt von Sainte-Alvère ermitteln musste und sie einen ähnlich zugeknöpften Eindruck auf ihn gemacht hatte. Bruno machte sich nichts vor. Florence und er waren zwar Freunde, aber Florence' Loyalität galt zuallererst ihren Schülern.

»Es ist nichts Offizielles. Wenn es so wäre, würde ich mit Rollo sprechen«, entgegnete er. »Ich glaube, der Junge hat Mist gebaut. Um ein paar Dinge klären zu können, würde ich gern wissen, wer seine besten Freunde sind. Es ist wirklich nichts Ernstes, jedenfalls nicht für den Jungen.«

Florence blickte skeptisch.

»Sie müssten mir schon mehr sagen«, erwiederte sie. Die Kinder spürten die angespannte Atmosphäre und machten große Augen, die sie abwechselnd auf Bruno und ihre Mutter richteten, während sie weiter eifrig ihre Joghurts löffelten.

Bruno berichtete von dem Einbruch in die Höhle und äußerte den Verdacht, dass Jugendliche, durch die Medien auf die Idee gebracht, eine satanische Messe nachgestellt hatten, angeführt von einer erwachsenen Person, die sich mit solchen Dingen auskannte.

»Ich will sie nicht in Schwierigkeiten bringen, sondern nur etwas klären«, versicherte Bruno. »Zum Beispiel möchte ich wissen, ob Jean-Paul, der Sohn des Höhlenpächters, zu El Ghourmaris besten Freunden zählt. In dem Fall müsste ich mit seinem Vater ein ernstes Wort reden. Sie wissen, wie ich meine Arbeit mache, Florence. Sobald ich mich an Rollo wende, wird die Sache offiziell.«

»Das macht doch schon Ihre Uniform, Bruno.«

»Ich will die Sache aber nicht an die große Glocke hängen, nicht wenn Jugendliche darin verwickelt sind.«

Sie hörte auf, Teller und Joghurtbecher aufeinanderzustapeln, und schaute ihm in die Augen.

»Wenn Sie mit den Jungen sprechen, wäre ich gern dabei. Ist das möglich?«, fragte sie. Er nickte und glaubte zu sehen, wie es in ihr arbeitete. »Jean-Paul ist sein Freund, ja. Philippes Neffe Luc Delaron ebenfalls«, sagte sie und stand auf, um Butter und Wurst aus dem Kühlschrank zu holen. Das Schneidebrett lag schon auf dem Tisch, darauf ein halbes Baguette. Sie setzte sich wieder und fing an, die Wurst aufzuschneiden. »Die drei sind unzertrennlich. Manchmal ist auch Mathieu mit von der Partie, der Junge, den Sie vergangenes Jahr aus der Jauchegrube gezogen

haben. Wollen Sie jetzt sofort mit ihnen reden, oder kann ich vorher noch etwas essen?«

Bruno warf einen Blick auf seine Uhr. Er musste gleich zum Bahnhof, um Isabelle abzuholen.

»Ach, das geht jetzt ohnehin nicht«, sagte er. »Ich bin verabredet. Aber vielleicht könnten Sie die Jungen nach Schulschluss für mich abfangen.«

»Wie gesagt, ich wäre bei dem Gespräch gern dabei«, wiederholte sie. »Ich habe sie in der letzten Stunde. Sie könnten ja gegen vier ins Schullabor kommen. So, und jetzt muss ich die beiden hier in die Krippe bringen.«

Sie stand auf, griff zu einem Handtuch, putzte den Kindern Gesicht und Hände und wischte den Tisch ab.

»Wenn die Jungen Schwierigkeiten bekämen, wäre ich sehr enttäuscht von Ihnen«, sagte sie.

Die einzige andere Person, die mit ihm am Bahnsteig wartete, war die dicke Jeanne, eine immer gutgelaunte, fast kugelrunde Frau, die auf dem Markt die Standgebühren einsammelte und ihren Spitznamen – dicke Jeanne – humorvoll übernommen hatte. Sie teilte Bruno mit, auf dem Weg nach Agen zu sein, um ihre Schwester für ein paar Tage zu besuchen. Dass er auf seine ehemalige Geliebte, die Inspectrice wartete, würde sich sehr wahrscheinlich in Windeseile herumgesprochen haben. Aber erst in ein paar Tagen, beruhigte sich Bruno, es sei denn, Jeanne fände die Nachricht so prickelnd, dass sie, kaum im Zug, ihr Handy aus der Tasche holen würde.

»Bist du verabredet?«, fragte Jeanne, nachdem sie sich mit *bisous* begrüßt hatten. Man sah, dass ihr die Frage auf den Nägeln brannte, wer wohl mit dem Zug aus Périgueux, Limoges oder gar Paris kommen mochte, um ihn zu treffen. »Was Offizielles, nicht wahr? Wegen dieser Teufelsgeschichte?«

»Ich erwarte eine Kollegin aus Paris. Du wirst dich bestimmt an sie erinnern«, antwortete er.

In diesem Moment war in der Ferne die Zugpfeife zu hören. Gleich darauf senkte sich die automatische Schranke vor dem Bahnübergang. »O ja, ich erinnere mich«, sagte sie. Und plötzlich schien ihr durch den Kopf zu gehen, dass er doch jetzt angeblich eine Liaison mit der verrückten, aber allseits beliebten Engländerin hatte.

Bruno fragte sich, wie es wohl wäre, in Paris oder einer anderen Großstadt zu leben, wo er in der Masse fremder Menschen anonym bleiben könnte, ohne befürchten zu müssen, dass gleich die ganze Stadt davon erfuhr, mit wem er verkehrte. Der Zug rollte in den Bahnhof ein und bremste ab. Obwohl er nur knapp eine Minute halten würde, ließ sich Jeanne mit dem Einsteigen Zeit. Offenbar brannte sie darauf, einen Blick auf die Polizistin aus Paris werfen zu können und ihren Verdacht bestätigt zu sehen, dass Bruno eine alte Affäre wiederaufleben ließ.

»*Ça va, Bruno?*«, fragte Isabelle, kaum dass sich die Wagentür geöffnet hatte. Ihr Lächeln ging ihm durch und durch. Ihr Kinn und die Wangenknochen waren immer noch so scharf ausgeprägt, wie nach ihrem Gewichtsverlust infolge der Schussverletzung. Offenbar hatte sie, ohnehin eher schlank, kaum wieder zugenommen. Wie immer trug sie Schwarz, einen Regenmantel, der bis zu den Knöcheln reichte, und eine Hose mit breitem roten Ledergürtel, passend zu ihrem Lippenstift. Die Haare waren noch kürzer geschnitten, was sie sich dank ihrer bezaubernd schönen Kopfform leisten konnte. Einen Millimeter weniger, und sie hätte einen Bürstenhaarschnitt, dachte Bruno. In der einen Hand hielt sie einen kleinen Reisekoffer, in der anderen einen Stock. An ihrer Schulter hing eine Laptoptasche, und vor ihren Füßen stand eine würfelförmige Box aus Kunststoff.

Bruno hütete sich, einen Blick auf den Stock zu werfen, den sie, wie er hoffte, bald nicht mehr nötig haben würde. Er nahm ihr den Koffer ab und griff nach der Box. Weil er keine Hand frei hatte, deutete er eine Umarmung mit den Oberarmen an. In der Box rutschte etwas hin und her.

»Sei vorsichtig damit, Bruno. Da ist was Lebendiges drin«, sagte Isabelle. Jeanne konnte sich vom Anblick der beiden kaum losreißen, musste aber einsteigen, weil die Türen zugingen. Als der Zug losfuhr, drückte Isabelle Bruno fest an sich. So wie eine liebevolle Verwandte und nicht wie eine ungeduldige Geliebte, dachte Bruno.

»Was meinst du mit ›Was Lebendiges?‹«, fragte er. Da hörte er ein leises Winseln aus der Box, die ohne sein Zutun an seiner Hand in Bewegung zu geraten schien.

»Das ist der Mann, der in meinem Schlafzimmer übernachtet«, sagte sie und rückte von ihm ab, um ihm ins Gesicht zu blicken, hielt aber immer noch seine Hand gefasst. »Ein Geschenk von mir und dem Brigadier. Ich möchte, dass du ihn Balzac nennst.«

Bruno ging in die Knie, stellte die Box ab und sah, dass sie an einer Seite mit einem Metallgitter verschlossen war, hinter dem eine rosarote Zunge und glänzende Welpenaugen zu erkennen waren. Die Pfoten wirkten viel zu groß für den kleinen Körper, und die Ohren waren so lang, dass sie bis auf die Zeitungsschnipsel herabreichten, mit denen die Box ausgelegt war. Beim Anblick des kleinen Bassets hüpfte Brunos Herz vor Freude, obwohl es ihn gleichzeitig ein wenig ärgerte, dass Isabelle seinen Wunsch, den neuen Hund selbst auszuwählen, offenbar nicht verstanden hatte. Er öffnete das Gitter, worauf das Hündchen heraussprang, sich über das Knie bis in seine Arme hochhangelte und ihm das Gesicht leckte.

»Er scheint dich bereits adoptiert zu haben«, kommentierte Isabelle.

»Balzac«, murmelte Bruno. Er hob den Welpen mit beiden Händen in die Höhe und begutachtete ihn mit den Augen eines Jägers.

Die schneeweissen, kurzen, aber kräftigen Beinchen strampelten eifrig durch die Luft. Die Hüfte war fast so breit wie die Schulter. Brust und Bauch schimmerten rosig, und das Fell, an den Seiten braun, wurde zum Rücken hin schwarz. Der Kragen war weiß, ebenso wie die Schwanzspitze, was charakteristisch für einen Basset war. Im Unterholz des Waldes würde er gut zu erkennen sein. Die Sohlen von Balzacs Pfoten waren noch weich und rosa und die kleinen Zähne spitz wie Nadeln. Auf dem Kopf war ein weißer Streifen, der bis zwischen die Augen reichte und ihm einen klugen, verständigen Ausdruck verlieh. Das Hündchen stammte unverkennbar aus einer reinrassigen Zucht, was Bruno aber nur am Rande registrierte, denn er hatte sich auf Anhieb in das Tier verliebt.

»Ich fand's eigentlich nicht richtig, dass wir einen Hund für dich aussuchen und dir nicht selbst die Wahl überlassen«, sagte Isabelle mit einem für sie ungewohnt nervösen Ton in der Stimme. »Aber der Brigadier bestand darauf. Er hat den Vorsitzenden eines Jagdvereins in Cheverny angerufen und darum gebeten, aus den besten Bassets Frankreichs das hübscheste Exemplar auszusuchen.«

Sie erklärte, dass Balzac aus dem Zwinger des legendären französischen Züchters León Verrier stammte und dass seine Großmutter mit der amerikanischen Stonewall-Jackson-Linie gekreuzt worden sei.

»Wusstest du, dass der Marquis de Lafayette George Washington Bassets geschenkt hat, als wir den Amerikanern geholfen haben, sich von den Briten zu befreien?«, unterbrach Bruno.

Sie schüttelte den Kopf und sagte: »So weit ging mein Briefing nicht.«

Sie legte eine Hand auf seine Schulter, die Balzac sofort abzuschlecken begann. »Hör mir zu, Bruno. Ich habe diese kleine Rede extra für dich auswendig gelernt.«

Sie räusperte sich und schloss die Augen, um neu anzusetzen. Bruno hielt das Hündchen an die Brust gedrückt und ließ sich von ihm das Kinn lecken.

»Uns ist natürlich klar, dass sich Gigi nicht ersetzen lässt, aber mit Balzac wollen sich der Innenminister und sein Stab persönlich bei dir bedanken. Für den Kauf stand uns ein Betrag aus dem Haushalt des Ministeriums zur Verfügung, aber als der Züchter hörte, wie Gigi ums Leben gekommen ist, hat er uns Balzac geschenkt. Auf unser Betreiben hin wurde im Hauptquartier des 132sten Hundebataillons bei Suippes im Département Marne Gigis Name in die Ehrenrolle eingetragen.«

Sie öffnete die Augen wieder und lächelte strahlend. »O ja, und sie werden sich in ein paar Jahren bei dir melden, um nachzufragen, ob Balzac Nachwuchs bekommen hat. Für den interessieren sie sich nämlich.«

Brunos Augenbrauen gingen nach oben. »Das ist doch ein Witz, oder?«

Isabelle schüttelte den Kopf. »In Frankreich werden mehr Hunde für militärische Zwecke angeschafft und ausgebildet als in jedem anderen Land. Das habe ich erfahren, als ich mit dem Brigadier in Suipes war, wo mit siebenhundert Hunden der größte Zwinger in Europa unterhalten wird.«

Bruno legte ihr seinen freien Arm um die Taille und drückte sie an sich. Der kleine Balzac leckte nun abwechselnd sie und ihn.

»Der Hund ist wunderbar, und ich freue mich sehr. Vielen Dank«, sagte er und versuchte, für seinen Kuss eine Stelle in ihrem Gesicht zu finden, die nicht von Balzacs Köpfchen und seinen großen Ohren versperrt war. »Ich werde dir einen Brief für den Brigadier mitgeben, in dem ich mich auch bei ihm bedanke. Und gib mir bei Gelegenheit bitte die Adresse des Zwingers. Dass der Hund von dir kommt, ist umso schöner, weil ich jetzt auf regelmäßige Mutterbesuche hoffen darf.«

»Mutter?«, entgegnete sie mit gespieltem Entsetzen und drehte Balzacs Kopf zur Seite, um ihm zur Abwechslung auch ein Küsschen zu geben. »Dafür bin ich das falsche Mädchen, Bruno. Das ist das Letzte, was ich will.«

»Was ich im Augenblick will, ist ein Mittagessen«, erwiderte Bruno. »Bei Ivan gibt's Bohnensuppe in einer Brühe aus ausgekochten Schweineschwänzen.«

»Übrigens, es gibt auch einen offiziellen Anlass für meine Reise. Ich soll der Schule der *Écouteurs* einen Besuch abstatten und sie mit den neuen Richtlinien vertraut machen«, sagte sie. »Aber erst später am Nachmittag. Und weil der Schulleiter ein alter Freund des Brigadiers ist, bin ich verpflichtet worden, am anschließenden Empfang und Abendessen teilzunehmen.«

»Warum weiß ich nichts davon?«, fragte Bruno mit einem neckischen Unterton, um sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Es überraschte ihn aber auch, dass Isabelle so offen über ihre Pläne sprach.

Die *Écouteurs* gehörten zum französischen Geheimdienst und überwachten den Fernsprech- und E-Mail-Verkehr. Leistungsstarke Computer siebten Nachrichten aus dem Äther, die bestimmte Schlüsselwörter enthielten, die dann von menschlichen Augen und Ohren überprüft wurden. Die in einem scheußlichen Château aus dem neunzehnten Jahrhundert untergebrachte Schule lag ganz in der Nähe und bildete Abhörspezialisten für die englische Sprache aus. Sie profitierte nicht zuletzt von den vielen Engländern, die in der Gegend wohnten. Aus dem gleichen Grund befand sich die Schule für deutschsprachige *Écouteurs* im Elsass, in Nizza die für Italienisch, und die arabischen Schulen waren in Marseille, Toulon, Paris und Lille.

»Ich muss dir gegenüber kein Geheimnis daraus machen, weil ich hoffe, dass du mich hinfährst. Außerdem hat der Brigadier deine Unbedenklichkeitsbescheinigung verlängert.«

»Soll das heißen, er will mich wieder in was reinziehen?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Wollen wir uns hier auf dem Bahnsteig die Beine in den Bauch stehen, oder führst du mich und Balzac jetzt zum Mittagessen aus?«

»Mittagessen«, antwortete er.

»Gut, ich lechze nämlich nach eurer Küche hier im Périgord, und der Frau da hinter der Gardine haben wir lange genug eine Show geboten.« Sie winkte munter in Richtung auf ein Fenster.

Bruno drehte sich um und sah, wie sich eine Gardine bewegte. Verflixt! Er hatte vergessen, dass das Bahnhofsgebäude privat genutzt wurde, seit die französische Bahn den Fahrkartenschalter aus Kostengründen geschlossen hatte. Die Nachricht von ihrer Umarmung und von Brunos neuem Hund würde sich wie ein Lauffeuer verbreiten.

Isabelle zog eine schmale schwarze Hundeleine aus Leder aus der Tasche, befestigte sie an

Balzacs Halsband und hinkte am Stock auf Brunos altehrwürdigen Landrover zu, den ihm ein verstorbener Jagdfreund vermachte hatte. Bruno nahm die Box, Isabellas Koffer und die Laptoptasche und folgte etwas schwerfällig.

»Beim Essen kannst du mir von eurem hiesigen Hexenzirkel oder Satanskult berichten«, sagte sie hämischi grinsend, als sie mit Balzac auf dem Schoß auf dem Beifahrersitz Platz genommen hatte. Immerhin klang ihre Stimme liebevoll, dachte Bruno, der sich verspottet fühlte.

»Ich habe die *Sud-Ouest* von gestern im Internet gelesen«, erklärte sie. »Vielleicht beruhigt es dich zu erfahren, dass der Brigadier an deinem jüngsten Fall nur zum Vergnügen interessiert ist. Zu den vielen Staatsfeinden, denen er nachstellt, zählen Hexen und dergleichen noch nicht.«

»Wie ich deinen Boss kenne«, entgegnete Bruno, »hat er den Leibhaften längst auf dem Lohnzettel.«

Wie so oft, wenn er an Isabelle dachte, fühlte sich Bruno zwischen Begeisterung und Trübsinn schwanken, so auch jetzt, als er von der Hauptstraße abbog, um vor dem *collège* zu parken. Er hatte sie vor der Schule der *Écouteurs* abgesetzt und war immer noch enttäuscht, weil Isabelle ihm beiläufig erklärt hatte, dass sie die Nacht im Hotel verbringen würde, wo schon ein Zimmer vorbestellt war. Aber immerhin wollte sie das ganze Wochenende über bleiben. Besser noch, sie hatte sich freudig bereit erklärt, dabei zu sein, wenn er sich am nächsten Tag noch einmal die Stellen am Fluss ansehen wollte, an denen der Kahn möglicherweise zu Wasser gelassen worden war. Außerdem hatte ihr Aufenthalt in Saint-Denis anscheinend den Ausschlag dafür gegeben, dass Jean-Jacques Jalipeau, der Chefermittler in der Region, nun doch in die Stadt kommen würde. Isabelle war seine Star-Inspectrice und Lieblingskollegin gewesen, bevor man sie in den Stab des Innenministeriums nach Paris gerufen hatte.

Dass Bruno einen Kloß im Hals verspürte, lag allerdings nicht ausschließlich an Isabelles Gegenwart, sondern auch an dem kleinen Bündel, das zusammengerollt neben ihm auf dem Beifahrersitz schlief. Nach Gigis Tod hatte er sich immer wieder gefragt, ob ein neuer Hund ihn tatsächlich ersetzen könnte. Seine spontane Freude über den kleinen Welpen überraschte ihn nun selbst. Er hatte fast vergessen, wie sehr ihn die Tapsigkeit eines jungen Bassets anrührte, der über seine eigenen Ohren stolperte. Es war ihm kaum möglich, nicht zu lächeln, wenn er einen Blick auf Balzac warf, und als er das schlafende Hündchen nun vom Sitz aufhob, hörte er sich selbst vor Vergnügen glucksen.

Balzac, dachte er, was für ein hübscher Name. Er sollte nun wirklich damit anfangen, die großen Romane des gleichnamigen Autors zu lesen. Schon der Bürgermeister hatte ihm bei seinem Amtsantritt dazu geraten, erinnerte sich Bruno. Alles, was er über Politik und Leidenschaften, über Streitereien und die dynamischen Prozesse in einer Stadt wie Saint-Denis wissen müsse, so hatte der Bürgermeister damals gesagt, fände er in den Büchern Balzacs. Das schlafende Hündchen im Arm, ging er nun die Treppe hinauf ins Schullabor, wo Florence unterrichtete.

Um mit Schülern ins Gespräch zu kommen, gab es wohl kaum ein geeigneteres Hilfsmittel als einen kleinen Welpen, dachte Bruno, doch die vier Jungen, die aufgestanden waren, um sich von ihm die Hand schütteln zu lassen, nahmen den kleinen Hund kaum zur Kenntnis. Sie waren auf der Hut, als Bruno Balzac auf dem Lehrerpult absetzte, und tauschten hilfesuchend ängstliche Blicke. Florence dagegen war sofort hingerissen und nahm geduldig lächelnd ein Papiertaschentuch zur Hand, um die Tropfen wegzuwischen, die der Kleine vor lauter Aufregung hatte fallen lassen, als er auf sie zu tapste.

Bruno kannte alle vier aus seinem Tennis- und Rugbyunterricht. Es waren normale, vernünftige Burschen, ein oder zwei Jahre vor der Pubertät. Als Jungen, die auf dem Land aufwuchsen, konnten sie ziemlich frei und ungefährdet durch die Wälder streifen. Und in der Stadt, wo sich kaum jemand die Mühe machte, die Haustür über Nacht zu verschließen, kannte sie, von Touristen abgesehen, jeder. Würde einer von ihnen durch schlechtes Benehmen auffallen, hätten die Eltern schnell davon erfahren. Also verhielten sie sich gegenüber älteren Personen meist höflich, waren aber untereinander eher laut und ausgelassen. Sie nun alarmiert und verunsichert zu sehen war ein sicheres Zeichen dafür, dass sie ein schlechtes Gewissen hatten.

»Ich will herausfinden, wer in der Madonnenkapelle der Grotte mit schwarzer Farbe herumgepinselt hat. Mir sind ein paar Indizien in die Hände gefallen, die darüber Aufschluss

geben«, sagte Bruno.

Er holte die beiden Beweismitteltütchen aus der Tasche und legte sie vor sich hin. Die mit dem Kaugummipapier strich er glatt, damit die Jungen die Marke gut sehen konnten. Ihre Reaktion verriet, dass sie sie wiedererkannten.

»Wisst ihr, was Fingerabdrücke sind?«, fragte er.

»Die bleiben auf Sachen zurück, die man mit der Hand berührt hat«, antwortete Luc, Delarons Neffe.

»Richtig. Jeder Mensch auf der Welt hat einen ganz eigenen Abdruck. Wenn wir also solch einen Abdruck auf einem Indiz finden, wissen wir, wer es in der Hand hatte.« Er legte eine Pause ein und strich das Kaugummipapier erneut glatt. »Auf solch einem Stück Glanzpapier zeigen sich Fingerabdrücke besonders deutlich. Wir werden schnell herausfinden, wer es angefasst hat. Aufgrund solcher Beweise sind Straftäter schon hinter Gittern gelandet.«

»Das hab ich schon mal im Fernsehen gesehen«, meinte Jean-Paul. »In einem amerikanischen Film. *Engrenages* darf ich nicht sehen. Meine Mutter sagt, dafür wäre ich noch zu jung.«

»Deine Mutter hat recht. Ich frage mich manchmal selbst, ob ich denn schon alt genug dafür bin«, sagte Bruno. Jede Folge dieser Fernsehserie schien mit einer toten Frau zu beginnen, die auf einer Müllhalde oder im Kofferraum eines ausgebrannten Wagens gefunden wurde. »Und jetzt zu dir, Abdul.« Bruno wandte sich an den Sohn von Karims Cousin, der erschrocken hochfuhr. »Weißt du, wofür die Abkürzung DNA steht?«

Abdul warf einen Blick auf die Lehrerin, die ihm aufmunternd zulächelte.

»Das hat irgendwas mit Genetik zu tun«, antwortete der Junge.

»Richtig. In dieser Tüte hier steckt ein Zigarettenstummel. Darauf sind mit Sicherheit Speichelreste zurückgeblieben. Und anhand der DNA-Spuren, die solche Speichelreste enthalten, lässt sich feststellen, wer den Stummel im Mund hatte. Wusstest du das?«

Abdul schüttelte den Kopf. Luc schluckte, und Mathieu, der Jüngste, schien jeden Moment in Tränen auszubrechen. Jean-Paul, der Sohn des Höhlenpächters, war kreidebleich geworden. Bruno fühlte sich nicht wohl dabei, wusste aber nicht, wie er die Vernehmung hätte anders führen können. Er sah zu Florence, um sich von ihr eine Rückmeldung geben zu lassen. Sie nickte ihm stumm zu, was er als Ermunterung verstand, weiterzumachen.

»Ich ahne, wer in der Höhle war. Wenn ich die Fingerabdrücke abgleichen und die DNA-Spuren analysieren lasse, werde ich Gewissheit haben. Aber vorher müsste ich eure Eltern und einen Magistrat zu Rate ziehen, und dann wird es ernst. Versteht ihr das?«

Die Jungen nickten.

»Ich frage nur dich, Jean-Paul, denn du weißt, wo bei euch die Schlüssel hängen: Wie seid ihr in die Höhle gekommen?«

Jean-Paul warf einen Blick auf seine Freunde und knabberte an der Unterlippe. In diesem Moment stand Balzac, der an Florence' Ärmel geschnuppert hatte, auf, tapste auf die Jungen zu und blickte mit großen, treuherzigen Augen zu Jean-Paul auf. Sein Schwanz schlug gegen das Pult, als der Junge die Hand ausstreckte und ihn streichelte.

»Wir haben einen Ersatzschlüssel. Der liegt unter einem Stein neben dem Bühneneingang, denn es kommt manchmal vor, dass die Musiker früher kommen und mein Vater nicht da ist«, antwortete der Junge mit Blick auf den Welpen. »Den habe ich genommen.«

»Wusste dein Vater davon?«

Luc, der neben Jean-Paul stand, schaltete sich ein: »Ich hab ihn darum gebeten, die Tür zu öffnen, um Onkel Philippe einen Gefallen zu tun.«

»Ich war auch dabei«, sagte Mathieu fast stolz. »Die anderen wollten mich nicht außen vor lassen.«

Bruno schmunzelte. »Kann ich verstehen. Das hätte ich auch nicht gewollt. Was wollte Onkel Philippe? Hattet ihr die schwarze Farbe von ihm?«

»Sie lässt sich ganz einfach wieder abwischen, hat er gesagt«, antwortete Jean-Paul. »Er wollte nur für einen Artikel sorgen, damit mehr Leute in die Höhle kommen.«

»Und du, Abdul, hattest Zigaretten deines Vaters dabei«, sagte Bruno. »Dass du zum Rauchen noch zu jung bist, weißt du. Wenn du damit anfängst, wirst du vielleicht nie gut Fußball spielen können.«

»Werden Sie mich bei meinem Vater verpetzen?«, fragte Abdul, der Hassans Reaktion anscheinend sehr viel mehr fürchtete als Brunos Fragen.

»Ich schlage vor, ihr erzählt mir jetzt alles. Wo hattet ihr zum Beispiel den Ziegenkopf her?«, fragte Bruno.

»Der war schon da«, antwortete Jean-Paul. »Und die komische Zeichnung an der Wand auch. Wir haben nur die angemalten Kerzen mitgebracht. Die Madonna war schon schwarz, als wir gekommen sind. Die Kerzen haben wir auf den großen Stein gestellt, und als wir dann das ganze andere Zeug gesehen haben, sind wir weggelaufen.«

Bruno nickte verständnisvoll, obwohl Jean-Pauls Aussage alles komplizierter machte. Wer, wenn nicht die Jungen, hatte die Szene gestellt?

»Wann hast du die Zigarette geraucht, Abdul?«, wollte er wissen.

Der Junge schaute auf seine Freunde. Sie waren jetzt alle mit dem Welpen beschäftigt, der sich munter zwischen ihnen hin und her wälzte. Verschämt wie zu Anfang wirkten sie jetzt nicht mehr.

»Wir haben alle mal dran gezogen, als wir über den Teich gepaddelt sind«, antwortete Luc. »Selbst Mathieu hat mal gepafft. Es war für ihn das allererste Mal.«

»Und was ist mit der Wodkaflasche?«, fragte Bruno.

»Die ist von Onkel Philippe, aber sie war schon leer, als er sie uns gegeben hat«, erklärte Luc.

»Und die Kerzen sind auch von ihm, ja?«

Luc nickte.

»Onkel Philippe hat euch also die Kerzen, die Farbe und die Flasche gegeben, damit ihr sie in die Madonnenkapelle bringt«, fasste Bruno zusammen und versuchte, beiläufig zu klingen. »Aber als ihr dort angekommen seid, war die Madonna schon schwarz, die Wand beschmiert, und auf dem Steinblock lag der Ziegenkopf. Ist das richtig so?«

»Werden Sie Onkel Philippe sagen, dass Sie das von mir wissen?«, fragte Luc. »Ich will nicht, dass er Ärger bekommt. Er wollte das alles doch nur für diesen Artikel, damit mehr Touristen kommen.«

»Verstehe«, sagte Bruno. Er wandte sich an Jean-Paul. »Weiß dein Vater, dass du den Schlüssel genommen hast?«

Jean-Paul warf einen verstohlenen Blick auf Luc, Abdul und Mathieu, senkte den Kopf und murmelte: »Ich glaube, ja.«

»Onkel Philippe hat gesagt, es sei alles arrangiert«, fügte Luc hinzu.

»Habt ihr was dafür bekommen?« Ihm, Bruno, und dem Herausgeber der Zeitung in Périgueux würde Delaron einiges erklären müssen. Mit seiner erst kurzen Karriere als Pressefotograf wäre es wahrscheinlich bald vorbei. »Ein Eis vielleicht oder Kaugummis?«

»Er hat jedem von uns fünf Euro gegeben.«

Eigentlich fand Bruno Delaron durchaus sympathisch. Er hatte Verständnis dafür, dass dem

vorwitzigen jungen Mann die Arbeit im Fotoladen seiner Eltern auf die Dauer langweilig wurde und er nicht immer nur Hochzeitsfotos und Studioporträts machen wollte. Angefangen hatte er mit kleinen Fotoreportagen von Rugbyspielen und Schulveranstaltungen, und inzwischen war er ein durchaus versierter Pressefotograf geworden. Aber was er sich nun erlaubt hatte, war unter aller Kritik und empörend. Überdies lag der Verdacht nahe, dass Marcel, der Höhlenpächter, und womöglich auch der Baron mit von der Partie waren, um mit einer solchen Inszenierung das Geschäft anzukurbeln. Doch noch während Bruno allmählich in Wut geriet, wurde ihm bewusst, dass die vier Jungen die Hauptleidtragenden sein würden, wenn er das Komplott auffliegen ließe.

»Was ist also passiert, als ihr den Ziegenkopf und die schwarz angemalte Madonna gesehen habt?«, fragte Bruno.

»Die haben wir zuerst gar nicht gesehen. Wir hatten nur eine Taschenlampe«, antwortete Jean-Paul. »Aber ich weiß, wo die Schalter sind, und als Mathieu gegen den Ziegenkopf gestoßen ist, habe ich Licht gemacht. Da haben wir dann alles gesehen und sind abgehauen.«

»Zurück zum Boot?«, fragte Bruno vorsichtig. »Und über den See auf die andere Seite?«

»Ja, in dem Boot, mit dem wir gekommen sind. Da lag nämlich noch ein anderes, das wir im Dunkeln nicht gesehen haben. Am Bühnenausgang habe ich dann den Hauptschalter umgelegt.«

»Was hast du deinem Papa erzählt?«

»Nichts. Wir hatten alle Riesenschiss.«

Eigentlich sollte Delaron für die Sache geradestehen, dachte Bruno, doch er ahnte, dass letztlich die Jungen alles ausbaden mussten. War das dem Onkel bewusst gewesen, als er seinen Neffen für seine Zwecke eingespannt hatte? Wahrscheinlich hatte er dem Jungen weismachtet, es sei alles nur ein Scherz.

Aber würde Bruno die Jungen aus allem raushalten können, wenn er Delaron auffliegen ließe, um zu verhindern, dass die falsche Geschichte weiterverbreitet wurde? Um den Herausgeber der Zeitung zu überzeugen, brauchte er handfeste Beweise, und ohne die Aussage der Jungen hatte er nur sein eigenes Ehrenwort und das von Florence. Er schaute die junge Lehrerin an und sah, wie ihr Blick von einem Schüler zum anderen wanderte, während sie Balzac streichelte, der an ihren Fingern knabberte. Würde sie bezeugen, dass die Story fingiert war, und Auskunft darüber geben, welchen Anteil die Jungen daran hatten? Daran zweifelte Bruno, der unter anderem gerade wegen ihrer Verschwiegenheit große Stücke auf sie hielt.

»Ich möchte nicht, dass sie mit der Sache in Verbindung gebracht werden«, sagte Florence, als die Jungen den Raum verlassen hatten und die Treppe hinunterstürmten.

»Das möchte ich auch nicht«, erwiderte Bruno. »Aber wenn wir nichts unternehmen, wird Delaron eine Lüge veröffentlichen.«

»Ich könnte dem Herausgeber der Zeitung versichern, dass die Geschichte falsch ist, ich aber nicht bereit bin, die Hintergründe aufzudecken.«

Bruno nickte und kam plötzlich auf den Gedanken, dass er Delarons Karriere in der Hand hatte. Auch ohne die Aussagen der Jungen würde er dafür sorgen können, dass Delaron nie wieder Aufträge von der Zeitung bekommen würde. Er verwarf diesen Gedanken zwar sofort, meinte aber eine kleine hinterhältige Stimme im Hinterkopf zu hören, die ihm zuflüsterte, dass es durchaus nützlich wäre, ein Druckmittel gegen Delaron in der Hand zu haben.

»Außerdem ist die Geschichte ja nicht durchweg falsch«, dachte Florence laut nach. »Ich glaube den Jungen, wenn sie sagen, dass jemand vor ihnen in der Höhle gewesen ist, der die Madonna angemalt und den Ziegenkopf zurückgelassen hat.«

»Dieser Jemand kann aber nicht Delaron gewesen sein, denn wozu hätte er sonst die Jungen

vorgeschickt?«

»So unwahrscheinlich es auch klingen mag: Was uns Delaron verkaufen will, ist offenbar nicht völlig an den Haaren herbeigezogen«, sagte Florence. »Anscheinend haben in der Höhle tatsächlich satanistische Umttriebe stattgefunden, und die stehen wahrscheinlich in Zusammenhang mit der Toten im Kahn.«

Florence wollte Balzac ihren Kindern zeigen. Bruno ließ den Welpen bei ihr zurück und machte sich auf den Weg, um mit Philippe Delaron ein ernstes Wort über journalistische Verantwortung zu reden. Doch der war nicht in seinem Laden anzutreffen. Er sei in Périgueux, erklärte seine Mutter. Auf einem Schleichweg, der quer über den Hügel zu einer der großen Flusschleifen führte, fuhr Bruno daraufhin weiter zum Haus von Gaston Lemontin, der wegen der Unterschrift auf der Petition bereits von seiner Bank beurlaubt worden war. Bruno traf ihn und seine Frau im Garten an, wo sie Gemüse pflanzten.

»Das habe ich mir fürs Wochenende vorgenommen«, sagte Bruno. »Ich will es dieses Jahr mal mit Roter Bete versuchen.« Er schaute sich um und genoss die Aussicht auf den Klippenrand und das Flusstal. Weit und breit war kein anderes Gebäude in Sicht. Kein Wunder, dass Lemontin bereit war, einige Risiken einzugehen, um die exklusive Lage seines Hauses zu bewahren.

»Sie sind bestimmt nicht gekommen, um sich mit mir über Rote Bete zu unterhalten«, sagte Lemontin. »Haben Sie schon gehört, was mir vom Vorstand der Bank mitgeteilt wurde?«

»Nein, aber ich kann's mir denken. Man versetzt Sie nach Timbuktu.«

»Nicht ganz so weit. Ab Montag arbeite ich in Sarlat.«

Lemontins Frau, die damit beschäftigt war, Bohnenstangen in die Erde zu rammen, sagte wütend: »Dieser verfluchte Bürgermeister bekommt nie mehr meine Stimme.«

»Ich habe im Grunde damit gerechnet«, sagte Lemontin. »So läuft der Hase eben. Aber vielleicht ist es ja ein Segen. Ich werde Stellvertreter eines älteren Kollegen, der bald in Pension geht, und womöglich werde ich ihn dann ablösen.«

»Ich bin gekommen, um Ihre Meinung als Experte zu ein paar Fragen zu hören«, erklärte Bruno. »Sie sagten, an der Finanzierung des geplanten Feriendorfes sei irgendetwas faul. Wie kommen Sie darauf?«

Lemontin musterte ihn argwöhnisch. »Wer will das wissen, Sie oder der Bürgermeister?«

»Sowohl als auch. Vor allem dürfte es die Steuerzahler interessieren, also uns alle. Wenn bei der Planung etwas schiefläuft, könnten wir am Ende eine Menge Schulden am Hals haben.«

Lemontin trat auf den Kiespfad, der den Garten exakt in zwei Hälften teilte, und führte Bruno zum Haus, einem Neubau im traditionellen Stil der Region. Trotzdem wirkte es irgendwie unecht. Die Steinmauern waren zu ebenmäßig gesetzt, die Dachziegel blitzblank und die Fenster und Türen frisch gestrichen, ohne eine Spur von Verwitterung. Lemontin streifte seine Gartenhandschuhe ab und wechselte von den Holzpantinen in seine Hausschuhe. In der Küche wusch er sich die Hände über der Spüle und setzte anschließend einen Wasserkessel auf, um Kaffee zu machen.

»Haben Sie schon einmal von dem Städtchen Thivion gehört?«, fragte er. Bruno schüttelte den Kopf. »Es liegt im Département Corrèze, also nicht weit von hier, und ist ein bisschen wie Saint-Denis, an einem Fluss gelegen und mit ein paar hübschen alten Mauern. Zurzeit versucht man, diesen Ort für den Tourismus attraktiv zu machen. Irgendeine Immobiliengesellschaft kam plötzlich mit dem Angebot, eine luxuriöse Urlaubsanlage mit Golfplatz zu bauen. Jede Villa sollte ihren eigenen Swimmingpool haben, und es werde an nichts gespart, hieß es.«

Das Wasser kochte. Lemontin machte Kaffee und führte Bruno in sein Büro, das gleich neben der Küche lag und einen atemberaubenden Blick auf den Fluss bot. Aber ein Sessel, auf dem man die Aussicht hätte genießen können, fehlte. Da waren nur ein Schreibtischstuhl und ein einfacher Holzstuhl neben dem Aktenschrank. Auf dem Schreibtisch befanden sich ein Telefon, ein Laptop

und ein Notizblock, an dessen Rand, präzise ausgerichtet, ein frisch angespitzter Bleistift lag. In einem Bücherregal reihten sich die Telefonbücher der letzten zehn Jahre. Seltsam, dachte Bruno, der eine solche Sammlung noch nie gesehen hatte. An den Wänden hingen weder Bilder noch Poster, nur ein billiger Kalender, den die Bank jedes Jahr herausgab. Bruno fand die pedantische Ordnung, die in diesem Raum herrschte, einigermaßen befremdlich, fasste aber gleichzeitig Vertrauen in Lemontins Zuverlässigkeit.

»Es sieht so aus, als würde auch uns ein gutes Geschäft angeboten«, sagte Bruno und nahm auf dem Holzstuhl Platz, nachdem er ihn vor das Fenster gerückt hatte, um nach draußen blicken zu können. »Vom selben Immobilienunternehmen?«

»Schwer zu sagen«, antwortete Lemontin. »Jedenfalls unter anderem Namen. Der Bauherr in Thivion nennt sich Gondrin Investissements, der bei uns Mortemart Investissements. Aber in den Vorständen sitzen zum Teil dieselben Personen, und die Bank, mit der sie arbeiten, ist auch dieselbe. Vielleicht sollten Sie sich mit den Betroffenen in Thivion einmal selbst unterhalten, aber was man uns versprochen hat, kann ich Ihnen zeigen.«

Er öffnete den Aktenschrank, zog einen dicken Ordner daraus hervor und reichte Bruno eine Architektenzeichnung eines umfangreichen Bauvorhabens, sehr ähnlich der, die Bruno im Büro des Bürgermeisters gesehen hatte.

»Und so sieht die Wirklichkeit aus«, sagte Lemontin und reichte Bruno ein Foto, auf dem ein- und zweigeschossige kasernenartige Gebäude auf engstem Raum zu sehen waren, dazu eine Art Freibad samt riesigem Parkplatz. Der offenbar frische Anstrich der Häuser ließ jede Menge Graffitispuren durchschimmern.

»Versprochen war ein 18-Loch-Golfplatz, doch am Ende gab's nur eine Minigolfanlage«, fuhr Lemontin fort. »Und diese Häuser sind wohl alles andere als luxuriöse individuelle Villen. Jedenfalls hat die Gemeinde von Thivion jetzt einen Berg Schulden.«

Thivion hatte sich verpflichtet, die Planfeststellung durchzuführen, Baugenehmigungen zu erwirken und für die gesamte Erschließung zu sorgen, das heißt für einen Straßenanschluss, Frischwasserleitungen und Abflusskanäle, Strom-, Gas- und Telefonleitungen. Sie hatte also in Vorleistung treten müssen, ehe das eigentliche Bauvorhaben in Angriff genommen werden konnte. Als dann aber die Straße gebaut und die Abwässerkanäle verlegt waren, ließ Gondrin verlauten, dass eine Übernahme durch ein anderes Unternehmen stattgefunden habe und die Originalpläne zusammengestrichen worden seien. Trotzdem verlangte das neue Unternehmen weitere Investitionen und Garantien von der Stadt. Die hatte schon fast eine Million Euro aufgebracht und musste widerwillig zustimmen, damit das Projekt überhaupt fortgesetzt werden konnte.

»Und das, was Sie da sehen, ist das Ergebnis, womit sich die Stadt bislang zwei Millionen Euro Schulden eingehandelt hat«, sagte Lemontin und zeigte auf das Foto. »Die Anlage ist als Feriensiedlung für benachteiligte Familien an eine der schlimmsten *banlieues* von Paris verpachtet. Weiß Gott nicht die wohlhabende Kundschaft, die Thivion versprochen worden war.«

»Wie sind die Schulden zustande gekommen?«, wollte Bruno wissen.

»Abgesehen von den Kosten für Straßen und Tiefbau«, erklärte Lemontin, »musste die Stadt auch für Anwaltsgebühren und Architektenhonorare aufkommen. Außerdem hatte Gondrin ihr noch eine Rechnung über zusätzliche Aufwendungen aufgemacht. Das war die erste Million. Das neue Unternehmen verlangte dann eine weitere Million als Finanzhilfe für den Bau der scheußlichen Kästen und drohte damit, sich bei Nichtzahlung aus dem Projekt zurückzuziehen. Um wenigstens den dürftigen Rest zu retten, stimmte der Stadtrat wieder zu.«

»Ach ja, und noch etwas«, fügte Lemontin hinzu. »An der Spitze des neuen Unternehmens –

Pardaillan Investissements – sitzen wieder zum Teil dieselben Leute wie schon bei Gondrin und Mortemart Investissements, die jetzt mit Saint-Denis ins Geschäft kommen wollen. Für mich sind das Banditen. Auch nach Auslaufen des Pachtvertrags bleiben sie Eigentümer der Anlage, obwohl sie nur für das Grundstück bezahlt hatten, was ihnen der Bürger auch noch für ’n Appel und ’n Ei verkauft hat.«

»Haben Sie unserem Bürgermeister Ihre Unterlagen gezeigt?«, fragte Bruno.

»Er weigert sich, mich zu empfangen. Und als ihm Antoine als Stadtrat meine Unterlagen vorgelegt hat, meinte er, das seien alles nur Spekulationen. Er werde dafür sorgen, dass die Verträge, die Saint-Denis eingeht, absolut wasserdicht sind. Aber davon ist auch Thivion ausgegangen.«

»Wie heißen die Herrschaften, die in allen drei Unternehmen im Vorstand waren beziehungsweise sind«, wollte Bruno wissen und griff nach Lemontins Notizblock und Bleistift. Lemontin las die Namen von einer fotokopierten Urkunde ab.

»Lionel Joseph Foucher und Eugénie Marianne Ballotin und ein Anwalt aus Luxemburg.« Bruno hatte es sich fast gedacht. »Aber das sind gewissermaßen nur die Aushängeschilder. Dahinter steckt eine Fondsgesellschaft namens Antin mit Sitz in Luxemburg und Verbindungen zu einer Schweizer Bank, weshalb ich nicht herausfinden kann, wem die Fondsgesellschaft gehört.«

Lemontin schob den Hefter aus dem Aktenschrank über den Schreibtisch zu Bruno hinüber.  
»Nehmen Sie ihn nur, ich habe Kopien gemacht.«

»Warum haben Sie sich damit noch nicht an die Presse gewandt?«

»Ich habe mit Delaron gesprochen, aber er meinte, er mache nur Fotogeschichten, und ich kenne niemanden sonst, den ich hätte fragen können.«

Bruno schaute auf seine Uhr. Er öffnete den Hefter, blätterte darin herum und fand die Kopie eines Briefes aus dem Bürgermeisteramt von Thivion. Die darauf angegebene Telefonnummer tippte er in sein Handy, ließ es am anderen Ende läuten und behielt Lemontin im Auge. Als abgenommen wurde, bat er darum, ins Büro der *police municipale* durchgestellt zu werden.

»Bruno Courrèges«, antwortete eine überschwengliche Stimme, als er seinen Namen genannt hatte. »Sie haben doch damals in der Rugbymannschaft der Polizeischule gespielt, stimmt’s? Vielleicht erinnern Sie sich auch an mich. Ich bin Bernard Laprade und war damals der Fullback.«

Bruno erinnerte sich vage an einen stämmigen Kerl mit einem unerschöpflichen Repertoire an zotigen Witzen und Rugbyliedern. Sie plauderten ein wenig, und schließlich kam Bruno auf den Grund seines Anrufs zu sprechen.

»Sie wollen wissen, was passiert ist?«, fragte Laprade so laut, dass Lemontin jedes Wort mithören konnte und traurig lächelte. »Wir, die dummen kleinen Landeier, sind über den Tisch gezogen worden von Lackaffen aus der Großstadt, deren maßgeschneiderte Anzüge und weiße Sportwagen unsereins wahrscheinlich bezahlt hat. Und was haben wir davon: einen Haufen junge Nordafrikaner, die alles mitgehen lassen, was nicht niet- und nagelfest ist.«

»Glauben Sie, dass Ihr Bürgermeister meinem Bürgermeister das Gleiche sagen würde?«, fragte Bruno. »Uns wird nämlich ein ähnliches Geschäft angeboten.«

»Unser Bürgermeister würde diese Schweinerei am liebsten an die ganz große Glocke hängen, wenn er könnte. Er hat unseren Abgeordneten aufgefordert, die Sache der Nationalversammlung vorzutragen, aber diese Verbrecher sind offenbar auch in der Politik am Drücker. Unsere Klage hat zu nichts geführt.«

Bruno war lange genug Polizist, um alles, sogar eine so gut dokumentierte Aussage wie die von

Lemontin in allen Details zu überprüfen. Er wollte mit Foucher und Eugénie reden, musste sie aber vorher finden und hoffte, sie in dem Hotel anzutreffen.

Eine Reihe von Pappeln schirmte das Anwesen von oben ab. Das zweiflügelige Eisentor vor der Zufahrt, das an zwei verwitterten Steinsäulen befestigt war, stand offen. Der Weg führte hinunter auf die Terrasse, wo Bruno den Baron in Gesellschaft von Foucher und des Grafen angetroffen hatte. Nun aber war niemand dort zu sehen, und auch der Parkplatz war leer bis auf ein einziges Fahrzeug. Bruno erschrak, als er Fabiolas verbeulten Twingo mit dem Arzt-Aufkleber an der Windschutzscheibe erkannte. Besuchte sie hier etwa ihren mysteriösen Privatpatienten?

Die Windhose am Hubschrauberlandeplatz hing schlaff herab, als er auf den Haupteingang zusteerte, wo ihn eine elegante junge Frau in schwarzem Seidenkostüm mit tiefem Ausschnitt lächelnd begrüßte und sich als Cécile vorstellte. Er nannte seinen Namen und Dienstrang und fragte nach Madame Béatrice, die wenig später zur Stelle war. Sie trug ein ähnlich offenherziges Seidenkostüm wie Cécile, das Bruno wie eine Uniform vorkam, und zeigte ein ähnlich entgegenkommendes Lächeln, mit dem sie ihn zu einem Drink einlud und auf die Terrasse führte. Eine andere junge Frau in gleicher Aufmachung brachte wenig später auf einem Tablett eine gefüllte Champagnerflöte sowie ein Glas Mineralwasser, um das Bruno gebeten hatte.

»Wie anders Sie aussehen, wenn Sie in Dienstkleidung sind«, sagte Béatrice neckisch. »Ich hoffe, diesmal ist der Grund Ihres Besuches privat.«

»Leider nein. Ich bin dienstlich hier und hoffe, Sie können mir sagen, wo ich Monsieur Foucher finde, Lionel Foucher. Ich glaube, er ist ein Geschäftspartner des Grafen.«

»Er wohnt wahrscheinlich irgendwo privat, ich weiß aber nicht wo.« Von Koketterie war in ihrer Stimme nichts mehr zu spüren. Ihr Lächeln war zu einer höflichen Maske erstarrt. »Ich könnte den Grafen fragen, aber der ist heute nicht hier. Wenn Sie wollen, schicke ich Monsieur Foucher eine E-Mail. Soll ich ihm mitteilen, weshalb Sie ihn sprechen möchten?«

»Sagen Sie ihm, es geht um sein Engagement in Thivion.« Dass er den Namen der Stadt nannte, hatte keinerlei Wirkung auf ihren Gesichtsausdruck, wohl aber auf ihre Körpersprache.

»Das klingt ja ziemlich offiziell.«

Bruno nickte, ohne eine Miene zu verziehen.

»Na schön.« Sie hatte ihr Glas noch nicht angerührt und schien aufzustehen zu wollen. »Sonst noch etwas?«

»Verraten Sie mir doch bitte, wem diese Hotelanlage hier gehört.«

Sie musterte ihn ernst. »Einem Privatunternehmen namens Antin Investissements.«

»Ist der Graf daran beteiligt?«

»Er gehört zum Vorstand.«

»Foucher auch?«

»Nein.« Sie nahm das Glas und trank einen Schluck Champagner, wobei sie einen diskreten Blick auf ihre Cartier-Uhr warf. »Ich könnte für Sie auch einen Kontakt mit unserem Anwalt in Paris herstellen, falls Sie das wünschen. Jetzt müssen Sie mich leider entschuldigen, weil wir eine private Abendgesellschaft vorbereiten, die heute stattfinden soll.«

»Vielen Dank, das ist sehr freundlich.« Bruno stand auf, trank sein Wasser und setzte seine Schirmmütze wieder auf.

»Ich habe Sie lange genug aufgehalten und finde allein nach draußen«, sagte er. »Eine Frage noch. Kennen Sie Mademoiselle Eugénie Ballotin? Ich glaube, sie hat geschäftlich mit Foucher zu tun.«

»Davon weiß ich nichts«, erwiderte sie mit Blick auf die Zufahrt, in die jetzt Autoscheinwerfer

hineinleuchteten, obwohl es noch hell war. »Da scheint der erste Gast zu kommen. *Au revoir*, Monsieur Bruno.« Sie winkte zum Abschied und verschwand im Foyer.

Bruno blieb noch einen Moment neben einem der zusammengefalteten Sonnenschirme stehen und sah einen Citroën älteren Baujahrs mit majestätischem Schwung auf den Parkplatz einbiegen und vor der Haupttreppe anhalten. Zum zweiten Mal an diesem Abend sah er einen ihm vertrauten Wagen. Als Bruno auf seinen Transporter zuging und nebenbei bemerkte, dass Fabiolas Twingo verschwunden war, fragte er sich, ob die von Béatrice veranstaltete Abendgesellschaft wohl der einzige Grund war, der den Baron hierhergeführt hatte.

Es wurde dunkel, als Bruno wieder bei Florence war, die mit Balzac und den Kindern auf dem Boden herumtollte. Er half noch, die Zwillinge zu baden, die darauf beharrten, dass das Hündchen sie zu Bett brachte. Anschließend fuhr er zu Pamelas Anwesen, um wie jeden Abend mit Hector auszureiten. Als sie seinen Wagen hörte, trat Fabiola vor die Tür ihrer *gîte*.

»Ich weiß, dass Sie meinen Wagen gesehen haben, denn ich habe Ihren gesehen«, sagte sie, als sie in ihren Reitsachen auf ihn zukam. »Fragen nach meinem Privatpatienten werde ich aber immer noch nicht beantworten, weil Sie das nichts angeht.«

Wortlos reichte er ihr Balzac durchs Fenster.

»Dem Himmel sei Dank«, sagte sie und drehte das Hündchen auf den Rücken, um zu sehen, ob es männlich oder weiblich war. »Es wurde auch Zeit, dass Sie sich einen neuen Hund zulegen. Woher haben Sie ihn?«

»Er ist ein Geschenk von Isabelle«, antwortete er. »Und dem Brigadier.«

»Sie ist also wieder in der Stadt«, stellte sie fest. Fabiola war mit Pamela eng befreundet, Isabelle konnte sie dagegen nicht besonders gut leiden. »Und jetzt hat sie Ihnen auch noch einen neuen Hund ausgesucht.«

»Sie ist dienstlich hier«, erklärte er. »Sie hält einen Vortrag an einer Polizeiakademie hier in der Nähe.«

»Wie passend, dass ein Wochenende bevorsteht. Sie wird doch bleiben, wie ich annehme. Aber das geht nun wiederum mich nichts an. Wo bleibt der Hund, wenn wir ausreiten?«

»Ich möchte ihn mit Hector bekanntmachen und knöpfe ihn dann vor die Brust, damit er sich an die Bewegung gewöhnt.« Die Idee hatte er sich bei Rashida abgeguckt, die ihr Baby im Tragetuch vor der Brust getragen hatte.

Fabiola schnaufte leise und ging in den Stall, um Victoria zu satteln. Bruno folgte und steckte den Hund in die Jacke, so dass nur sein Kopf und die langen Ohren herausschauten. Neben der Stallbank stand eine Kiste, in der zwischen Sand und Zeitungspapier Äpfel vom Vorjahr lagerten. Er nahm einen Apfel heraus, ging auf Hectors Box zu und sprach ein paar freundliche Worte zur Begrüßung. Er hielt den Apfel vor die Brust, damit Hector auf den Welpen aufmerksam wurde. Balzac wand sich unter seinem Arm und schien neugierig darauf zu sein, mit dem riesigen Tier Bekanntschaft zu machen.

Mit seinen weichen Lippen klappte ihm der Wallach den Apfel vorsichtig aus der Hand und beäugte Balzac. Bruno fragte sich, ob er sich an Balzacs Vorgänger Gigi erinnerte. Die beiden waren gute Freunde gewesen. Gigi hatte manchmal in seiner Box geschlafen und sogar mit im Sattel gesessen, wenn sie während ihrer Ausritte einen Wasserlauf überqueren mussten. Hector schnupperte nun an dem Welpen. Ein Schwall warmer Atemluft fuhr unter Brunos Jacke. Balzac hob die Schnauze, leckte zaghaft an den geblähten Nüstern und kläffte ängstlich. Hector stupste ihn noch einmal an und trat dann zurück. Bruno setzte das Hündchen auf dem Boden der Box ab. Es schnüffelte kurz am Strohbelag, kroch weiter und rieb eins seiner langen Ohren an der Fessel des Pferdes.

Wenig später ritten sie im Schritttempo durch das Tor und auf die Weide unterhalb des Hügelkammes. Fabiola saß auf Victoria und führte Bess am langen Zügel mit sich. Aus Brunos Jacke ließen sich quietschende Laute vernehmen, die, wie er hoffte, Begeisterung ausdrückten, als Hector bergauf zu traben anfing. Im Westen war der von grauen und weißen Wolkenschichten überzogene Himmel noch hell und weitete sich hinter dem Hügelkamm. Da, wo soeben die Sonne

untergegangen war, glühte der Himmel rot. Bruno verlangsamte das Tempo, um die Aussicht zu genießen. Von den Bäumen krächzten Krähen. Neugierig reckte Balzac den Hals und schaute sich aufgeregt um in dieser für ihn neuen Welt. Bruno war in Gedanken woanders und fragte sich, wie wohl Eugénie auf seine Frage zu Thivion reagieren würde. Ob auch sie wieder auf ihrem Pferd unterwegs war? Aber außer Fabiola war weit und breit kein anderer Reiter zu sehen.

»Haben Sie schon gegessen?«, fragte Fabiola, die zu ihm aufgeschlossen hatte.

Er schüttelte den Kopf.

»Bei mir gibt's heute Abend Spaghetti, aber wie immer ohne Gewähr«, sagte sie, als die beiden wieder kehrten und die Pferde laufen ließen. »Das Rezept für die Sauce ist aus dem Kochbuch.«

»Tolle Idee, in einem Kochbuch nachzusehen«, entgegnete Bruno schmunzelnd. Er glaubte längst nicht mehr an Fabiolas Ausrede, dass sie nur ein einziges Gericht, nämlich das Risotto ihrer Mutter, zustande brachte. »Wer lesen kann, kann auch kochen.«

In den Stall zurückgekehrt, kümmerte er sich zuerst um die Pferde, während Balzac sämtliche Winkel beschnupperte und sich zufrieden im Stroh wälzte. Nachdem er ihnen zu trinken gegeben und die Futterkrippen gefüllt hatte, zog er sich in Hectors Box zurück, um mit Pamela in Schottland zu telefonieren. Sie war wahrscheinlich im Krankenhaus, wie immer um diese Uhrzeit. Als sie sich meldete, waren im Hintergrund Stimmen zu hören, denen sie etwas zuflüsterte, worauf sie verstummten. Erst dann begrüßte sie ihn auf Französisch.

»Ich rufe offenbar in einem ungünstigen Moment an«, sagte er.

»Im Gegenteil. Schön, dass du anrufst. Wir haben aber nur wenig Zeit. Ich habe gesagt, du wärst ein Interessent für eine meiner *gîtes*«, erwiederte sie. »Ich esse gerade mit meinem Ex zu Abend, und er macht mir ein Angebot, das ich, wie er glaubt, nicht ausschlagen kann.«

»Erzähl«, sagte Bruno, als sie eine Pause machte. Er wusste im Grunde nichts über ihren geschiedenen Mann, außer dass er Banker war, immerzu arbeitete und die Sekretärin geheiratet hatte, mit der er fremdgegangen war. Diese zweite Ehe war jetzt auch am Ende.

»Er will für die Betreuung meiner Mutter aufkommen«, erklärte sie, »egal ob in einem Pflegeheim oder bei mir zu Hause.«

»Auch wenn dein Zuhause in Frankreich ist?«

»Nein, das ist ja der Haken. Er verlangt im Gegenzug, dass ich zurückkomme und mit ihm in England lebe. Meine Pferde könnte ich mitbringen und meine Mutter auch.«

»Klingt nach einem Geschäft«, sagte Bruno.

»Klar, er ist ja auch Banker«, erwiederte Pamela. »Davon versteht er was. Ich muss jetzt Schluss machen. Telefonieren wir morgen wieder?«

»Natürlich. Den Pferden geht es übrigens gut. Ich habe sie gerade trockengerieben. Fabiola kocht.«

»Grüß sie schön.« Sie beendete das Gespräch. Bruno hob den Welpen vom Boden auf und ging mit ihm in Fabiolas Wohnung. Sie stand über einen dampfenden Topf gebeugt und versuchte, eine Nudel aus dem siedenden Wasser zu fischen, um zu prüfen, ob die Spaghetti den richtigen Biss hatten. Erst als sie am Tisch saßen, berichtete er von seinem Gespräch mit Pamela.

»Genau davor hatte sie Angst«, bemerkte Fabiola und streute geriebenen Parmesan über ihre Spaghetti. »Von ihrem Ex in Versuchung gebracht zu werden. Ihm geht es nicht so sehr um ihre Mutter als vielmehr darum, Pamela mit seinem Geld gefügig zu machen.«

»Aber Pamela geht es um ihre Mutter.« Er öffnete eine seiner Weinflaschen, die er bei Pamela auf Vorrat gelagert hatte, und schenkte ein.

»Nein, es geht um ihre Schuldgefühle ihrer Mutter gegenüber. Hätte Pamela Kinder, würde er ihr über sie ein schlechtes Gewissen zu machen versuchen, nach dem Motto, sie bräuchten nicht nur eine Mutter, sondern auch einen Vater. Er hat dafür gesorgt, dass sie in jedem Fall unglücklich sein wird, egal, wie sie sich entscheidet. Wenn sie ihrer Mutter zuliebe bei ihm bliebe, wäre sie todunglücklich. Aber seine Hilfe auszuschlagen und nach Frankreich zurückzukommen würde für sie bedeuten, ihre Mutter im Stich zu lassen.«

»Wie können wir ihr helfen?«, fragte Bruno.

Fabiola lehnte sich zurück und betrachtete ihn liebevoll. »Sie sind ein seltsamer Mensch, Bruno. Ich kenne niemanden, der so überzeugt ist wie Sie, dass es für alles eine Lösung geben muss. Als Ärztin muss ich Ihnen allerdings sagen, dass es in manchen Fällen keine Heilung gibt und dass man sich dann nur für das kleinere von zwei Übeln entscheiden kann.« Sie legte ihre Gabel hin und berührte wie zur Bekräftigung ihrer Worte mit der Hand seinen Arm. Bruno schaute ihr in die Augen und hörte sie mit fester Stimme sagen: »Wir können nur eins tun, nämlich Pamela versichern, dass wir sie immer unterstützen werden, egal, wie sie sich entscheidet.«

Abrupt schlug sie einen anderen Ton an. »Und jetzt erzählen Sie mir doch bitte mal, was es Neues über unsere Teufelsanbeter gibt.«

»Wie bitte?«, stotterte Bruno, in Gedanken noch ganz bei Pamela. »Neues?«

»Haben Sie kein Radio gehört? Die Nachricht über die Höhle? Über Philippe?«

Bruno schüttelte den Kopf und geriet plötzlich wieder in Wut auf Philippe Delaron, aber auch auf sich selbst. Er hätte mehr daransetzen sollen, mit dem Fotografen zu reden, als nur in seinem Laden nach ihm zu suchen.

»Philippe war Teilnehmer einer dieser Gesprächsrunden von *France Bleu Périgord* im Anschluss an die Nachrichten. Er sagte, es gebe weitere Hinweise auf satanistische Umtriebe, in einer großen Höhle nämlich, wo anscheinend eine schwarze Messe zelebriert worden sei. Mit einem Ziegenkopf. Ich dachte, Sie hätten davon gehört.«

»Ja, ich weiß Bescheid«, entgegnete er und überlegte, ob er die Redaktion anrufen und über die Täuschung aufklären sollte. Nein, zuerst würde er mit Philippe darüber reden müssen. Das war er ihm schuldig. Vielleicht hatte er eine plausible Erklärung anzubieten. Außerdem musste auf die Jungen Rücksicht genommen werden. »Ich weiß sogar, dass Philippe diese schwarze Messe inszeniert hat.«

Fabiola war alles andere als schockiert. Sie kicherte und griff wieder zur Gabel. »Wer sich so leicht zum Narren halten lässt, hat nichts anderes verdient.«

Bruno hatte sich mit Jean-Jacques und Isabelle zum Frühstück in Fauquets Café verabredet. Weil die beiden noch nicht da waren, borgte er sich von Fauquet dessen aktuelle Ausgabe der *Sud-Ouest*. Die Titelseite wurde fast vollständig von einem Foto der schwarz bemalten Madonna in der Höhle ausgefüllt. Die Schlagzeile lautete: *Wieder reitet der Teufel durch Saint-Denis*. Auf Seite zwei und drei waren Fotos vom Ziegenkopf, den Kerzen und dem auf die Wand geschmierten Pentagramm mit dem aufprojizierten Kirchenfenster zu sehen. Es gab ein weiteres Interview mit Pater Sentout, und eine Satanistenwebsite forderte ihre User auf, sexuellen Begierden nachzugeben, was immer sie auch sein mochten. Der Text war ein äußerst durchsichtiger Vorwand, um das Foto der nackten Frau im Kahn zu zeigen.

»Kann ich Ihnen die abkaufen?«, fragte ein Fremder, als Bruno die Zeitung zusammenfaltete und auf den Tresen zurücklegte. »In der *Maison de la Presse* ist keine mehr zu haben. Ich zahle Ihnen auch das Doppelte.«

»Die Zeitung gehört nicht mir, sondern dem Café«, erwiederte Bruno. »Woher kommen Sie?«

»Aus Limoges«, antwortete der andere. »Wir haben im Radio von der Sache gehört und sind eigens deswegen gekommen. Aber wie gesagt, es ist kein Exemplar mehr zu haben. Besteht vielleicht die Chance, dass sie nachdrucken werden?«

Bruno zuckte mit den Achseln und ging nach draußen, um dort auf Jean-Jacques und Isabelle zu warten. Es waren, wie ihm erst jetzt auffiel, jede Menge Fahrzeuge auf dem Parkplatz, viele offenbar von auswärts, denn auf ihren Kennzeichen stand nicht die 24 für das Département Dordogne.

»Voller als an einem Markttag. Dabei ist es noch keine acht Uhr«, sagte Fauquet. Er hatte seine Kochmütze abgesetzt und stellte Tische und Stühle auf, was er normalerweise erst im Mai tat. »Du kannst sagen, was du willst, Bruno, aber diese Satansgeschichte ist gut fürs Geschäft. Ich habe schon eine Extrafuhr Croissants im Ofen.«

Isabelle kam als Erste – zu Fuß. Sofort erkundigte sie sich nach Balzac. Er erklärte, dass er ihn für die Dauer ihres Gesprächs in die Obhut einer guten Bekannten gegeben hatte. Bald traf auch Jean-Jacques in seinem großen Citröen ein, der auf der Suche nach einem Parkplatz zweimal um den Block fahren musste und den Wagen schließlich am Straßenrand abstellte. Um sich keinen Strafzettel einzuhandeln, legte er einen Hinweis auf seine Zugehörigkeit zur *police nationale* hinter die Windschutzscheibe.

Bruno und Isabelle bestellten Kaffee und Croissants, Jean-Jacques wollte ein komplettes Frühstück, wozu auch *tartines*, Marmelade und Orangensaft gehörten. »Ich hatte die längere Anfahrt«, gab er als Grund an, nachdem er Isabelle an seine breite Brust gedrückt und ihr einen schmatzenden Kuss auf beide Wangen gegeben hatte.

Als sie sich an einen der Tische gesetzt hatten, musterte er Isabelle mit kritischem Blick und bestellte ein zweites Croissant für sie. Sie müsse wieder mehr Fleisch auf die Rippen bekommen, meinte er; die Küche des Périgord biete die besten Voraussetzungen dafür. Jean-Jacques war einer der wenigen Männer, die Isabelle vollauf respektierte. Mit Blick auf die beiden glaubte Bruno fast, einen Vater mit seiner Lieblingstochter vor sich zu haben.

Nachdem sie gegessen hatten, räumte Bruno das Geschirr auf den Nachbartisch, um den sich zwei Gruppen stritten, und faltete eine vom *Institut Géographique National* herausgegebene Wanderkarte der Region im Maßstab von 1 : 25 000 auseinander.

»Markiert sind die Stellen, die mir während der Flussfahrt aufgefallen sind«, sagte er. Vier

davon wollte er sich noch einmal vom Ufer aus näher anschauen; die beiden anderen hatte Antoine mit Hilfe ortskundiger Freunde bereits inspiziert und als mögliche Ablegestellen ausgeschlossen.

»Jetzt sehe ich erst, wie groß diese Flussschleifen sind«, staunte Isabelle. »Das bekommt man gar nicht mit, wenn man im Auto sitzt.«

»Wegen der Klippen können die Straßen dem Fluss nicht folgen«, erwiderte Jean-Jacques. »Bruno, erinnern Sie sich noch an das Kind, das in der Nähe von Montignac ertrunken ist? Das muss vor sieben oder acht Jahren gewesen sein. Wir haben mit Hubschraubern und Booten gesucht und kamen mit dem Auto nicht an den Fluss heran.«

Er öffnete seine Aktentasche. »Übrigens, ich habe hier den abschließenden Autopsiebericht.« Er legte einen Heftersatz auf den Tisch und schlug die Zusammenfassung auf der letzten Seite auf.

Die Frau hatte 1,9 Promille Alkohol im Blut, was das Limit für Fahrtauglichkeit um das Dreifache überstieg. Man musste, wie Bruno im Kopf überschlug, ungefähr einen Liter Wein trinken, um einen solchen Pegel zu erreichen. Er nahm sich vor, die entsprechende Menge bei Wodka auszurechnen. Außerdem war festgestellt worden, dass sie knapp ein halbes Gramm Temazepam eingenommen hatte, also keine tödliche Dosis, auch nicht in Verbindung mit Alkohol. Nachgewiesen war nun auch, dass sie regelmäßig Kokain geschnupft hatte.

»Ein ziemlich umtriebiges Mädchen«, kommentierte Isabelle die Ausführungen über die sexuellen Aktivitäten der Frau. Solche Dinge in weiblicher Gesellschaft anzusprechen, brachte Bruno immer noch ein wenig in Verlegenheit; auch jetzt im Beisein von Isabelle, seiner ehemaligen Geliebten. Ihm fiel auf, dass Jean-Jacques kein Wort dazu sagte. Bruno nahm den Bericht zur Hand und suchte nach dem Gegenstand, den Dr. Gelletreau der Toten aus der Scheide geholt hatte. In dem Zusammenhang war von einem »mehlhaltigen runden Objekt, vielleicht Brot« die Rede. Bruno würde dem Gerichtsmediziner noch ein paar pikante Fragen dazu stellen müssen. Er blätterte weiter.

»Hier steht, dass der Tod kurz vor Mitternacht eingetreten ist, und dass sie seit Stunden nichts gegessen hatte«, sagte er. »Die Wirkung von Alkohol und Drogen war also umso stärker. Und auf der Wodkaflasche waren nur ihre Fingerabdrücke zu finden.«

Ein möglicherweise wichtiger Hinweis war die Feststellung, dass ihre Zähne in den Vereinigten Staaten überkront worden waren, offenbar aus kosmetischen Gründen, jedoch nicht, wie in Frankreich sonst üblich, mit Keramik. Außerdem hatte sie vor mindestens zehn Jahren ein Kind zur Welt gebracht. Die Oberarmnarbe einer Tuberkuloseimpfung ließ darauf schließen, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach europäischer Herkunft war; amerikanische Ärzte impften anders. Lungen und Leber zeugten von jahrelangem Nikotin- und Alkoholmissbrauch.

»Kein Zweifel, es war Selbstmord«, sagte Jean-Jacques in einem Ton, der fast vorwurfsvoll klang, damit überhaupt belästigt worden zu sein.

»Mag sein, aber es bleiben noch einige Fragen offen«, entgegnete Bruno. »Hat sie sich das Pentagramm selbst auf den Bauch gemalt? War sie es, die Feuer im Boot gemacht hat? Wenn ja, womit? Wir haben weder ein Feuerzeug noch Streichhölzer gefunden. Hat sie den Hahn geköpft? Wenn ja, wo ist das Messer? Wo ist der Behälter, in dem das Temazepam aufbewahrt war?«

»Ich hätte da auch noch ein paar Fragen«, sagte Isabelle. Sie warf einen Blick durch den Gastraum und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: »Wo hat sie ihre Kleider gelassen? Wer sind die Typen, mit denen sie Sex hatte? Ist denen nicht aufgefallen, dass sie plötzlich weg war? Warum haben sie sie nicht als vermisst gemeldet? Wer am Abend noch seinen Spaß mit Sex und Drogen hatte, nimmt sich doch nicht gleich danach das Leben.«

Sie wandte sich an Bruno. »Du wirst dich sicherlich schon informiert haben, welche Personen

vermisst werden. Aber hast du auch schon im amerikanischen Konsulat nachgefragt?«

»Ausländische Konsulate oder Botschaften melden sich bei uns, wenn einer ihrer Staatsbürger vermisst wird«, ließ Jean-Jacques wissen.

»Auch wenn sie in ihrem Konsulat noch nicht als vermisst gilt, könnte es doch sein, dass sich jemand nach ihr erkundigt hat«, sagte Isabelle. »Ein Anruf kann nicht schaden.«

»Sie war eine sehr attraktive Frau mit einem Gesicht, das man so schnell nicht vergisst«, sagte Bruno und legte ein Foto der Toten auf den Tisch. Der Pathologe hatte die Wunde am Auge notdürftig verarztet, das Haar zurückgekämmt und wohl auch ein wenig Schminke aufgetragen, bevor das Foto gemacht wurde. Sie sah trotzdem tot aus, aber wie eine soeben friedlich entschlafene wunderschöne Frau. Ja, wer sie gesehen hatte, würde sich an sie erinnern. Kopien des Fotos würden im ganzen Département verteilt werden: an alle Bürgermeisterämter, Gendarmerien und Polizeidienststellen, Feuerwehrstützpunkte, Ambulanzen, Zeitungsredaktionen, Bibliotheken und sonstige öffentliche Einrichtungen. Die Polizei sollte das Foto auch in Hotels, Bars und auf Märkten herumzeigen.

Brunos erstes Ziel war ein kleines Restaurant mit weiter Uferterrasse und einem Ruderbootverleih. Es hatte geschlossen, als er mit Antoine im Kanu daran vorbeigepaddelt war, aber jetzt geöffnet. Der Wirt wusste allerdings nichts von einem Kahn oder dem Besitzer eines solchen. Als Nächstes machten sie vor einem Ferienhaus halt. Es war noch unbewohnt und hatte sämtliche Fensterläden geschlossen. Laub vom Vorjahr häufte sich vor dem Doppeltor des Bootshauses. Bruno hebelte es einen Spaltbreit auf, um einen Blick hineinwerfen zu können, sah aber nur zwei aufgebockte Kanus, die vor sich hin rotteten. Der dritte Stopp war ein kleiner Landsitz an einer Bachmündung. Ein Bootshaus gab es dort nicht. Trotzdem bat Bruno die Eigentümer, ein älteres Ehepaar, einen Blick in die Garage werfen zu dürfen, die sich unmittelbar neben dem Bach befand. Darin stand nur ihr Mercedes, der fast den gesamten Raum ausfüllte.

»Bleibt nur noch das Rote Château. Darauf bin ich gespannt«, sagte Isabelle. Sie hatte von *Mérimée*, der vom Kultusministerium herausgegebenen Website historischer Baudenkmäler, Informationen ausgedruckt und las laut daraus vor. Erstmals war das Château in Archiven aus dem elften Jahrhundert erwähnt worden. Es hatte etliche Male den Besitzer gewechselt, war während des Hundertjährigen Kriegs zerstört und gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach der Vertreibung der Engländer vollständig wiederaufgebaut worden, von Bauherren, die anscheinend die Rückkehr des Erzfeindes befürchtet hatten. Darum hatte das Château den Charakter einer Festung, und nur die im folgenden Jahrhundert eingelassenen Renaissancefenster milderten diesen Eindruck etwas. Der Nordflügel mit seiner in den Hof führenden offenen Galerie und die etwas abseits stehende Familienkapelle stammten aus dem 17. Jahrhundert. In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts war der ganze Komplex von einem heimischen Architekten von Grund auf restauriert worden.

»Wie die meisten dieser Häuser wurde es in eine *Société Civile Immobilière* umgewandelt, um Erbschaftssteuer zu sparen«, erklärte Bruno. Die Kommunalsteuern wurden von einer Gesellschaft bürgerlichen Rechts abgeführt; das Melderegister hingegen führte die Schwestern Hortense und Hélôise als permanente Bewohnerinnen des Schlösschens.

»Hortense ist die einstmais berühmte Rote Komtesse«, sagte Jean-Jacques. »Von deren Schwester habe ich nie etwas gehört. Jedenfalls dürfte Hortense inzwischen mindestens achtzig sein.«

»Was ihr genaues Geburtsdatum angeht, hat sie offenbar gern geflunkert«, ergänzte Bruno, der ein wenig am Computer recherchiert hatte. »Aber als sie zum *Compagnon de la Résistance* ernannt wurde und für den Widerstand Kurierdienste leistete, scheint sie fünfzehn Jahre alt

gewesen zu sein, und das war, bevor die Deutschen Ende 1942 auch Vichy-Frankreich besetzten. Hortense ist also wahrscheinlich zwischen 1925 und 1928 zur Welt gekommen.«

»Sie war ein *Compagnon*?«, fragte Isabelle nach. »Beeindruckend. Dazu wurden nur wenige ernannt.«

»Etwas über tausend, nicht mehr. Von de Gaulle persönlich«, sagte Bruno. »Weitere zweiundsechzigtausend wurden mit der *Médaille de la Résistance* ausgezeichnet. Nicht viel für eine Nation von fünfzig Millionen. Hortense hat den Ehrentitel jedenfalls verdient. Sie war nicht nur Kurier, sondern hat auch Fallschirmabwürfe organisiert, Waffen versteckt und nach der Befreiung an mehreren Kämpfen teilgenommen.«

»Da war doch auch die Rede von einem unehelichen Kind«, meinte Jean-Jacques.

»Sie brachte Anfang 1945 eine Tochter zur Welt«, sagte Bruno. »Der Vater, ein Widerstandskämpfer, wurde getötet. Sie hat nie seine Identität verraten und immer nur von ihrem unbekannten Befreiungssoldaten gesprochen.«

»Wenn Sie glauben, dass die mysteriöse Frau hier ihren Kahn zu Wasser gelassen hat, sollten wir uns in Acht nehmen«, schlug Jean-Jacques vor. »Wir müssen Rücksicht nehmen auf eine ältere Dame, Kriegsheldin, Aristokratin...«

»Und nicht zu vergessen hochrangiges Mitglied der Kommunistischen Partei, ausgezeichnet als sowjetische Partisanin und Trägerin des Kriegsordens der UdSSR erster Klasse, den ihr Stalin persönlich im Kreml an die Brust geheftet hat«, ergänzte Bruno. »Im Internet ist jede Menge über sie zu finden.«

»Was für eine Frau!«, sagte Isabelle, als sie in die lange Platanenallee einbogen, die auf das Château zuführte. »Und was für ein Schloss!«

Die Zugbrücke mit ihren offenbar schon vor langer Zeit entfernten Außentoren flankierten zwei Rundtürme aus grau-goldinem, mit Efeu umranktem Mauerwerk und mit kegelförmigen Schieferdächern. Sie waren so hoch, dass das Château dahinter fast verschwand. Überhaupt wirkte das ganze Gebäude, an dem im Laufe der Zeit etliche Veränderungen vorgenommen worden waren, ziemlich unausgewogen und plump. An die Türme schloss sich eine zum Teil abgetragene und nachträglich mit hohen düsteren Fenstern versehene mittelalterliche Ringmauer an. Nach Süden hin erstreckte sich ein lang gezogener Wintergarten. Ein überdachter Säulengang führte zur Kapelle auf der Nordseite. Der ehemalige Wassergraben wurde von Sträuchern überwuchert.

»Dass solche Häuser noch in Privatbesitz sind, wundert mich immer wieder«, sagte Isabelle. »Man sollte doch meinen, die Revolution hätte damit Schluss gemacht.«

»Vergessen Sie nicht, wer die heutigen Eigentümer sind«, entgegnete Jean-Jacques. »Ich habe erwartet, dass eine rote Fahne über den Zinnen flattert.«

Als sie in den Hof kamen, sahen sie einen weißen Jaguar neben einem kleinen Peugeot und einem Renault-Kangoo parken. Bruno stieg aus Jean-Jacques' Wagen, setzte seine Schirmmütze auf und trat auf das Portal zu, gefolgt von Jean-Jacques und Isabelle. Die Tür öffnete sich, und eine Angestellte in schwarzem Kostüm und mit gestärkter weißer Schürze nickte ihnen zu.

»Ich bin Commissaire Jalipeau, und das sind Inspectrice Perrault und Bruno Courrèges, *chef de police*«, stellte Jean-Jacques vor. »Wir sind in einer dienstlichen Angelegenheit hier und möchten die Komtesse sprechen. Aber zuerst eine Frage an Sie. Kennen Sie diese Frau?«

Er hielt ihr das Foto der Gerichtsmedizin vor die Nase, worauf sie erschrocken zurückwich. Sie betrachtete das Bild, drehte sich wortlos um und führte den Besuch durch ein großes Foyer, das mit dunklen und hellgrauen Steinplatten im Schachbrett-Muster ausgelegt war. An den Wänden hingen alte Tapisserien. Vor einer Seitentür deutete sie einen Knicks an und verschwand dahinter.

Jean-Jacques schaute ihr verärgert nach. Im Foyer war es merklich kühler als draußen. In einem riesigen offenen Kamin, in den ein ganzes Auto gepasst hätte, lag auf dem Rost ein einziges Holzscheit wie ein Versprechen auf Wärme. Bruno betrachtete die ausgebliebenen Wandbehänge, auf denen Schlachtenszenen zu erkennen waren. Ein seltsamer, fast medizinischer Geruch hing in der Luft, der ihn an Krankenhäuser erinnerte.

Eine Doppeltür öffnete sich, in der Lionel Foucher erschien. Er grüßte Bruno mit einem knappen Kopfnicken und zog die Brauen hoch, als er seine Augen auf Isabelle richtete. Ihr war deutlich anzumerken, dass sie an seinem überheblich taxierenden Blick Anstoß nahm. Foucher deutete ein Lächeln an, warf die Türflügel weit auf und trat elegant zur Seite, um eine ältere Dame vortreten zu lassen. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid mit Spitzenkragen.

»*Monsieur le Commissaire*, wie ich höre, wünschen Sie meine Schwester zu sprechen. Ich muss Ihnen leider sagen, dass sie unpässlich ist. Aber vielleicht kann ich Ihnen helfen. Ich bin Hélöise de la Gorce.«

Sie streckte die Hand aus und erwartete anscheinend, dass Jean-Jacques den Kopf darüberbeugte. An fast jedem Finger steckte ein Ring. Sie sollten wohl die Gichtknoten verbergen. Das stahlgraue Haar schien aus Stein gemeißelt zu sein. Das Gesicht war ungeschminkt, aber an einem Halsband prangte ein großes rotes Juwel.

»*Commissaire Jalipeau, Madame*«, sagte Jean-Jacques und stellte auch seine Begleitung vor. Dann deutete er auf Foucher und fragte: »Und wer ist dieser Herr?«

»*Monsieur Foucher, der mir dabei hilft, meinen Besitz zu verwälten*«, antwortete sie. Ihr Blick streifte Bruno und Isabelle und richtete sich dann wieder auf Jean-Jacques.

»Wir können auch später wiederkommen, wenn es Ihrer Schwester besser geht«, schlug er vor.

»Sie ist schon seit vielen Jahren invalide. Aber wie gesagt, vielleicht kann ich Ihnen ja helfen.«

Jean-Jacques zeigte ihr das Foto und erklärte, was es damit auf sich hatte. Sie nahm es an sich, betrachtete es flüchtig und reichte es Foucher mit der Aufforderung, das Personal zu befragen.

»Ich finde, die Tote verdient ein bisschen mehr Respekt, Madame«, sagte Isabelle. Sie nahm Foucher das Foto ab und hielt es der alten Dame vors Gesicht. »Schauen Sie es sich bitte genauer an.«

Der Alten blieb nichts anderes übrig.

»Ich kenne diese Person nicht«, sagte sie. »Ein Allerweltsgesicht ohne einprägsame Züge.«

»Wir haben Grund zu der Annahme, dass der Kahn, in dem sie aufgefunden wurde, in Ihrem Bootshaus gelegen hat, Madame«, erklärte Bruno. »Bitte rufen Sie Ihre Bediensteten. Wir möchten mit jedem Einzelnen reden. Und vielleicht könnten Sie mir in der Zwischenzeit verraten, wie krank Ihre Schwester tatsächlich ist.«

Die alte Dame musterte ihn kühl und forderte, ohne den Blick von Bruno abzuwenden, Foucher auf, das Personal im Foyer antreten zu lassen. Zu Bruno sagte sie: »Folgen Sie mir.«

Sie durchquerte den großen Raum in Richtung auf eine Doppeltür auf der anderen Seite, vor der sie stehenblieb und anscheinend darauf wartete, dass Bruno sie ihr öffnete. Er tat ihr den Gefallen und lächelte höflich. Durch die geöffnete Tür fiel blendend helles Licht, aus dem Wintergarten, wie Bruno bemerkte, der die Augen zusammenzog. Der Medizingeruch wurde stärker.

»Hier ist meine Schwester«, sagte Hélöise und trat auf ein modernes Pflegebett zu, das von zahlreichen Apparaten umgeben war, die Bruno bislang nur in Krankenhäusern gesehen hatte. Auf dem Bett lag reglos eine Gestalt mit schütteren weißen Haaren. Schläuche steckten in der Nase, in der Armbeuge eine Infusionskanüle. »Ich fürchte, sie wird auf Ihre Fragen nicht antworten können. Sie leidet seit Jahren unter Alzheimer.«

Hinter dem Bett stand jemand, der vor den sonnenbeschienenen Fenstern des Wintergartens nur als Silhouette auszumachen war. Als sie einen Schritt zur Seite trat, sah Bruno eine Frau in Weiß und mit einer Haube auf dem Kopf, unter die sie ihr Haar gesteckt hatte.

»Habe ich recht, Schwester?«, fragte Héloïse.

»Ja, Madame. Sie schläft zurzeit.«

Bruno glaubte, die Stimme schon einmal gehört zu haben, und als sich seine Augen an das helle Licht gewöhnt hatten, erkannte er Eugénie wieder.

»Bonjour, Monsieur«, sagte sie wie zu einem Fremden.

Er erwiderte ihren Gruß und schaute sich um. Sein Blick fiel auf einen hübschen kleinen Schreibtisch, auf dem ein aufgeklappter Laptop lag. Daneben standen ein breites Sofa mit Tischchen, ein Drehregal und eine Konsole mit einem kleinen Fernseher.

»Sie verbringen hier viel Zeit, wie es scheint, Madame«, bemerkte Bruno.

»Ich bin die Krankenschwester, wohne hier und bin rund um die Uhr im Einsatz. Eine Vertretung gibt's natürlich auch, wenn ich einmal weg muss, spazieren gehe oder mit dem Pferd ausreite, aber, ja, die meiste Zeit bin ich hier.«

»Hat Ihre Patientin auch manchmal lichte Momente?«

»Leider nein, nicht seit ich mich um sie kümmere, also seit einigen Wochen.«

»Meine Schwester hat schon seit Jahren keinen klaren Gedanken mehr gefasst, geschweige denn einen zusammenhängenden Satz gesprochen«, sagte Héloïse.

Bruno wurde auf ein großes Kruzifix aufmerksam, das über dem Bett hing. Ein zweites entdeckte er an der Wand gegenüber, auf das die Kranke blicken musste, sobald sie die Augen öffnete.

»Ich dachte, Ihre Schwester sei Marxistin«, sagte er. »Also auch Atheistin.«

»Sie schöpft Trost aus familiären Dingen, und wir sind in einem sehr religiösen Umfeld groß geworden. Wenn es ihr halbwegs gutgeht, bringen wir sie im Rollstuhl zur Messe in die Kapelle.«

»Lassen Sie die von hiesigen Priestern lesen?«

»Nein. Mein Beichtvater lebt in Paris. Er kommt regelmäßig zu Besuch. Wenn Sie noch Fragen haben, sollten wir jetzt lieber wieder nach nebenan gehen. Kommen Sie bitte auch mit, Schwester.«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drehte sie sich um und ging hinaus. Bruno warf einen letzten Blick auf die Frau im Bett. Sie hatte die Augen aufgeschlagen und schien ihn bewusst anzusehen. Ihre Augen aber waren stumpf, das Gesicht ohne jede Regung. Auf eine Eingebung hin nahm er trotzdem das Foto der Toten aus dem Hefter, den er unter dem Arm trug, ging zwei Schritte auf sie zu und zeigte ihr das Bild. »Haben Sie diese Frau schon einmal gesehen?«

Die Augen flackerten ein wenig, und die greise Hand krallte sich ins glatt gebügelte Oberbett. War das als Bejahung seiner Frage zu deuten?

»Bitte«, drängte Eugénie. Sie war an den Bettrand getreten und schob Brunos Hand mit dem Foto von der Kranken fort. »Aufregungen jeder Art tun ihr nicht gut. Darauf nehmen wir Rücksicht.«

Ihre Hand fühlte sich kühl an, aber es war eine sanfte Geste, mit der sie das Foto auf sich zudrehte und betrachtete.

»Nein, ich kenne diese Frau auch nicht. Tut mir leid.«

Er reichte ihr seine Karte. »Ich habe in einer anderen Angelegenheit ein paar Fragen an Monsieur Foucher. Könnten Sie bitte einen Termin zwischen uns vereinbaren? Mein Bürgermeister hat mich darum gebeten, mich über ein Bauprojekt zu informieren, das Ihr

Unternehmen in Thivion abgewickelt hat.«

Bruno ließ Jean-Jacques von der Hauptstraße in einen kleinen Feldweg abbiegen, der sich über einen dicht bewaldeten Hügelhang, *La Petite Forêt*, bergabschlängelte. Sie kamen an einem kleinen See vorbei und gelangten in ein Bachtal, das vom Château de Fleurac beherrscht wurde, einem neugotischen Monstrum, wie man es nur gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte bauen können. Etwa einen Kilometer dahinter lag in einer geschützten Senke ein alter Bauernhof mit frischgestrichenen hellblauen Fensterläden und zwei halbrunden Gewächshäusern aus durchsichtigen Plastikplanen, die über ein Metallgestänge gespannt waren.

Kaum war Bruno aus dem Wagen gestiegen, öffnete sich die Tür des Hauses. Ein großer, kräftiger Mann mit weißem Bart und langen weißen Haaren, die zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden waren, kam heraus und trocknete sich mit einem Handtuch die nackte Brust. Auf seinen Fersen folgte ein *porcelaine*, ein klassischer französischer Jagdhund, mit cremefarbenem Fell und Schlappohren. Er sprang herbei, um Bruno zu begrüßen.

Bruno stellte vor. »Das ist Laurent, nicht nur der beste Jäger im Tal, sondern auch der Mann, der für unser Mittagessen gesorgt hat.«

»*Un petit apéro?*«, fragte Laurent und schüttelte den Besuchern die Hände, besonders herzlich die von Isabelle, die er bewundernd musterte.

Sie setzten sich an einen selbstgeschreinerten Tisch auf die sonnenbeschienene Bank, und wenig später kam Laurent mit einem Tablett, darauf ein großer Krug, gefüllt mit einer fast schwarzen Flüssigkeit. Daneben lagen eine dicke Wurst und ein Laib selbstgebackenes Brot. Die vier Trinkgläser hatten, wie Bruno feststellte, früher einmal Senf enthalten.

Laurent nahm ein Messer von seinem Gürtel und schnitt die Wurst in Scheiben. Derweil erklärte Bruno, dass der Fleurac bis zur großen Reblaus-Epidemie im 19. Jahrhundert zu den besten Weinen Frankreichs gezählt hatte und in großen Mengen nach England und Holland exportiert worden war. Die Familie de Beauroyre, die ehemalige Eigentümerin des Châteaus und einst unermesslich reich, hatte nach mehreren Fehlernten Konkurs anmelden müssen. Die Familie verkaufte ihr Anwesen, worauf die neuen Besitzer neue Weinstöcke zu pflanzen versuchten. Weil es ihnen aber nie gelang, das AOC-Zertifikat zu erwerben, stellten sie den Betrieb ein und nutzten die in den sechziger Jahren gewährten Subventionen, um die Weinfelder zu roden.

»Jetzt bauen hier nur noch ich und ein paar Nachbarn Wein an, der aber nur für uns selbst und für Freunde reicht«, sagte Laurent und schenkte ein. »Er ist sehr vollmundig, genau das Richtige nach der Jagd.«

»Sehr gut«, sagte Jean-Jacques und leckte sich die Lippen. »Erinnert mich an einen Cahors.«

»Ist auch dieselbe Rebsorte, ein Malbec. Wir sagen *côt* dazu«, erklärte Laurent. »Mein Großvater hat immer behauptet, dieser Tropfen wäre zur Hochzeit von Eleanor von Aquitanien und dem englischen König serviert worden.«

»Vielleicht ist deshalb eine so beeindruckende Frau aus ihr geworden«, meinte Isabelle. »Machen Sie diese Wurst auch selbst?«

»Ja, zusammen mit Bruno«, antwortete Laurent. »Ich schieße das Reh, und er hilft mir beim Tragen.«

»Wo ist Amélie?«, fragte Bruno, und an die beiden anderen gerichtet: »Die eigentliche Arbeit mit der Wurst hat seine Frau. Laurent und ich leisten nur Handlangerdienste.«

»Sie ist auf dem Markt in Le Buisson und verkauft Hühner. Ich muss selbst bald hin, um ihr beim Standabbau zu helfen. Um deine Bestellung habe ich mich schon gekümmert, Bruno.«

Laurent führte die drei um das Haus herum in den ersten der von Plastik umspannten Tunnel, in dem es wie in einem Urwald dampfte und süßlich roch. Am Boden reiften Erdbeeren, von denen die meisten noch grün waren oder einen rosafarbenen Ton annahmen. Er bückte sich, schaute unter die Blätter und fand eine einzige rote Frucht, die er pflückte und Isabelle reichte.

»Mon Dieu!«, rief sie. »Wie lecker!«

»*Mara des bois*. Unsere Spezialität«, erklärte Laurent. »Die meisten pflanzen *gariguette*, aber ich finde, die eignen sich nur für Marmelade. Kommen Sie in zwei Wochen wieder, dann können Sie sich den Bauch vollschlagen.«

Im zweiten Gewächshaus waren keine Pflanzen zu sehen, nur Reihen gehäufelter Erde, aus denen kleine weiße Triebe sprossen. Auf einer Bank am Rand lag ein in Zeitungspapier gewickeltes Bündel, das Laurent in eine Plastiktüte steckte und Bruno reichte. Als er ihnen auch noch eine unetikettierte Flasche seines Weins dazu gab, konnte Isabelle ihre Neugier nicht länger zügeln.

»Was ist da drin?«

Bruno hob das Zeitungspapier an.

»Spargel! Jetzt schon?«, staunte sie. »In Paris gibt's den erst im Mai.«

»Und wir essen ihn heute zu Mittag«, sagte Bruno. »In dieser warmen Röhre wächst alles viel schneller.«

Sie verabschiedeten sich von Laurent und dem Hund und machten sich auf den Weg zurück in die Stadt. Unterwegs brummelte Jean-Jacques verärgert, dass die Befragung des Schlosspersonals nichts gebracht habe. Bruno kam auf die geplante Ferienanlage zu sprechen und referierte, was Lemontin über ein vergleichbares Projekt in Thivion in Erfahrung gebracht hatte. Er erwähnte auch die Namen Foucher und Eugénie und hoffte, Jean-Jacques auf die Sache aufmerksam machen zu können. Doch ehe er dazu kam, wollte Isabelle wissen, wer Eugénie sei.

»Kanntest du sie schon vorher?«, fragte sie Bruno.

Bruno berichtete von ihrer Begegnung im Wald, die, wie er betonte, rein zufällig zustande gekommen war.

»Seltsam, dass eine Krankenschwester an Immobiliengeschäften beteiligt ist«, meinte Isabelle. »Glaubst du wirklich, dass sie Anteile an diesem Projekt besitzt? Wieso arbeitet sie dann noch als Krankenschwester in der Provinz? Und was hat es mit diesem Grafen auf sich?«

»Er führt die Geschäfte dieses Luxemburger Immobilienfonds«, antwortete Bruno. »Ich glaube, er hat auch was mit der neuen *auberge* zu tun, die vor kurzem eröffnet wurde. Was Lemontin an Informationen zusammengetragen hat, steht in einer Akte, die ich zu Hause habe. Ich werde noch ein paar Gespräche führen und dann unserem Bürgermeister einen Bericht vorlegen.«

»Graf Vexin. Der Name sagt mir was«, dachte Isabelle laut. »Weißt du mehr über ihn?«

»Nur dass er mit einem Hubschrauber reist, offenbar sehr vermögend ist und ziemlich gut aussieht.«

»Also ganz mein Typ«, sagte Isabelle. »Was meinen Sie, Jean-Jacques? Wäre das was für Sie?«

»Klingt eher nach einer zivilrechtlichen Sache. Außerdem habe ich mit meinen Fällen genug zu tun«, entgegnete er. »Wir sind gleich in Saint-Denis. Sagen Sie mir, Bruno, wohin soll ich fahren?«

Sie machten auf Pamelas Anwesen halt, um Hector zu begrüßen und Balzac zu holen, der in Hectors Box geschlafen hatte. Der Welpe schien sich über das Wiedersehen mit Isabelle zu freuen und kuschelte sich in ihren Schoß, als sie auf Nebenstraßen am Friedhof vorbei zu Brunos Haus fuhren.

Dort ließ Bruno Jean-Jacques und Isabelle am Terrassentisch in der Sonne Platz nehmen und Balzac sein neues Zuhause erkunden. Aus der Küche holte er sich ein kleines Messer und eine Schüssel, um sich um das Mittagessen zu kümmern. Warum Pamela so versessen darauf war, Löwenzahn zu jäten, hatte er nie so recht verstanden. Vielleicht war es ein britischer Spleen. Er fand es jedenfalls ebenso kauzig wie die Vorliebe für die Königsfamilie und warmes Bier. In Frankreich schätzte man die jungen Blätter im Salat. Bruno ging sogar noch weiter. Er suchte nach den kleinen grünen Knospen, bis er zwei Dutzend zusammenhatte, und schnitt dann noch ein wenig frische Petersilie dazu. Damit kehrte er in die Küche zurück, schälte Knoblauch und den Spargel. Froh darüber, Freunde zu Gast zu haben, summte er vor sich hin und schnitt ein paar Scheiben von dem geräucherten Schinken ab, der an einem Sparren von der Decke hing. Er setzte Wasser auf, um den Spargel und die kleinen neuen Kartoffeln zu kochen, schlug ein Dutzend Eier in eine Schüssel, nahm Geschirr und Gläser und deckte draußen den Tisch, wo sich Isabelle und Jean-Jacques über Politik unterhielten.

Er strich eine großzügige Portion Butter in die große Bratpfanne, drehte die Flamme darunter auf, öffnete eine Flasche Bergerac Sec und brachte sie mit einem frischen Baguette und einer Flasche Mineralwasser nach draußen auf den Tisch. Zurück in der Küche gab er ein paar gequetschte Knoblauchzehen und die kleinen *boutons de pissenlit*, die Löwenzahnknospen, in die siedende Butter und machte sich mit einer großen Gabel daran, die Eier zu verrühren. Er würzte sie mit Salz und Pfeffer, und als er sich davon überzeugt hatte, dass die Knospen inzwischen weich genug waren, schüttete er die Eier darüber. Die Spargelstangen stellte er in einen hohen Spezialtopf mit kochendem Wasser, den er auf einem Trödelmarkt erstanden hatte. Anschließend widmete er sich wieder seinem Omelett.

»Kann ich helfen?«, fragte Isabelle, die in die Küche gekommen war, gefolgt von Balzac, der sich neugierig umschaute und mit hocherhobener Schnauze die für ihn neuen, reizvollen Dämpfe aufnahm. »Es ist so schön, wieder hier zu sein und dir beim Kochen zuzusehen. Und dass draußen die Sonne scheint und ein Hund zwischen unseren Füßen herumspringt, macht's noch schöner. Es ist so wie im letzten Sommer.«

Bruno lächelte ihr kurz zu und klappte das Omelett übereinander. Der Sommer des vergangenen Jahres war die Zeit ihrer unbeschwert, stürmischen Liebesaffäre gewesen, die zu Ende ging, weil Isabelle beschlossen hatte, nach Paris zu ziehen, um sich weiter um ihre Karriere zu kümmern. Bruno war sich immer noch nicht im Klaren darüber, ob er einen klaren Trennungsschnitt machen oder doch lieber an der Aussicht auf sporadische Wochenendbegegnungen festhalten wollte, die zwar immer wieder prickelnd, aber letztlich frustrierend waren. Doch wenn er sie jetzt so vor sich stehen sah, wusste er, dass er sie nie würde aufgeben können, auch wenn ihre unvermeidliche Abreise wieder schmerzlich sein würde und das schlechte Gewissen an ihm nagte, weil er die abwesende Pamela hinterging.

»Du kannst den Schinken und das hier schon mal nach draußen bringen«, sagte er und ließ das Omelett auf einen großen ovalen Teller gleiten, über den er noch die gehackte Petersilie streute. Bevor sie die Teller nahm, zog sie ihn am Arm zu sich und küsste ihn sanft auf die Lippen. Er spürte, wie sie ihn kurz mit der Zungenspitze neckte. Dann rückte sie von ihm ab und griff zu den Tellern.

Bruno schaute ihr nach und sah, dass sie immer noch leicht hinkte. Lächelnd setzte er die Kartoffeln auf und schüttete vom kochenden Wasser zwei Fingerbreit in den Spargeltopf, um das Gemüse dämpfen zu lassen. Froh darüber, das Bett frisch bezogen zu haben, folgte er Isabelle nach draußen, um das Omelett zu genießen.

»Es riecht nach Trüffeln, aber ich sehe keine«, sagte Jean-Jacques mit der Gabel in der einen und einem Stück Brot in der anderen Hand. Sein Weinglas war schon leer. Bruno schenkte nach.

»Ich habe eine Knolle zu den Eiern gelegt«, erklärte Bruno. »Die Schalen sind porös und absorbieren den Geschmack. Der Löwenzahn kommt aber trotzdem noch gut durch, oder?«

»Es ist phantastisch, die Knospen schmecken nach Frühling«, sagte Isabelle und nippte an ihrem Weinglas.

Schweigend aßen sie die Vorspeise zu Ende. Bruno freute sich zu sehen, dass sowohl Isabelle als auch Jean-Jacques ihren Teller mit Brot sauberwischten. Jean-Jacques hatte recht: Isabelle konnte ruhig ein bisschen zulegen. Bruno ging wieder in die Küche, ließ einen guten Stich Butter in der Pfanne zerlaufen und schüttete die Kartoffeln und den Spargel ab, die er dann auf frische Teller verteilte, mit der zerlaufenen Butter übergoss und mit Petersilie bestreute. Als er wieder draußen war, hatte es sich Balzac auf Isabelles Schoß gemütlich gemacht und beschnupperte ihren leeren Teller.

»Mon Dieu, woher hast du diesen Schinken?«, fragte Isabelle.

»Erinnerst du dich an Joe, auf dessen *vendange* wir die Trauben zertreten haben?« Isabelle nickte lächelnd in Erinnerung. »Einer seiner Neffen züchtet eine heimische Schweinerasse, den *cul noir*. Er mästet seine Tiere achtzehn Monate lang und nicht nur fünf oder sechs wie die, deren Fleisch du im Supermarkt findest. Dieser Schinken hier ist geräuchert. Ich habe auch noch eine Keule, die gepökelt wurde. Der Spargel sieht perfekt aus. Bei uns gab's den immer mit Sauce Hollandaise.«

»Eier hatten wir schon im Omelett«, sagte Jean-Jacques. »Bruno sorgt sich um meine Gesundheit. Ich soll noch in diesem Jahr zehn Kilo abnehmen.«

Isabelle musterte Bruno und runzelte die Stirn, während Jean-Jacques mit seiner Gabel eine Kartoffel und etwas Schinken aufspießte, durch die Butter zog und in den Mund steckte.

»Jetzt sollten wir aber mal über unseren Fall reden«, sagte er. »Glauben Sie der alten Dame, die die tote blonde Frau nie gesehen haben will? Das Dienstmädchen, das uns ins Haus gelassen hat, wirkte ziemlich nervös, als sie das Foto sah.«

»Überzeugt hat sie mich jedenfalls nicht«, antwortete Bruno. »Ich bin mir sicher, der Kahn stammt aus ihrem Bootshaus, was aber natürlich nicht heißt, dass sie davon wusste. Das Bootshaus ist vom Château recht weit entfernt. Merkwürdig finde ich auch, dass die Schwester, die die alte Komtesse pflegt, so getan hat, als hätte sie mich nie gesehen. Dabei sind wir uns schon begegnet, zu Pferde. Deshalb bin ich, als wir aufgebrochen sind, noch mal um das Haus herumgegangen. Da ist ein Stall mit mindestens drei Pferden. Die Frau hatte aber damals behauptet, nicht zu wissen, wer ihr Pferd neu beschlagen könnte.«

»Hélöise sagte, ihr Name sei de la Gorce«, las Jean-Jacques aus seinem Notizbuch ab. »Ich schätze, das ist nicht ihr Mädchennname. Klingelt da was bei Ihnen?«

»Ich könnte mal im Adelsregister nachschlagen«, meinte Isabelle. »Wenn zutrifft, was Sie über die Rote Komtesse gesagt haben, wird es bei den *Renseignements Généraux* eine dicke Akte über sie geben, die bis in die vierziger Jahre zurückreicht. Kommunisten zu überwachen hatte damals Priorität. Aber abgesehen davon kann ich mir nicht vorstellen, dass in diesem Château Kokain-Partys stattfinden. Aber vielleicht bin ich auch einfach nur zu naiv.«

Bruno lächelte und wandte sich an Jean-Jacques. »Die Frage ist, ob wir genug an der Hand haben, um ein Ermittlungsverfahren eröffnen zu können.«

»Sie wissen, wie das läuft«, sagte Jean-Jacques. »Ich könnte beim *Procureur de la République* einen entsprechenden Bericht einreichen, aber dazu brauchen wir ein paar handfeste

Begründungen. Die Gerichtsmedizin hat sich ja auf ein Selbsttötungsdelikt festgelegt, und dem wird, auch aus Kostengründen, normalerweise nicht nachgegangen.«

»Der Rummel um diesen Satanismus könnte helfen«, sagte Isabelle. »Aber wahrscheinlich wird der Staatsanwalt, bevor er überhaupt tätig wird, die Tote eindeutig identifiziert haben wollen.«

Jean-Jacques pflichtete ihr bei. »Sie haben ja schon geprüft, ob die Frau offiziell als vermisst gemeldet war. Zurzeit werden ihre Fingerabdrücke abgeglichen. Ob sie eventuell als Prostituierte registriert ist, müsste noch geklärt werden. Allzu große Hoffnungen mache ich mir nicht, aber wir werden sehen. Sie starb in der Nacht auf Dienstag; jetzt haben wir Freitag. Nächsten Montag ist eine aktuelle Vermisstenliste zu erwarten. Wenn die uns nicht weiterhilft, stecken wir fest.«

Bruno seufzte. Er räumte das Geschirr zusammen und fragte, ob jemand Kaffee wünschte.

»Kein Dessert?«, fragte Jean-Jacques. »Sie nehmen meine Diät doch hoffentlich nicht allzu ernst. Damit plage ich mich schon genug herum.«

»Nachtisch gibt's nicht«, entgegnete Bruno bestimmt. »Übrigens ist da noch etwas anderes, das mit unserem Fall in Verbindung stehen könnte und mir Kopfzerbrechen macht. In die Höhle wurde eingebrochen. Die Zeitung von heute berichtet davon.«

Er erklärte, dass Delaron ein paar Jungen Geld gegeben hatte, damit sie den Einbruch fingierten, andere aber schon vorher eingestiegen waren.

»Ich habe den Höhlenpächter angewiesen, die Marienkapelle vorerst nicht zu betreten für den Fall, dass Sie, Jean-Jacques, die Spurensicherung vorbeischicken«, sagte Bruno.

Jean-Jacques schüttelte den Kopf. »Nach Lage der Dinge wird daraus nichts.«

»Bruno, zeigst du mir diese Höhle?«, fragte Isabelle. »Ich muss erst Sonntagabend nach Paris zurück und werde sie mir ohnehin ansehen.« Sie legte eine Pause ein und erinnerte ihn mit einem Augenzwinkern daran, dass sie sich in einer anderen Höhle zum ersten Mal geküsst hatten. »Ich habe eine Schwäche für Höhlen, ob mit oder ohne prähistorische Malereien.«

»Wenn es denn auch mit Ziegenkopf sein darf«, lachte er.

Er stand auf und nahm die Teller vom Tisch. Balzac richtete sich auf Isabellas Schoß auf, um ihm in die Küche zu folgen. Isabelle setzte ihn ab. Bruno stellte die Teller ins Spülbecken und gab dem Welpen noch ein Stück Schinken. Während er Kaffee machte, dachte er darüber nach, wie er Marcel begegnen sollte, der ja offenbar von Delarons Inszenierung wusste, da sein Sohn daran beteiligt gewesen war. Im Hinblick auf den Fotografen kam Bruno plötzlich die Idee, seine Zeitung dafür zu gewinnen, sich an den Ermittlungen zum Feriendorfprojekt und Lemontins Recherchen im Fall Thivion zu beteiligen. Delaron würde mitziehen müssen. Lächelnd schüttete Bruno kochendes Wasser in den Filter. Problemlösungen, von denen alle profitierten, waren ihm die liebsten. Er stellte Tassen und die Zuckerdose auf ein kleines Tablett und trug es nach draußen.

»...gegen Ende des Jahres in Pension, und dann braucht unser Département einen neuen Chefinspektor«, sagte Jean-Jacques, als Bruno das Tablett auf dem Tisch abstellte.

Es schien, dass der Commissaire Isabelle nach Périgueux zurückzulocken versuchte. Bruno wusste von ihm, dass er daran dachte, sein Amt niederzulegen, und sie allzu gern als seine Nachfolgerin sehen würde. Aber dass sie dafür zu interessieren wäre, bezweifelte Bruno sehr. Isabelle hatte Blut geleckt und fühlte sich im Stab des Ministers wohl. Sie arbeitete eng mit Scotland Yard zusammen, sammelte internationale Erfahrungen, leitete verdeckte Operationen und würde es noch weit bringen – besonders nach ihrer kürzlich während einer Ermittlung zugezogenen Schussverletzung. Und das wusste sie auch. Umso mehr wollte Bruno die Zeit genießen, die er mit ihr verbringen konnte.

Jean-Jacques trank seine Tasse aus und verabschiedete sich. Als er in seinem Citroën

davonfuhr, lehnte sich Isabelle zurück, hob das Gesicht mit geschlossenen Augen in die Sonne und sagte: »Unser Hündchen hat mich nassgemacht. Ich müsste deshalb kurz unter die Dusche springen. Aber warum kommst du nicht mal her und gibst mir einen Kuss?«

Als er aufwachte und Isabelles Kopf an seiner Schulter spürte, musste er wieder daran denken, dass sie von »unserem Hündchen« gesprochen hatte. Aufgeweckt hatten ihn Geräusche, die daher rührten, dass Balzac auf einem seiner Flipflops kaute, Brunos Hausschuhen. Inzwischen war auch Isabelle wach geworden. Sie schmiegte sich an ihn und fragte: »Was ist da los?«

»Balzac macht sich über meinen Schlappen her.« Er hob den Welpen vom Boden und setzte ihn auf seine Brust. Balzac ließ den Schlappen fallen und beschnüffelte stattdessen Brunos Hals und Isabelles Schulter.

»Wann schließt die Höhle?«, fragte sie.

Er schaute auf seine Uhr. »In ungefähr einer halben Stunde. Aber vielleicht gibt's heute eine Extratour. Das haben wir gleich.« Er griff nach seinem Handy, ignorierte die lange Liste eingegangener SMS und verpasster Anrufe und verabredete ein Treffen mit Marcel und Delaron vor der Höhle zur regulären Schließungszeit.

Er gab Isabelle einen Kuss, stieg aus dem Bett und ging unter die Dusche. Nachdem er seine Uniform angezogen hatte, machte er sich daran, die Textnachrichten zu beantworten, während Isabelle duschte und frische Kleider anzog. Dann rief er Alphonse an, einen Übriggebliebenen der 68er Originalhippies, der vor vielen Jahren eine Kommune in dieser Region gegründet hatte und den besten Ziegenkäse weit und breit herstellte. Er war als erstes Mitglied der Grünen in den Stadtrat gewählt worden und eine respektierte Persönlichkeit in der Stadt. Bruno fragte, ob er sich kurzfristig freimachen und zur Höhle kommen könne, er brauche seinen Rat.

Balzac war im Heck des Transporters mit dem Rest von Brunos Sandalen beschäftigt, als sie den Eintrittskartenschalter vor der Höhle erreichten. Marcel verabschiedete gerade die letzten Besucher. Der Parkplatz war voller Fahrzeuge, ebenso die Straßenränder. Delaron machte, wie konnte es anders sein, jede Menge Fotos.

»Haben Sie inzwischen mit Ihrem Neffen gesprochen? Ich weiß von ihm, was tatsächlich passiert ist«, sagte Bruno.

Delaron nickte nervös.

»Geben Sie mir Ihr Wort darauf, dass Sie nichts mit dem Ziegenkopf und der angemalten Madonna zu tun haben?«

»Ehrlich nicht. Auch Marcel hat damit nichts zu tun«, antwortete er. »Er hat Sie deswegen anrufen wollen. Wir machen uns Sorgen.«

Als Marcel hinzukam, stellte Bruno Isabelle als *Inspectrice* der *police nationale* vor, was eigentlich nicht korrekt war, und sagte, sie wollten sich noch einmal gründlich umschauen.

»Ich habe die Kapelle mit einem Seil abgesperrt. Die Besucher können alles sehen, aber nicht näher herangehen«, erklärte Marcel.

»Hat Ihr Sohn Ihnen mitgeteilt, was er mir gesagt hat?«, fragte Bruno mit missbilligendem Unterton. Marcel nickte und wiederholte Delarons Beteuerung. Als Bruno sich nach den Geschäften erkundigte, deutete Marcel auf den Parkplatz und sagte, so gut habe er schon lange nicht mehr verdient.

»Dann darf ich ja darauf hoffen, dass Sie eine großzügige Spende für unsere Schulsportkasse lockermachen«, sagte Bruno. Er bat um den Schlüssel der Höhle und forderte Marcel auf, alle Lichter einzuschalten. Außerdem verlangte er nach der größten Plastiktüte, die im Souvenirladen aufzutreiben war, und als er auf den Höhleneingang zusteuerte, kam Alphonse gerade mit seinem Truck vorgefahren, wie immer mit einer selbstgedrehten Zigarette zwischen den Lippen. Nachdem

Bruno ihn Isabelle vorgestellt und erklärt hatte, weshalb er Alphonse gerufen hatte, stiegen sie die Stufen hinab zu den Tretbooten und überquerten den unterirdischen Teich.

»Meine Frau hat den ganzen Tag aufgepasst, dass niemand die Kapelle betritt«, sagte Marcel und entfernte die provisorische Schranke, bestehend aus zwei Stühlen und einem Seil.

»Da ist der Ziegenkopf«, sagte Bruno zu Alphonse. »Fällt dir dazu was ein?«

»Ein Anglo-Nubian. Dieselben Tiere habe ich auch«, antwortete er und beugte sich über den abgetrennten Kopf. »Charakteristisch sind die langen Hängeohren, deshalb werden sie oft auch Kaninchenziegen genannt. Eine sehr beliebte Züchtung, gut für Käse, weil die Milch einen hohen Fettgehalt hat. Außerdem sind die Tiere sehr robust. Unverwechselbar ist auch die Römernase.«

»Dieses Exemplar da gehörte nicht zufällig zu deiner Herde, oder?«

Alphonse schüttelte den Kopf. »Es hat Hörner. Bei uns werden die Ziegen gleich nach der Geburt enthornt. Das machen fast alle Züchter so. Ich kenne nur einen, der sie wachsen lässt, und das ist die Witwe Venturin drüben bei Sarlat. Sie züchtet Böcke für Streichelzoos und dergleichen, wo man Tiere mit Hörnern sehen will. Die hier sind wunderschön geschwungen.«

»Wenn dieser Bock einer von ihnen gewesen wäre, würde sie ihn wiedererkennen?«

»Wahrscheinlich. Ich jedenfalls kenne jedes meiner Tiere. Die Nubias sind übrigens sehr anhänglich und lieben es, wenn man sie streichelt.«

»Würdest du diese Witwe bitte anrufen und fragen, ob sie in letzter Zeit einen Bock verkauft hat?«

»Nicht nötig. Sie kommt heute Abend zu mir, um Käse zu kaufen. Sie hat nämlich einen Stand auf dem Markt von Sarlat und braucht Nachschub für morgen. Wir helfen uns oft gegenseitig aus.«

Bruno sah, dass Isabelle diesen unerwarteten Einblick in die Käsekultur der Region offenbar amüsant fand, denn sie unterdrückte ein Grinsen. Er reichte Alphonse die große Plastiktüte, damit er den Ziegenkopf darin einpackte.

»Augenblick«, sagte Alphonse. »Ich will mal sehen...«

Er schaute sich das rohe Fleisch an der Schnittstelle des Halses genauer an, den Hinterkopf und die Stirn. Obwohl die Kapelle hell erleuchtet war, bat er um mehr Licht, worauf Bruno seine Taschenlampe einschaltete und auf den Kopf richtete. Alphonse hob ihn in die Höhe und betrachtete die klaffende Wunde von nahem.

»Eklig«, sagte er und verzog das Gesicht. »Der Bock wurde jedenfalls nicht anständig getötet. Es wurde kein Betäubungsgewehr verwendet, aber die Halsschlagader wurde durchschnitten. Ich müsste erst den Rest sehen, um sicher zu sein, glaube aber, dass der Bock an den Hinterläufen aufgehängt und mit einem Schnitt durch die Halsunterseite geschächtet worden ist. Er ist jedenfalls mit Sicherheit nicht im Schlachthaus geschlachtet worden wie gesetzlich vorgeschrieben.«

Bruno wusste, dass nicht wenige Bauern ungeachtet der geltenden Vorschriften ihre Schweine auf diese Weise schlachteten, weil es seit Jahrhunderten so Brauch war. Er nahm sogar selbst jedes Jahr an einem solchen Schlachtfest teil und besorgte sich dort Blut für seine Blutwurst.

»Heißt das, der Bock wurde geschlachtet, um verzehrt zu werden?«

Alphonse schüttelte den Kopf. »An Ziegenblut ist in unserer Gegend, soweit ich weiß, niemand interessiert. Und das hier ist ein alter Bock, dessen Fleisch ziemlich zäh sein dürfte. Dafür gibt's bei uns keinen Bedarf. Aber ich werde die Witwe trotzdem fragen. Wenn er nicht aus ihrer Zucht war, weiß ich auch nicht weiter.«

Alphonse machte sich mit der Plastiktüte auf den Weg zum Bootsanleger. Die aus der Tüte

herausragenden Hörner waren so lang, dass er sie seitwärts durch den Tunnel tragen musste. Marcel bot an, ihn hinauszubegleiten. Bruno und Isabelle blieben zurück. Isabelle hatte schon Proben der Farben genommen, mit der die Madonna, die Höhlenwand und die Kerzen beschmiert worden waren, und sie eingetütet. Gemeinsam durchsuchten die beiden nun jeden Winkel der Kammer, fanden aber nur einen langen dunklen Wollfaden und eine verschmutzte weiße Quaste mit zerrupften Fransen. Beides konnte schon jahrelang dort gelegen haben. Sie stellten es trotzdem sicher.

»Wenn es nicht die Jungen waren, wie sind sie hier hereingekommen?«, fragte sie.

Bruno wies auf die einzelnen Zugänge hin und erzählte ihr von dem Geheimgang, den der Baron ihm gezeigt hatte.

»Aber da liegt der Staub fingerdick. Wenn jemand vor kurzem dort gewesen wäre, gäbe es Spuren.«

Isabelle wollte den Gang trotzdem sehen. Bruno ließ es aus Rücksicht auf ihr verletztes Bein langsam angehen. Sie kamen an Napoleons Schlafkammer und der großen Orgel vorbei und steuerten auf die drei Stalagmiten zu, die wie die krummen Zähne einer vorsintflutlichen Riesenbestie den Einstieg in den Geheimgang zu bewachen schienen. Bruno zwängte sich durch eine Lücke im Fels und tastete nach dem Ring der schweren Falltür.

»Komm, aber sei vorsichtig, die Stufen sind steil und sehr schmal. Am besten gehst du rückwärts«, sagte er. Die Taschenlampe zwischen den Zähnen, stieg er nach unten. Der Staub am Boden war, wie er feststellte, immer noch unberührt. Isabelle, die ihm durch den engen Treppenschacht folgte, schirmte das Licht von oben ab. Er legte die Taschenlampe auf den Boden, um ihr beim Abstieg zu helfen.

»Ich hab dich«, sagte er und stützte sie mit beiden Händen an der Taille, überrascht, wie leicht sie war.

»Zugegeben, auf den ersten Blick sind hier keine Spuren zu sehen«, sagte sie. »Aber denk an deinen Sherlock Holmes. Wenn alle anderen Möglichkeiten ausscheiden, sollte man sich die verbleibenden genauer anschauen, egal wie unwahrscheinlich sie auch sind.«

Sie richtete den Strahl ihrer Taschenlampe auf die staubigen Stufen, über die sie gerade hinabgestiegen waren, dann auf die Stelle, an der sie stand, und schließlich in die Tiefe des Tunnels. Sie bückte sich, griff in den Staub und rieb ihn prüfend zwischen den Fingern.

»Tierhaare und Flusen, wahrscheinlich von einem Teppich«, stellte sie fest. »So was findet man in Staubsaugerbeuteln, aber nicht in Felsgrotten.«

Sie füllte eine Handvoll Staub in eine Beweismitteltüte und forderte Bruno auf, ein paar Schritte tiefer in den Tunnel zu gehen und eine weitere Probe zu nehmen.

»Du hast recht«, sagte er, als er wieder bei ihr war. »Da hinten liegen nur Schutt und Geröll, und es sind Fuß- und Schleifspuren zu erkennen. Der Gang scheint also benutzt worden zu sein.«

»Und zwar von jemandem, der Wert darauf gelegt hat, hier und auf der Treppe seine Spuren zu verwischen«, fügte sie hinzu. »Wer außer dir und dem Baron könnte sonst noch von diesem Schleichweg wissen?«

»Résistance-Veteranen und alle, denen sie davon erzählt haben. Wo wir schon mal hier unten sind, sollten wir vielleicht den anderen Ausgang suchen.«

»Marcel und Alphonse werden sich fragen, wo wir geblieben sind.«

»Du könntest zurückgehen, ihnen sagen, dass ich die Suche fortsetze, und mich dann mit meinem Transporter am Friedhof von Saint-Philippon abholen. In der Seitentasche der Fahrertür steckt eine Karte.«

»Oder andersherum: Ich setze die Suche fort, und du kommst mit deinem Wagen nach«, entgegnete sie. »Ich weiß, du willst mich schonen, aber mir wäre es lieber, du würdest mich nicht wie eine Schwerbehinderte behandeln.«

Sie machte sich auf den Weg in den Tunnel und rief über die Schulter zurück: »Glaub mir, es ist besser so. Wir treffen uns dann am Friedhof.«

»Du weißt doch gar nicht, wie weit es ist«, protestierte er.

»Wir werden sehen. Und jetzt geh.«

Dennoch machte sich Bruno Sorgen, als er die Stufen wieder hinaufstieg, die Falltür schloss und mit Steinschutt bedeckte. Er vergewisserte sich, alle Beweismitteltüten beschriftet zu haben, und ging den langen Weg zurück zum Höhlenausgang, wo Delaron und Marcel auf ihn warteten. Er zeigte ihnen, was er gefunden hatte, und erklärte, dass die Inspectrice noch weitere Beweismittel suchte. Er wolle den Schlüssel einstecken und sie später abholen.

»Da ist jemand, der Sie sprechen möchte«, sagte Marcel. »Ein Journalist, der behauptet, Sie aus Bosnien zu kennen. Er wartet in der Snackbar.«

»Ich habe nicht viel Zeit und würde gern noch mit Philippe unter vier Augen reden«, erwiederte Bruno.

Er führte den Fotografen auf den Parkplatz und öffnete die Heckklappe seines Transporters, um nach Balzac zu sehen. Der hatte sich in einer Angelschnur verheddert und kaute fleißig an einem von Brunos Rugbyschuhen. Bruno grinste, seufzte aber gleichzeitig und erinnerte sich daran, wie lange es gedauert hatte, Gigi zu erziehen. Er tätschelte den Welpen, nahm dann Lemontins Aktenordner aus seiner Mappe und wandte sich Delaron zu.

»Dass Sie die Kinder angestiftet haben, kann ich nicht auf sich beruhen lassen. Wir sollten uns in dem Zusammenhang über Fragen journalistischer Ethik unterhalten«, hob er an. »Und vielleicht wäre es gut, Ihr Verleger in Bordeaux würde sich an unserem Gespräch beteiligen. Wie finden Sie das?«

Delaron zuckte mit den Achseln. »Die Ereignisse haben diese alberne Geschichte längst eingeholt. In die Höhle ist tatsächlich eingebrochen worden, und wie es aussieht, waren Satanisten am Werk.«

»Glück für Sie. Ob das auch Ihr Verleger so sieht? Wie sollen Ihre Leser Ihnen jemals wieder vertrauen? Was soll ich von Ihnen halten?«

»Wenn ich den Hefter, den Sie da in der Hand haben, richtig deute, geben Sie mir noch eine Chance.«

»Nicht ganz«, erwiederte Bruno. »Ich stelle Sie auf die Probe.« Er schlug eine Seite auf, aus der die Beziehungen zwischen den Unternehmen, die in Thivion tätig waren, und dem Investor des Feriendorfes in Saint-Denis hervorgingen.

»Ich möchte, dass Sie nach Thivion fahren und Fotos von der Anlage machen, die so ähnlich auch bei uns entstehen soll. Der Bürgermeister von Thivion ist über das Ergebnis sehr verärgert, und ich will nicht, dass uns das Gleiche passiert.«

»Was haben diese Namen zu bedeuten?«, fragte Delaron mit Blick auf die Liste, die Bruno ihm gegeben hatte.

»Das sind die Gesellschaften und die Namen ihrer Vorstände, die in Thivion aktiv waren und sich jetzt in Saint-Denis engagieren. Wie Sie sehen, sind manche Namen doppelt vertreten. Was das heißt, muss ich Ihnen nicht weiter erklären, oder?«

»Warum geben Sie mir nur dieses eine Blatt? Wie es scheint, haben Sie in dieser Sache doch schon einen dicken Ordner zusammengetragen.«

Bruno lächelte, klopfte dem jungen Mann auf die Schulter und sagte: »Waidmannsheil.« Als er auf die Snackbar zusteuerte, warf er einen Blick auf seine Uhr und fragte sich, wann Isabelle den Ausgang des Tunnels erreicht haben würde. Er blieb vor der Tür stehen, schaute durch den Fensterausschnitt und sah eine Gestalt vor einem Plastikbecher am Tisch sitzen, die ihm irgendwie bekannt vorkam. Bruno versuchte, zehn Jahre zurückzurechnen und ein paar Kilo von der rundlichen Erscheinung abzuziehen. Im Geiste zog er ihr statt des teuren Tweedjacketts einen Rollkragenpullover und durchgescheuerte Jeans an, wie sie von Journalisten in Bosnien damals getragen worden waren. Aber er erkannte den Mann immer noch nicht. Erst als dieser aufblickte, bemerkte Bruno, dass er sich von dem glattrasierten Gesicht hatte irritieren lassen.

»Gilles von der *Libération*«, grüßte er herzlich, froh darüber, dass ihm der Name wieder eingefallen war. Den Nachnamen hatte er vergessen, nicht aber den leicht verschlafenen Blick und die heitere Miene. Gilles hatte den Artikel geschrieben, der die *Médecins Sans Frontières* bewogen hatte, die Verantwortung für das Frauenhaus zu übernehmen, in dem Bruno und seine Einheit die aus dem serbischen Bordell geretteten Bosnierinnen untergebracht hatten.

»Sergeant Courrèges«, rief Gilles und stand auf. »Sie werden Sarajewo nicht wiedererkennen. Da gibt es mittlerweile sogar ein Starbucks-Café.«

»Dafür also haben wir uns starkgemacht«, sagte Bruno. »Jetzt weiß ich es endlich.«

»Ich arbeite inzwischen für *Paris Match*, und Sie ahnen bestimmt, was mich hierhergeführt hat.«

Bruno nickte. »Im Moment hab ich leider nicht viel Zeit. Ich habe eine Verabredung und bin schon spät dran. Aber hier ist meine Karte mit meiner Handynummer. Wann ist bei Ihnen Redaktionsschluss?«

Gilles grinste. »Onlinemedien haben keinen Redaktionsschluss mehr. Ich schreibe für eine Website, auf die ich meine Texte jederzeit einstellen kann.«

»Ein weiter Weg von Sarajewo zum Satanismus.«

»Immerhin bin ich beschäftigt und werde dafür bezahlt, und das können heutzutage nicht viele Journalisten von sich behaupten. Diese Teufelsanbeterei ist ein hübsches Detail, aber nicht das, was mich eigentlich interessiert. Ich will wissen, wer diese Tote ist. Das ist meine Story.«

»Haben Sie etwa eine Ahnung?«, fragte Bruno, neugierig geworden.

»Ja, aber die ist sehr vage. Wenn ich von meinem Chef grünes Licht bekomme und mit meiner Ahnung richtig liege, werde ich Sie als Ersten einweihen. Ich nehme an, Sie haben die Frau noch nicht identifiziert.«

Bruno schüttelte den Kopf. »In ganz Frankreich scheint sie niemand zu vermissen. Aber wir bleiben am Ball. Haben Sie das Foto in unserer Zeitung gesehen?«

»Natürlich. Können Sie mir Einzelheiten verraten, die nicht in der Zeitung stehen? Zum Beispiel was die Autopsie ergeben hat?«

Seine Stimme klang so beiläufig, dass Bruno argwöhnisch wurde. »Sie glauben doch nicht wirklich, dass ich Ermittlungsgeheimnisse preisgebe?«

»Nicht wirklich. Aber vielleicht können Sie mir sagen, ob irgendwelche Hinweise dafür sprechen, dass die Tote zu Lebzeiten irgendwann einmal in den Vereinigten Staaten gewesen ist.«

Bruno musterte ihn und erinnerte sich, Gilles in Sarajewo als seriösen Journalisten kennengelernt zu haben, mutig und immer humorvoll. »Unter uns, es scheint, sie hat sich ihre Zähne in Amerika machen lassen.«

»Aha«, sagte Gilles und nickte, als hätte er längst Bescheid gewusst. »Aus Schönheitsgründen, nehme ich an.«

»Sieht so aus. Und...«

»Dann bin ich wohl wirklich auf der richtigen Spur. Darf ich Sie zum Abendessen einladen?«

»Tut mir leid, ich bin schon verabredet. Vielleicht Sonntagabend oder nächste Woche, wenn Sie dann noch hier sind.«

»Ich werde wohl noch eine Weile bleiben«, sagte er und warf einen Blick auf Brunos Visitenkarte. »Sobald ich was Neues in Erfahrung gebracht habe, rufe ich Sie an«, versprach er und gab Bruno seine Karte.

Bruno trat aufs Gaspedal. Er ärgerte sich darüber, dass er Isabelle trotz ihres verletzten Beins durch den Tunnel hatte gehen lassen. Er hatte die Karte ausgebreitet vor sich auf dem Lenkrad und riskierte immer wieder einen Blick darauf, um sich zu orientieren. Wieder einmal sah er sich hier, außerhalb seiner Kommune, von den weiten Flussschleifen in die Irre geführt, zumal die Straße, vom Wasser und den Klippen dazu gezwungen, ständig die Richtung änderte. In direkter Linie lag Saint-Philippon von der Gouffre nicht mehr als einen Kilometer weit entfernt, auf der Straße waren aber fünf bis sieben Kilometer zurückzulegen. Im Hin und Her des Straßenverlaufs fand er sich immer weniger zurecht.

Wie hatte er sich einbilden können, die Gegend so gut zu kennen, dass es ihm überflüssig erschien war, einen Blick auf die Karte zu werfen? Warum hatte er nicht daran gedacht, dass diejenigen, die durch den Tunnel eingestiegen waren, sich womöglich immer noch darin aufhielten oder aber den Einstieg verbaut hatten? Wenigstens kannte er diese Strecke und würde Isabelle bestimmt finden. Nein, er musste sich an den vereinbarten Plan halten. Doch wenn er Isabelle bei der verfallenen Kapelle nicht anträfe und der Einstieg verbaut wäre, würde er zur Höhle zurückfahren und durch die Falltür in den Tunnel einsteigen.

Vor einer Weggabelung bremste er scharf ab, unschlüssig, ob er sich links oder rechts halten musste. Er fluchte leise vor sich hin und schaute auf die Karte, konnte aber im Dämmerlicht nichts mehr erkennen. Er stieg aus und hielt die Karte vor einen der Scheinwerfer. Wo war er? Er orientierte sich an der untergehenden Sonne im Westen und fuhr dann mit dem Finger die Strecke entlang, die er von der Höhle aus zurückgelegt hatte. Er fand die Weggabelung auf der Karte und sah, dass er kurz vor seinem Ziel war. Hastig faltete er die Karte zusammen, sprang wieder in den Wagen und bog rechts ab. Er fuhr jetzt langsamer, um den Abzweig nach links nicht zu verpassen, der über das Plateau ins Tal der verlassenen Ortschaft Saint-Philippon hinunterführte. Bruno fand die Abzweigung. Im aufgeblendeten Scheinwerferlicht sah er wenig später das Kreuz auf dem eingestürzten Kapellendach. Er ließ den Motor laufen, stieg aus und rief Isabellas Namen, während er durch Heidegestrüpp lief und fast in die Senke eines eingefallenen Grabes gestürzt wäre.

Immer mit der Ruhe, redete er sich zu. Er holte tief Luft und kehrte zu seinem Transporter zurück, um die Taschenlampe zu holen. Vorsichtig ging er wieder auf die Ruine zu, den Lichtstrahl vor sich auf den Boden gerichtet. Wenn du dir jetzt ein Bein brichst, ist Isabelle nicht geholfen, dachte er und erinnerte sich an die Worte des Barons: Der Einstieg zum Tunnel ist in der Kapelle versteckt. Bruno blieb stehen und betrachtete, was von ihr übriggeblieben war. Sie war ungefähr sechs Meter lang und vier Meter breit, aus großen Felsquadern gebaut und mit *lauzes* gedeckt, Kalksteinschindeln, die sich so fest ineinander verhaken ließen, dass man auf Dachsparren verzichten konnte. Inzwischen war aber ungefähr ein Drittel des Dachs eingestürzt. Die Giebelfront war hinter Kletterranken verschwunden, das Kreuz darüber stand schief und drohte wie die Schindeln ins Kirchenschiff zu stürzen.

Vom Tor war nicht mehr viel übrig. Bruno zog es auf und richtete seine Taschenlampe auf einen Berg aus *lauzes* und Steinen. Wenn es hier eine Falltür gab, war sie bestimmt unter Schutt vergraben. Aber irgendjemand hatte vor kurzem den Tunnel benutzt; es musste einen Einstieg geben. Er machte kehrt, inspizierte das Gemäuer von außen und rüttelte an einem der Grabsteine, der jedoch fest verankert war. Zurück in der Kapelle fiel sein Blick auf den Altar, eine große Platte aus bleichem Stein, der in eine so entlegene Kapelle nicht zu passen schien.

Bruno bahnte sich einen Weg durch den Schutt und versuchte, die Platte anzuheben. Sie rührte sich nicht. Er bückte sich und untersuchte die Auflage, bestehend aus Steinquadern links und rechts und einem quer dazwischen. Als er mit der Taschenlampe den Boden ableuchtete, entdeckte er Kratzspuren, offenbar von dem Stein in der Mitte verursacht. Beherzt drückte er dagegen. Und tatsächlich: Da bewegte sich etwas. Er stemmte nun sein ganzes Gewicht gegen den Rand, worauf sich der Stein, knapp einen Meter hoch und fast ebenso breit, zur Seite drehte.

Ein Loch hatte sich aufgetan, und im Lampenlicht sah er, dass steinerne Stufen in die Tiefe führten, die noch steiler und krummer zu sein schienen als die in der Höhle. Über die Öffnung gebeugt, rief er Isabelles Namen, doch sie antwortete nicht.

Bruno setzte sich auf den Boden und dachte nach. An diesem Abend hatte er sich schon oft genug zu unüberlegter Eile hinreißen lassen. Er ging nach draußen, um die Scheinwerfer und den Motor seines Transporters abzuschalten. Und weil Balzac sicher nicht alleingelassen werden wollte, befreite er ihn von der Angelschnur, in die er sich verstrickt hatte, und steckte ihn in seine Uniformjacke. Aus dem Handschuhfach kramte er Ersatzbatterien für die Taschenlampe hervor, die er in seltener Voraussicht besorgt hatte. Aus dem Heckraum holte er noch den kleinen Rucksack, mit dem er immer wandern ging, steckte den Erste-Hilfe-Kasten hinein sowie eine Flasche Wasser und ein Nylonseil. Sein Handy hatte, wie er feststellte, keinen Empfang. Er riss eine Seite aus seinem Notizbuch, schrieb die Telefonnummern der Mairie, des Barons und die von Jean-Jacques auf, notierte auch die Uhrzeit und sein Vorhaben und klemmte den Zettel hinter den Scheibenwischer. Schließlich kehrte er in die Kapelle zurück, quetschte sich durch das Loch unter dem Altar und stieg ins Dunkle hinab.

Am Fuß der Stiege fand er sich in einer Art Krypta wieder, einer kleinen Gewölbekammer, die wahrscheinlich so alt war wie die Kapelle selbst. Der Boden war mit Grabsteinen bedeckt, die nur in einer der Ecken eine Lücke frei ließen. Wieder blickte Bruno hinab in einen Treppenschacht, gemauert aus den Steinen des ursprünglichen Fundaments, wie es schien. Die Stufen führten in eine kleine Höhlenkammer, deren Kalksteinwände so glatt waren, dass sie nicht von Menschenhand behauen sein konnten.

Bruno war in einem Felstopf, den unterirdische Wasserläufe über Jahrtausende ausgewaschen hatten wie auch den Schacht, durch den er abgestiegen war. Er versuchte sich die Sintfluten der Vorzeit vorzustellen, die die zahllosen Hohlräume und Stollen in der Hügellandschaft hatten entstehen lassen. Manche von ihnen waren als Ateliers prähistorischer Kunst genutzt worden. In den Stein gehauene Stufen führten tiefer in den Berg hinab. Er befand sich jetzt gut zwölf oder fünfzehn Meter unter der Kapelle und stieg vorsichtig tiefer, mit dem Rücken zum Schacht, der, wie er vermutete, auf die Gouffre zulief.

Er blieb stehen und rief nach Isabelle, die aber immer noch nicht antwortete. Es war, als schluckte die Dunkelheit jeden Laut. Immerhin erleichterte es ihn, nun endlich ebenen Grund erreicht zu haben. Er nahm die Taschenlampe aus dem Mund und leuchtete in den Schlund, der sich vor ihm auftat. Wer hier mit einem Ziegenkopf und Farbe entlanggekommen war, hatte bestimmt einen Rucksack dabeigehabt und kannte sich bestens aus.

Der Boden und die Wände des Tunnels, der sich zu beiden Seiten erstreckte, waren glatt, aber feucht. Bruno wähnte sich wie in einer riesigen Pipeline. Sie maß ungefähr zwei Meter im Durchmesser und war von verstörender Ebenmäßigkeit. Nur hier und da hingen vereinzelt Stalaktiten von der Decke, von denen Wasser tropfte, das in kleinen Rinnalen über den Boden floss. Wieder rief er in alle Richtungen Isabelles Namen, doch sie meldete sich nicht.

Auf eine plötzliche Eingebung hin nahm er Balzac aus seinem Blouson und setzte ihn ab.

Vielleicht würde der Hund, so jung er auch war, Isabelles Witterung aufnehmen können. Für einen Moment stand das Hündchen reglos da, schleckte dann Wasser aus dem Rinnsal und hob ein krummes Beinchen, um die Felswand zu markieren. Bruno leuchtete bergauf. Am Boden schnuppernd folgte Balzac dem Lichtstrahl, machte aber bald kehrt und lief an Bruno vorbei bergab. Bruno eilte ihm nach und zählte seine Schritte, um ermessen zu können, wie weit er sich vom Einstieg entfernte. Die direkte Verbindung zwischen Kapelle und Gouffre war, wie er wusste, kaum mehr als einen Kilometer lang. Der Tunnel aber verlief nicht schnurgerade; er war je nach Festigkeit des Gesteins kurvig ausgewaschen worden.

Nach dreihundertsechzig Schritten hörte er das Geräusch fließenden Wassers. Weitere zwanzig Schritte später sah er ein Licht schimmern. Wieder rief er Isabelles Namen und hörte zu seiner großen Erleichterung eine ferne Stimme, verzerrt vom Widerhall. Aber deutlich vernehmbar war das langgezogene O am Ende seines Namens.

Obwohl es ihn drängte, ihr zu Hilfe zu eilen, behielt er sein Tempo bei. Er hatte vierhundertfünfzehn Schritte gezählt, als er eine weite Kammer erreichte. Das Licht, das er gesehen hatte, spiegelte sich auf einem stillen Tümpel. Auf der anderen Seite, rund zwanzig Meter entfernt, stand Isabelle. Balzac kläffte munter. Bruno richtete den Strahl der Lampen auf sie.

»Alles in Ordnung?«, rief er alarmiert. Das Herz schlug ihm bis zum Hals.

»Ja«, antwortete sie. »Aber ich weiß nicht, wie tief das Wasser ist, und da hab ich gedacht, ich warte besser hier auf dich.«

»Es muss einen Weg geben«, sagte er. »Wie hätten die Einbrecher sonst in die Gouffre gelangen können?«

Er legte seinen Rucksack ab, zog Blouson und Hemd aus und hielt einen Arm ins Wasser. Es war eiskalt und unbewegt, jedenfalls konnte er keine Strömung wahrnehmen. Er richtete sich wieder auf und fuhr mit dem Lichtstrahl am Ufer entlang, das ringsum steil abzufallen schien. Der Felskessel, in dem sie sich befanden, war an die dreißig Meter tief und von einem hohen Gewölbe überspannt. Auf der rechten Seite klaffte unmittelbar über dem Wasserspiegel eine Öffnung im Fels.

Er näherte sich Isabelle, kam aber nur bis auf drei oder vier Meter an sie heran. Springend würde er sie kaum erreichen können. Woher kam nur das Geräusch fließenden Wassers?

Irritiert stand er wieder auf. Es musste doch irgendwo einen Abfluss geben. Noch während er darüber nachgrübelte, hörte er Isabelle, die ihm etwas zurief, und als er aufblickte, sah er den Welpen in ihren Armen. Wie um alles in der Welt war er zu ihr gelangt?

Schnell kehrte Bruno an den Ausgangspunkt zurück, wo das Wasserauschen lauter war, wie er nun feststellte. Er legte sich bäuchlings an den Rand des Tümpels und griff in der Nähe der Felswand mit der Hand hinein. Das Wasser strömte spürbar an seinem Arm entlang. Als er ihn ein Stück zur Seite bewegte, traf er auf eine Felskante. Mit der Hand ertastete er nur wenige Zentimeter unter der Wasseroberfläche einen breiten Sims, ähnlich wie einen Damm. Offenbar hatte Balzac darauf den Tümpel überquert. Für Bruno war es wegen der gewölbten Wand etwas schwerer. Er musste sich tief bücken und nahm die Hände zu Hilfe, um sich über den Steg hinwegzutasten. Und dann war er auch schon auf der anderen Seite, wo ihm Isabelle einen Arm entgegenstreckte und in dem anderen ein zappelndes Hündchen hielt.

»Na bitte«, sagte sie lachend.

»Gott, hab ich mir Sorgen um dich gemacht!« Er drückte sie an sich. »Aber jetzt kennen wir den Weg. Es geht rund dreihundert Meter in fast gerader Linie zurück und dann ein kurzes Stück steil hinauf in die Kapelle.«

»Ich habe auch etwas herausgefunden«, berichtete sie stolz. »Schau mal nach oben.«

Brunos Augen folgten dem Schein ihrer Taschenlampe. Er sah weitere Löcher im Deckengewölbe, an die sich womöglich weitere Gänge anschlossen.

»Manche führen steil nach oben und sehen fast wie Bohrlöcher aus; andere fallen tiefer ab als das Lampenlicht reicht«, sagte sie. »Mir scheint, die Kammer wirkt wie ein Überlaufbecken, dem das Wasser, wenn der Pegel steigt, entweichen kann. Und sieh dir mal das hier an.« Sie ging ein paar Schritte zurück und bückte sich in eine Felsöffnung, die Bruno von der anderen Seite aus nicht gesehen hatte. Dahinter verbarg sich eine kleine Kammer, in der eine verrostete grüne Metallkiste mit weißer Aufschrift lag. Bruno sah sie sich aus der Nähe an und versuchte, die Schriftzeichen zu entziffern.

»Groß W und groß D mit einem weißen Pfeil. Punkt 303 Ball mal 500.« Darin befanden sich mehrere schwarze Kerzen, die allerdings kleiner waren als die im Kahn gefundene, und ein weiteres Päckchen weißer Kerzen.

»Das ist eine Kiste der britischen Armee, in der Karabinermunition transportiert wurde«, erklärte Isabelle. »Offenbar noch von der Zeit der Résistance. Und jetzt hat man Kerzen darin untergebracht.«

»Der Baron weiß von seinem Vater, dass hier während des Krieges tatsächlich Waffen versteckt worden sind. Aber dass immer noch welche hier sind, weiß er bestimmt nicht.«

»Und dann ist da noch etwas«, sagte sie und richtete den Lichtstrahl auf eine kleine Felsnische, in der ein altmodischer Kerzenhalter mit Fingerring stand. Daneben lagen weitere Wachskerzen und ein billiges Feuerzeug. »Das Feuerzeug hat es 1945 nicht gegeben. Es muss also jemand vor nicht allzu langer Zeit hier gewesen sein. Du solltest den Baron mal fragen, ob er weiß, was sonst noch an Militärausrüstung hier gelagert wurde. Es könnte sein, dass die Einbrecher Handgranaten oder Karabiner haben mitgehen lassen. Jedenfalls war ich vorhin froh, die Kerzen gefunden zu haben. Die Batterien in der Lampe hätten ja schlappmachen können.«

»Komm, lass uns gehen. Was macht dein Bein? Es geht ein paar steile Stufen hinauf.«

»Dem Bein geht's gut. Ich schätze, dein Transporter steht bei der Kapelle. Oder erwartet man uns vor der Grotte?«

»Nein. Sie wissen, dass ich den Schlüssel habe, und gehen davon aus, dass ich dich hinaus lasse. Im Übrigen gibt's in der Nähe ein neues Restaurant, wo wir ein gutes Abendessen bekommen.«

Bruno fuhr am Friedhof vorbei auf ihm unbekannten Wegen durch die verlassene, ehemals von der Pest heimgesuchte Ortschaft und suchte nach den Lichtern des neu entstandenen Dorfes, hinter dem er das restaurierte Château vermutete, das er auf seiner Kanufahrt mit Antoine entdeckt hatte. Vielleicht würde die neue *auberge* des Grafen hier in der Gegend zu neuerlichem wirtschaftlichen Aufschwung führen, dachte Bruno, als nach ein paar weiteren Kurven der abschüssigen Straße die Einfahrt des Châteaus in Sicht kam. Davor waren zwei Männer postiert, die ihn einwiesen. Das große Metalltor öffnete sich automatisch. Zwei Hubschrauber standen auf dem Landeplatz. Bruno fuhr an einer Reihe teurer Limousinen vorbei und wurde dann von einem kahlköpfigen Mann in einem billigen Anzug zum Anhalten aufgefordert.

»Da sind ja auch Fahrzeuge der Regierung«, sagte Isabelle überrascht. »Das sieht man an den Nummernschildern.«

Bruno kurbelte das Seitenfenster herunter, um den Mann zu grüßen.

»Sind Sie in Polizeiangelegenheiten hier?«, fragte der höflich, aber kühl. Unter dem Jackett zeichnete sich eine Wulst ab. Zwei weitere Männer, beide ebenfalls kräftig gebaut, standen ein paar Schritte voneinander entfernt hinter ihm.

»Nein, wir wollten essen«, antwortete Bruno.

»Dann muss ich Sie enttäuschen. Das Hotel ist wegen einer Privatveranstaltung für Gäste geschlossen. Da vorn können Sie wenden.«

Da beugte sich Isabelle über Bruno hinweg, um den Mann in Augenschein zu nehmen. »Sind Sie es, Mascagny?«, fragte sie.

»Ja, aber... Ah, Mademoiselle Perrault. Was führt Sie hierher? Das hier ist ein Treffen des Verteidigungsministeriums.«

»Wie mein Kollege Bruno Courrèges schon sagte, wir hatten gehofft, hier essen zu können. Darf ich Sie mit dem neuen Hund meines Freundes bekannt machen? Er heißt Balzac. Mein Freund Bruno ist Polizeichef von Saint-Denis. Wir haben zusammen gearbeitet, als ich noch in Périgueux angestellt war. Von dieser Großveranstaltung heute Abend hatten wir keine Ahnung.«

»Es wird ein bisschen gefeiert. Ein Lieferabkommen«, erklärte er. Entspannt stützte er seinen kräftigen Unterarm auf den Fensterrahmen und schüttelte zuerst Brunos, dann Isabelles Hand. »Ein hübsches Hündchen. Wollen Sie ihn später mit auf die Jagd nehmen?«

»Ja, wenn er ausgebildet ist«, antwortete Bruno. »Aber das wird wohl noch ein Weilchen dauern.«

»Moment, da fällt mir gerade was ein. Wenn Sie Hunger haben – ich hätte da noch ein paar Sandwiches. Nichts Besonderes, nur mit Schinken und Käse. Kann natürlich nicht ankommen gegen das Bankett, das hier heute gegeben wird.«

»Nein danke. Mein Freund ist sehr stolz auf die gute Küche des Périgord«, lachte Isabelle. »Ein *jambon-beurre-Baguette* würde ihm das Herz brechen. Wir sehen uns im Élysée. *Bonne soirée*.«

Als Bruno den Wagen wendete, sah er, dass sich Isabelle ein paar Autokennzeichen und die Registriernummern der Hubschrauber notierte. Plötzlich strahlten Scheinwerferlichter auf. Zwei große Citroën C6 kamen die Auffahrt herunter und bogen in den Hof vor dem Château ein.

»Privatfahrzeuge, von Chauffeuren gesteuert«, bemerkte Isabelle. »Seit der Präsident auf einen C6 umgestiegen ist, haben auch die Unternehmer ihre Mercedes und BMWs abgestoßen. Scheint wirklich eine große Gesellschaft zu sein. Es wundert mich ein bisschen, dass ich davon nichts wusste.«

»Ist dieser Mascagny eine Art Bodyguard?«

»Ja, er gehört zum Sicherheitspersonal des Verteidigungsministeriums. Wir sind uns ein paarmal bei Ministerratssitzungen über den Weg gelaufen.«

»Woher weißt du denn, ob oder welche Gesellschaften von anderen Ministerien organisiert werden?«

»Die werden in einem wöchentlichen Rundbrief der Sicherheit gemeldet. Mascagny sprach von einem Lieferabkommen. Es geht wahrscheinlich um Auslandsexporte. Das würde den Rummel erklären.«

»Aber warum treffen sie sich hier? Hier im Tal gibt es doch keine Rüstungsindustrie, und auch im ganzen Département nicht.«

»Es gibt doch die Dassault Aviation bei Martignas und eine Waffenschmiede unten in Biarritz, und dann wären da noch Airbus bei Toulouse und ein großes Forschungszentrum in Brive«, entgegnete sie. »Von hier aus sind alle diese Einrichtungen schnell zu erreichen, mit dem Hubschrauber in weniger als einer Stunde. Wem dieses Hotel gehört, weiß ich nicht, aber wer es restauriert hat, wusste anscheinend, was er tut. Die Arbeiten daran scheinen gerade erst abgeschlossen zu sein.«

»Ja, es hat dieses Jahr aufgemacht. Nomineller Eigentümer ist, wie man mir sagte, ein gewisser Graf Vexin. Er steht auch hinter dem Projekt, das für Saint-Denis geplant ist.«

»Vexin, Vexin, irgendwie kommt mir der Name bekannt vor«, sagte sie. »Wohin fahren wir jetzt?«

»Nach Les Eyzies. Entweder wir kehren dort in eines der Restaurants ein, oder wir fahren zu mir. Irgendwas Essbares werden wir schon zusammenkratzen können.«

»Dann lass uns was bei dir zusammenkratzen«, bettelte sie und legte eine Hand auf seinen Oberschenkel, während sie mit der anderen Balzac streichelte.

»In einer Beziehung hat Mascagny schon recht: Balzac ist ein ganz besonderer Welpe. Apropos Tiere, wer kümmert sich heute Abend um dein Pferd?«

»Ich habe Fabiola gebeten, ihn mitzunehmen, wenn sie mit den Stuten ausreitet. Ich kümmere mich auch um ihr Pferd, wenn sie beschäftigt ist.«

Isabelle holte ihr Handy hervor; es war dasselbe Modell, das Bruno von ihrem Chef, dem Brigadier, bekommen hatte, als seines abgehört worden war. Bruno hörte kaum hin, als sie telefonierte, und dachte darüber nach, was Vorratskammer und Kühlschrank für eine Mahlzeit hergeben würden. Er hatte noch Zwiebeln und Brot, Käse und den Rest eines besonders guten Wildfonds. Er würde also eine herzhafte Zwiebelsuppe als Vorspeise zubereiten können. Isabelle las anscheinend gerade die notierten Autokennzeichen und die Nummern der Hubschrauber vor. Bruno hatte noch Spaghetti, entschied sich aber für ein Risotto als Hauptgang, und zwar mit getrockneten Steinpilzen und Speckwürfelchen. Und im Garten war noch ein wenig Feldsalat.

»Libanon«, sagte Isabelle. Er bemerkte, dass sie ihr Telefonat beendet hatte und jetzt mit ihm sprach. »Das stand auf dem Diplomaten-Kennzeichen. Der eine Hubschrauber gehört irgendeiner Gesellschaft, welcher, wird noch überprüft, der andere ist eine nicht markierte ›Gazelle‹ des Verteidigungsministeriums.«

»Und was sagt uns das?«

»Mir nichts, aber vielleicht einigen Kollegen. – Du wirkst zerstreut. Woran denkst du?«

»An unser Abendessen.«

»Verrate mir nicht, was es gibt. Überraschungen sind mir lieber.« Sie tätschelte seinen Schenkel. »Ich mache jetzt einen kleinen Spaziergang mit Balzac, und wenn du fertig bist,

kommst du mit umgebundener Schürze und einem Holzlöffel in der Hand vor die Tür. So, jetzt kennst du meine Vorstellung von einem glücklichen Familienleben.«

Dass sie sein Bein streichelte, hielt ihn davon ab, leicht sarkastisch anzumerken, dass ihre Glücksvorstellungen relativ bescheiden seien, da sie ja am Sonntag schon wieder nach Paris zurückkehren würde.

Stattdessen sagte er: »Was meinst du damit?«

»Ganz einfach«, antwortete sie. »Ich denke immer wieder daran, wie es wäre, mit dir verheiratet zu sein, Kinder zu haben und jeden Sonntag am Familientisch einen leckeren Braten zu essen. Das gefällt mir, obwohl wir beide wissen, dass es nie dazu kommen wird. Du wirst wahrscheinlich irgendwann eine Familie haben, und dann hat es sich für mich ausgeträumt. Ich kann nur hoffen, in meinem Beruf so viel Erfüllung zu finden, dass ich es nicht bedauere.«

Ihre Offenheit verblüffte ihn, vor allem deshalb, weil ihre Worte wie einstudiert klangen, also nicht einfach so dahingesagt, sondern wohlüberlegt waren.

»Kannst du dir wirklich nicht vorstellen, dass sich beides verbinden lässt, Karriere und Familie?«, fragte er.

»Doch, wenn du nach Paris kommen und mit mir zusammenleben würdest. Aber in Paris wärst du nicht mehr mein Bruno. Du würdest dein Saint-Denis schmerzlich vermissen. Und wenn ich hierherzöge, wäre ich nicht mehr die Isabelle, in die du hoffentlich immer ein bisschen verliebt bleiben wirst. Und ich würde was auch immer du an mir attraktiv findest verlieren. Es funktioniert also nicht. Das ist unser Schicksal. Trotzdem habe ich diese Phantasien und stelle mir dich in Schürze sonntags in der Küche vor, während kleine Brunos und Isabelles umhertollen und mit Balzac spielen.«

»Und wo bist du in diesen Phantasien?« Er konnte sich diese Frage nicht verkneifen.

»Ich bin nicht wirklich dabei, sondern beobachte nur, als Zaungast gewissermaßen, der das alles im Grunde gar nicht für möglich hält«, antwortete sie. »Es ist einfach nicht so, dass Liebe alle Hindernisse überwindet. Es sind eben nur Märchen, wenn es am Ende heißt: ›Und sie lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage.‹ Das Leben ist anders.«

»Perfektes Timing«, sagte Bruno und bog in den Weg ein, der zu seinem Hof führte. »Wir sind gleich zu Hause.«

Isabelle wollte vorher abgesetzt werden, um mit Balzac noch eine Runde zu drehen, und gab, bevor sie ausstieg, Bruno einen Kuss auf die Wange. Bruno fuhr weiter, stellte den Transporter ab und versuchte, wieder ans Abendessen zu denken, was ihm nicht ganz leichtfiel. Die erneute Auseinandersetzung mit dem Thema Zusammenleben war wie das wiederholte Kratzen an einer Wunde, obwohl man wusste, dass sie wieder aufgehen würde. Neu für ihn war eigentlich nur Isabelles Traum von einer Familie. Doch weil der nie in Erfüllung gehen würde, verdrängte er den Gedanken und ging in die Küche.

Er holte gerade das Einmachglas vom Regal, in dem er die Reissorte aufbewahrte, die auch Fabiola für ihr Risotto verwendete, als er Isabelle den Welpen loben hörte, der wenig später vom Flur in die Küche getrippelt kam, angelockt von verführerischen Düften.

»Hast du den Wein gefunden, den ich mitgebracht habe?«, fragte sie. Ihre Wangen waren gerötet. Sie rieb sich die Hände und zitterte ein wenig. »Wenn die Sonne weg ist, wird's richtig kalt.«

»Deinen Wein habe ich schon umgefüllt. Er steht im Dekantierer auf dem Tisch. Und im Kamin brennt ein Feuer. Trink einen Schluck und wärm dich auf, inzwischen mache ich die Suppe fertig.« Er gab ihr ein Glas Bergerac Sec und schaltete den Ofen ein. Dann löffelte er die Suppe in zwei

Schalen, legte die Brotscheiben hinein, streute den Käse darüber und schob die Schalen in den Ofen.

»Noch zwei Minuten«, sagte er, als er ins Wohnzimmer kam, wo Isabelle die bloßen Füße vors Feuer hielt und die Arme um sich geschlungen hatte. »Soll ich dir eine Decke bringen?«

»Nein danke, aber wenn ich deine Vliesjacke haben dürfte, nur, bis mir wieder warm geworden ist.«

Er holte die Jacke, legte sie ihr um die Schultern und sagte: »Ich weiß da noch etwas, das helfen könnte.« Er nahm sie in den Arm und fuhr ihr kräftig mit den Händen über den Rücken und bis hinunter zu den Schenkeln. Vom Kamin strahlte viel Hitze ab, und es war nicht kalt im Zimmer. Vielleicht hatte sie sich erkältet. Nach einem Kuss auf ihre Stirn, die sich an seinen Lippen ein wenig fiebrig anfühlte, sagte er: »Ich schlage vor, wir essen die Suppe gleich hier vorm Kamin.«

Nachdem er in der Küche noch einen Kessel Wasser aufgesetzt hatte, brachte er auf einem Tablett die beiden Suppenschalen aus der Küche ins Wohnzimmer. Der überbackene Käse schlug noch Blasen. Balzac saß auf Isabellas Schoß. Sie nahm ihre Schale in beide Hände, hob sie vors Gesicht und sog den Duft von Knoblauch, Thymian und Wildfond ein. Bruno holte die Gläser und den Dekantierer vom Esstisch, schenkte ein und stellte die Karaffe neben den Kamin, aber nicht zu nah ans Feuer. Fast gierig schlürfte Isabelle ihre Suppe und nahm dann den Löffel, um den Toast mit dem überbackenen Käse zu teilen.

»Mir geht's nicht gut, aber ich habe einen Bärenhunger«, sagte sie. »Den Wein, fürchte ich, werde ich kaum genießen können.«

»Um das herauszufinden, gibt's nur eins«, erwiderte er und reichte ihr ein Glas. »Möchtest du ein bisschen was vom Risotto? Wird gleich fertig sein.«

Sie nickte und drückte seine Hand. »Tut mir leid, wenn ich dir heute Abend keine gute Gesellschaft bin. Ich habe mich in der Höhle ziemlich unwohl gefühlt. Mir war zwar klar, dass du irgendwann kommen wirst, aber irgendwie hat mich dieser Ort schaudern lassen. Nicht, dass ich Angst gehabt hätte, aber mir war richtig unwohl. Als würde eine fremdartige Kraft auf mich einwirken. Etwas Böses wäre vielleicht zu viel gesagt, aber es war auf jeden Fall ziemlich irritierend.«

Bruno stocherte in der Glut und warf Isabelle einen fragenden Blick zu. Was sie sagte, hörte sich gar nicht nach Isabelle an. Und dass sie zaghaft oder gar ängstlich war, kannte er auch nicht an ihr.

»Schon immer sind Höhlen mit unheimlichen Kräften in Verbindung gebracht worden«, sagte er. »Ich finde es bemerkenswert, dass unsere frühzeitlichen Ahnen ihre Gemälde und Zeichnungen in Höhlen hinterlassen, aber selbst nie darin gewohnt haben.«

»Den Grund kann ich mir gut vorstellen«, erwiderte sie und zitterte wieder.

Er befühlte ihre Stirn. »Du hast Fieber. Vielleicht fühlst du dich deshalb ein bisschen angeschlagen.«

»Ja, ich bin nicht ganz auf dem Posten«, sagte sie. »Aber von deinem Risotto möchte ich trotzdem probieren. Übrigens, das Buch auf dem Tisch – liegt das dort, weil ich meinen Besuch angekündigt habe, oder liest du tatsächlich darin?«

Er warf einen Blick auf Jacques Préverts Gedichte, die sie ihm geschenkt hatte.

»Damit scheinen wir gemeint zu sein«, sagte sie und fuhr mit dem Finger über seinen Handrücken. »In seinem Gedicht über voneinander getrennt Liebende, in dem das Meer deren Fußabdrücke im Sand löscht.«

»Aber immerhin haben wir was zu essen«, entgegnete er und brachte die leeren Suppenschalen

in die Küche. Das Wasser, das er aufgesetzt hatte, kochte fast. Er goss es in eine Wärmflasche und legte sie im Schlafzimmer auf Isabelles Bettseite unter die Decke. Dann schwitzte er die Schalotten und den Knoblauch in einem Löffel Gänseeschmalz an und spülte das benutzte Geschirr und die Töpfe. Er schüttete eine Tasse Reis mit einer Prise Salz in die Pfanne, verrührte sie mit den inzwischen glasigen Schalotten. Als der Reis ebenfalls glasig gedünstet war, gab er die Pilze und einen Spritzer Wein hinzu und rührte, bis der Reis die Flüssigkeit aufgesogen hatte. Nach und nach mengte er den Entenfond unter und schließlich den Rest des Weins. Er wartete, bis der Reis aufgequollen und alle Flüssigkeit verdampft war, und probierte ein paar Körner, um zu sehen, ob sie gar waren. Das Risotto servierte er schließlich auf zwei vorgewärmten Tellern und kehrte damit ins Wohnzimmer zurück.

Sie schien zu dösen, regte sich aber, als er Holz nachlegte. Sie nahm ihren Teller entgegen, begann zu essen und gab anerkennende Laute von sich, die tief aus der Kehle kamen. Einen Moment später fragte sie: »Darf Balzac davon probieren?« Er nickte und brachte ihr einen Löffel. Sie reichte dem Welpen einen kleinen Happen, den er mit Vergnügen aufschlabberte.

»Ich habe für ihn eine Extraportion vorbereitet«, sagte Bruno. »Ohne Pilze. Ich gebe ihm schnell mal was davon in seinen Napf, damit er sich daran gewöhnt.«

Er ging in die Abstellkammer, wo seine Waschmaschine, die Tiefkühltruhe und der Schrank standen, in dem er unter anderem seine Jagdflinte und Munition aufbewahrte. Daraus holte er Gigis Futternäpfe hervor, die er tieftraurig am Tag seines Todes dort abgestellt hatte. Es war auch der Tag, an dem er Isabelle das letzte Mal gesehen hatte. Er wusch die Näpfe über der Küchenpüle aus und füllte den einen mit Wasser, den anderen mit einem Rest Risotto.

»Mir ist nicht mehr kalt, aber dafür bin ich umso müder«, sagte Isabelle, als beide, ein Glas Wein in der Hand, dem Hund beim Fressen zusahen. Als Balzac den Napf leergeschleckt hatte, brachte Bruno ihn in die Küche und legte ihn auf Gigis altes Kissen, nachdem er eine Zeitung darunter ausgebreitet hatte. Danach führte er Isabelle nach oben.

»Ich habe nur ein sehr romantisches Nachthemd dabei«, sagte sie auf dem Weg ins Badezimmer. »Es verspricht leider mehr, als ich heute Abend halten kann.«

»Versuch's hiermit.« Er reichte ihr eins seiner Rugbytrikots, das er in kalten Nächten statt eines Schlafanzugs trug.

»Perfekt«, sagte sie und verschwand. Als sie wieder auftauchte, war sie abgeschminkt und duftete nach Zahnpasta. Das Trikot reichte ihr bis über die Knie.

»Eine Wärmflasche! Wie lieb von dir«, sagte sie, als sie unter die Decke schlüpfte. Ihre Stimme klang schwach und müde. Als er sich zu ihr legte, schmiegte sie sich an ihn und war wenig später eingeschlafen. Er lauschte ihrem Atem und staunte über das Wohlgefühl einer Intimität, die ohne das erotische Verlangen, das er sonst in ihrer Gegenwart verspürte, noch intensiver zu sein schien.

Bruno wurde vom asthmatischen Knattern eines Motorrads in der Ferne geweckt. Sofort spürte er die fiebrige Wärme, die von Isabelles Bettseite ausstrahlte. Vorsichtig streckte er die Hand aus und ertastete sein Rugbytrikot, das nass von Schweiß war. Er warf einen Blick auf seine Uhr. Es war kurz vor sieben, Zeit aufzustehen, denn in Saint-Denis war heute Markttag. Er wusch sich Hände und Gesicht, zog Trainingsanzug und Turnschuhe an und ging in die Küche, um Wasser aufzusetzen. Balzac vergnügte sich mit der Zeitung, die unter seiner Decke gelegen hatte, und blickte von den Fetzen am Boden stolz zu seinem neuen Herrchen auf. Bruno ließ ihn durch die Vordertür nach draußen, wo er gleich den nächsten Baum ansteuerte und ausgiebig pinkelte. Er schien schon halbwegs stubenrein zu sein. Die kalte Morgenluft ließ Bruno frösteln; der Nebel war so dicht, dass er von dem nahenden Motorrad nur das Scheinwerferlicht sah. Er eilte die Auffahrt hinunter zur Straße, um den Fahrer zu bitten, den Motor abzustellen, bevor Isabelle von dem Knattern wach wurde.

»Ich habe sie gefunden«, rief ihm eine Stimme entgegen, die Bruno zu kennen glaubte, aber auf Anhieb nicht einordnen konnte. »Sie müssen sie zurückholen.«

Als der Fahrer den Helm vom Kopf nahm, sah Bruno Louis Junot vor sich, unrasiert und übernächtigt. Aber immerhin schien er nüchtern zu sein. Eine Alkoholfahne hatte er jedenfalls nicht.

»Ist es für einen Besuch nicht ein bisschen früh, Louis? Ich muss gleich zum Markt.«

»Es ist wegen Francette«, entgegnete Junot. »Ich weiß, wo sie sich aufhält, in dem schicken neuen Hotel dort hinten in Saint-Philippon, vor dem die Hubschrauber landen.«

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«

Junot schüttelte den Kopf. »Aber ich habe was in Ihrem Zimmer gefunden, im Papierkorb. Es steckte in zusammengeknülltem Geschenkpapier – eine Karte. Darauf stand: ›Wir treffen uns in Saint-Philippon.‹ Ich bin gestern Nacht gleich hin, und da war sie, aufgedonnert wie ein billiges Flittchen...«

»Sie ist achtzehn und kann tun und lassen, was sie will.«

»Ich muss aber mit ihr reden, Bruno. Sagen Sie ihr, es wird jetzt alles anders werden. Seit Sie bei uns waren, habe ich keinen Tropfen mehr getrunken, ehrlich. Das kann Ihnen Brigitte bestätigen.«

»Ich muss auf den Markt, Louis. Wir könnten uns kurz nach Mittag in der Mairie treffen, gemeinsam ins Hotel fahren und Francette fragen, ob sie zu einem Gespräch mit Ihnen bereit ist. – Also, ich muss jetzt wirklich gehen. Und Sie sollten sich ein wenig ausruhen.«

Junot biss die Zähne zusammen, als müsste er sich zusammenreißen, um nicht vor Wut oder Verzweiflung in Tränen auszubrechen.

»Fahren Sie nach Hause, Louis«, sagte Bruno freundlich. »Wir sehen uns später.«

Bruno sah ihm noch eine Weile nach und kehrte dann ins Haus zurück, um Kaffee zu machen. Während er durchlief, warf er einen Blick ins Schlafzimmer. Isabelle war von Junots Knatterkiste offenbar nicht geweckt worden und schlief immer noch. Bruno versorgte die Hühner und gab Balzac von Gigis Futterresten zu fressen, die er nicht hatte wegwerfen können. Er duschte, zog sich an und schrieb für Isabelle eine Nachricht, nachdem er ein frisches Rugbyhemd und frische Bettwäsche für sie aus dem Schrank geholt hatte. Dann fuhr er in die Stadt.

Der Samstagsmarkt von Saint-Denis war normalerweise eine recht bescheidene Veranstaltung und nicht einmal halb so groß wie der am Dienstag. Aber an diesem vorletzten Samstag vor Ostern

waren so viele Stände aufgebaut, dass die Kolonnaden und der Platz vor dem Bürgermeisteramt nicht ausreichten und noch fünfzig Meter der Hauptstraße in Beschlag genommen worden waren. Die Kundschaft war vor allem daran interessiert, Lammfleisch, Kapaune und ganze Fische für die Festtage vorzubestellen. Gute Geschäfte machten auch die Textilhändler, denn das Landvolk wollte sich für Ostern neu einkleiden. Am meisten hatten diejenigen zu tun, die Salat-, Zucchini- und Auberginensetzlinge verkauften. Die Auslagen erinnerten Bruno daran, dass er sich für das Wochenende vorgenommen hatte, seinen *potager* umzugraben und junges Gemüse zu pflanzen. Die Setzlinge, die er im Gewächshaus vorgezogen hatte, mussten ins Freie.

Nach einem ersten Rundgang über den Markt ging Bruno zu Alphonse an den Stand und fragte, wann er die Witwe erwarte, die die anglo-nubischen Ziegen züchtete. Gegen Mittag, bekam er zur Antwort. Alphonse zeigte auf eine große Kühlbox hinter seinem Stand. Zwei lange Hörner staken ein Stück weit daraus hervor, weshalb sich der Deckel nicht schließen ließ.

»Der Kopf liegt auf Eis«, sagte er. »Ich will nicht, dass er zu stinken anfängt und meine Kunden vergrault.«

Bruno kehrte in Fauquets Café ein, um wie immer seinen Morgenkaffee zu trinken, ein Croissant zu essen und einen Blick in die Zeitung zu werfen. Erleichtert stellte er fest, dass Saint-Denis von den Titelseiten verschwunden war. Ein Foto auf Seite fünf zeigte eine lange Besucherschlange vor dem Kartenschalter der Höhle, überschrieben mit den Worten: *Satan lädt nach Saint-Denis ein.*

»Gestern war mein bester Tag seit letzten August, und heute wird's wohl mindestens so voll werden«, sagte Fauquet, als Bruno ihm die Hand schüttelte. »Wenn es so weitergeht, kann mich der Teufel zu seinen Jüngern zählen.«

»Wahrscheinlich zieht die Journaille bald weiter, und der Rummel hört auf«, entgegnete Bruno. Er nahm den Baron beim Arm und führte ihn vor die Terrassenbrüstung über dem Fluss. Es war ein sonniger Frühlingstag, der Himmel nur leicht bewölkt. Auf dem Wasser folgte eine Reihe von Küken der Entenmutter wie ein Flottengeschwader aus der Zeit der Windjammer. Trotz der frühen Stunde herrschte auf der Brücke reger Verkehr. Offenbar fuhren schon etliche Touristen zur Gouffre hinaus. Am Kreisverkehr fiel ihm ein neues Schild ins Auge, darauf ein großer Pfeil mit der Aufschrift *Zur Teufelshöhle*. Bruno seufzte. Für Verkehrsschilder gab es Regeln. Dieses würde er entfernen müssen. Aber vielleicht sollte er damit warten, bis sich jemand beschwerte.

»Du weißt, ich habe mit den Jungen gesprochen, die von Marcel und Delaron zu diesem Unfug angestiftet worden sind«, sagte er.

»Ja, und ich weiß auch, dass vor ihnen andere in der Höhle waren.«

»Sehen wir davon einmal für einen Moment ab. Ich hoffe, du hast dir bei der Staatsanwaltschaft niemanden zum Feind gemacht. Es könnte nämlich sein, dass sie gegen euch vorgeht. Wenn dich dieser Graf Vexin beim Kauf der Höhle über den Tisch ziehen will, habt ihr ihm eine prima Steilvorlage gegeben.«

Der Baron lachte. »Vexin steckt doch selbst mit drin, von Anfang an. Um ihm meine Preisvorstellung schmackhaft zu machen, habe ich ihm ein bisschen Honig ums Maul geschmiert und gesagt, er als Marketingfuchs könnte doch dafür sorgen, dass viel mehr Besucher kommen. Das war an dem Tag, als die Geschichte von der toten Frau im Kahn in der Zeitung stand. Der Vorschlag, den Fall ein bisschen auszuschlachten, kam von ihm. Und es hat funktioniert. Er ist auf die Summe eingegangen, die ich verlangt habe, und jetzt sind alle glücklich und zufrieden.«

»Soll das heißen, du willst, dass dieser Satanismus-Blödsinn bei uns Fuß fasst?«, fragte Bruno empört. »Das könnte, wie der Bürgermeister richtig feststellt, schnell zu weit gehen. Am Ende

steht Saint-Denis als Teufelshochburg da.«

»Du übertreibst.«

»Hoffentlich. Wie dem auch sei, ich will wissen, wer vor den Jungen in der Höhle gewesen ist. Vexin vielleicht?«

»Das bezweifle ich«, erwiederte der Baron grinsend. »Er ist aus Paris. Wer so ein Ding dreht, muss sich hier bei uns gut auskennen oder zumindest Kontakte zu Einheimischen haben.«

»Wer weiß? Der andere Typ, mit dem du Mittag gegessen hast, dieser Foucher, wohnt im Schloss der Roten Komtesse. Er verwaltet das Anwesen, wie ich von Madame de la Gorce weiß, wird sich also in der Gegend auskennen. Außerdem ist mir zu Ohren gekommen, dass er irgendwie mit Vexin zusammenarbeitet.«

»Na schön, mag sein, dass Vexin diesen Coup lanciert hat. Aber warum regst du dich so auf?«

»Die Eindringlinge sind durch den Geheimgang eingestiegen«, erklärte Bruno geduldig. »Ich habe mir selbst ein Bild davon gemacht und weiß jetzt, dass es kein von Menschen gebauter Tunnel ist, sondern ein natürlicher Wasserweg. Jetzt frage ich mich, ob beziehungsweise wie viele andere solcher Stollen in die Gouffre hinein- oder herausführen.«

»Keine Ahnung. Ich war das letzte Mal als Kind in diesem Geheimgang, glaube aber, dass es da mehrere Seitengänge gab. Allerdings keiner, durch den ich hätte gehen können. Insgesamt ist die Höhle riesengroß. In Gänze erforschen könnte sie nur ein Team von Experten mit Seilen, Leitern und Stirnlampen.«

»Im Tal gibt es jede Menge Höhlenvereine. Hast du nie daran gedacht, den einen oder anderen einzuladen, damit sie sich mit dir die Grotte einmal genauer ansehen?«

Der Baron zuckte mit den Schultern. Brunos Vorschlag schien ihm nicht zu gefallen. »Du weißt doch, was mir mein Vater gesagt hat. Wir sollten das Geheimnis für uns behalten, für den Fall, dass wir diesen Fluchtweg noch einmal benutzen müssen.«

Bruno schüttelte energisch den Kopf. »Genau das ist das Problem. Es geht nicht mehr nur um uns – jetzt, wo du vorhast, die Höhle an Vexin zu verkaufen. Ihm ist zuzutrauen, dass er alles der Öffentlichkeit zugänglich macht, um so viel wie möglich aus seiner Investition herauszuschlagen. Erst knöpft er den Besuchern Geld für den Eintritt in die Teufelshöhle ab und verlangt dann noch eine Extragebühr von denen, die auch den Stollen sehen wollen, in dem die Résistance ihre Waffen versteckt hat. Ist es das, was du willst? Oder was dein Vater gewollt hätte?«

»Putain, tu me casses les couilles«, fluchte der Baron. »Lass meinen Vater aus dem Spiel. Warum konzentrierst du dich nicht auf die Suche nach denen, die vor den Kindern in der Höhle waren?«

Er machte auf dem Absatz kehrt und ging davon. Es war das erste Mal, dass Bruno mit seinem Freund so heftig gestritten hatte. Er fragte sich, ob das Interesse des Barons an Béatrice womöglich der Grund war, weshalb er mit Vexin ins Geschäft zu kommen versuchte. Die Frage, warum er Béatrice in der *auberge* besuchte, hatte Bruno schon zu einem früheren Zeitpunkt auf der Zunge gelegen. Jetzt war er froh, sie nicht gestellt zu haben.

»He, Bruno«, rief Julien, der gerade in einem Pulk von Männern das Café verließ und auf die Mairie zusteuerte. »Der Bürgermeister hat eine Sitzung einberufen und auch Pater Sentout dazu geladen. Es scheint, er wird grünes Licht für den Exorzismus geben.«

Bruno kehrte in Fauquets Café zurück, wo der Journalist von *Paris Match* immer noch an seinem Tisch in der Ecke saß. Er hatte *Le Figaro* und *Le Monde* zur Seite gelegt und blätterte nun in der Finanzzeitschrift *Les Echos*.

»Hallo, Gilles! Was machen Ihre Recherchen über die tote Frau?«, fragte Bruno und setzte sich ihm gegenüber.

»Ich bin mir fast sicher, dass ich weiß, wer sie ist. Die Bestätigung müsste im Laufe des Tages eintreffen«, antwortete Gilles, sichtlich mit sich zufrieden. »Hollywood hängt neun Stunden zurück, also irgendwann heute Abend.«

»Hollywood?« Damit hatte Bruno nicht gerechnet. »Apropos, Showbusiness gibt es auch bei uns. Ich war eben bei einem Treffen im Bürgermeisteramt mit Pater Sentout. Für Montagmorgen um zehn Uhr ist eine Teufelsaustreibung in der Höhle geplant. Sie sind der erste Außenstehende, der davon erfährt.«

»Ist die Veranstaltung öffentlich, und wird die Presse eingeladen?« Gilles packte ein Notebook aus und schaltete es ein.

»Ja und nochmal ja«, antwortete Bruno. »Wie kommen Sie an Ihre Informationen?«

»Über Twitter und Internetrecherchen.«

»Erzählen Sie mir von Hollywood.«

»Gleich«, erwiderte Gilles und tippte auf der winzigen Tastatur herum. »Besorgen Sie sich doch inzwischen einen Kaffee. Wollen wir zusammen Mittag essen?«

Bruno schüttelte den Kopf und dachte an sein Versprechen gegenüber Junot. »Die Pflicht ruft«, sagte er und ging an die Theke. Gilles tippte immer noch auf die Tasten, sprach aber gleichzeitig in das Mikro eines kleinen Headsets am Ohr. Schließlich klappte er das Notebook zu, legte das Headset ab und winkte Bruno zu sich.

»Ich schlage einen Deal vor«, sagte er. »Ich nenne Ihnen den Namen unter der Bedingung, dass kein Dritter davon erfährt, bis ich meine Story veröffentlicht habe. Wahrscheinlich noch heute Abend. Einverstanden?«

Bruno nickte.

»Setzen Sie sich neben mich und stecken Sie den Knopf ins Ohr.« Gilles räumte seine Sachen von der Bank, um Bruno Platz zu machen, und rief dann ein Video auf.

»Ist sie das?«

Auf dem Bildschirm war eine attraktive Blondine mit nacktem Oberkörper zu sehen. Sie hatte die Augen geschlossen, schaukelte auf und ab und stöhnte. Zwei Männerhände griffen von unten an ihre Brüste. Sie öffnete die Augen und starrte gierig in die Kamera, hob eine der Hände an ihren Mund und lutschte an den Fingern.

»Mon Dieu«, murmelte Bruno. »Sie ist es. In einem Pornofilm.«

»Softporno aus den neunziger Jahren. Keine Schamhaare, keine Genitalien, keine Penetration. Alles halb so wild. Im Vorspann wird ihr Name mit Athénaïs de Bourbon angegeben, was wahrscheinlich ein Künstlername ist. Hier ist sie wieder.«

Er lud ein anderes Video hoch. Bruno hörte amerikanische Dialoge, sehr schnell gesprochen, und dann war ein komfortabel eingerichtetes Wohnzimmer zu sehen, in dem drei teuer gekleidete Frauen an einem Couchtisch saßen und Martini tranken. Eine von ihnen war die Frau aus dem Pornofilm.

»Sie hatte eine kleine Rolle als Französischlehrerin in einer Seifenoper, die einmal sehr populär war. Verwechslung ausgeschlossen, denn sie führte denselben Künstlernamen. Ich nehme an, mit ihrer Schauspielerei ging es nicht mehr weiter, und sie musste Pornos drehen, um ihre Rechnungen zu bezahlen.«

Gilles spielte den Streifen noch einmal ab und hielt ihn in einem Moment an, in dem die Darstellerin mit geöffneten Augen und geschlossenem Mund relativ normal aussah. Dann

vergrößerte er den Ausschnitt des Gesichts. Bruno starre fasziniert auf den Monitor.

»Ich habe herausgefunden, wer ihr damaliger Agent war, aber der ist inzwischen ebenfalls gestorben. Ein Kollege von ihm, mit dem ich gesprochen habe, sagte, er habe sie seit Jahren nicht gesehen. Er will aber am Morgen, kalifornische Zeit, also in ein paar Stunden, ins Büro gehen und in den Personalakten nachschauen. Darin müsste ihr tatsächlicher Name registriert sein, unter dem sie gemeldet war.«

»Wenn Sie eine Green Card hatte, ist auch ein Fingerabdruck von ihr darauf abgebildet. Sorgen Sie bitte dafür, dass eine Kopie davon an diese Nummer gefaxt wird.« Bruno reichte ihm seine Karte. »Und vielleicht lässt sich auch herausfinden, bei welchem Zahnarzt sie in Behandlung war. Von dem brauchen wir ihre Patientenakte.«

Junot konnte nicht stillsitzen. Er hockte neben Bruno in dessen Transporter und knabberte an seinen Fingernägeln. Mit den Füßen schien er immer wieder auf imaginäre Gas- oder Bremspedale zu treten. Dabei redete er unablässig, stellte Fragen und wollte sich dies und jenes bestätigen lassen. Bruno ließ ihn gewähren und antwortete gelegentlich, wenngleich so unbeteiligt wie ein Hundebesitzer, der seinen allzu lange im Haus eingeschlossenen Hund laufen lässt, indem er Stöckchen wirft. Ja, die *auberge* sei eine sehr vornehme Adresse, eine Anstellung im Hotel habe durchaus Zukunft. Na klar, inklusive Aufstiegsmöglichkeiten. Doch, doch, sie werde bestimmt wieder zur Familie zurückkehren; Blut sei schließlich dicker als Wasser. Aber die Träume einer gelangweilten, unglücklichen jungen Frau waren, wie Bruno dachte, wahrscheinlich noch zwingender.

Doch das behielt er für sich. Im Geiste sah er immer wieder das Bild der Frau mit den nackten Brüsten, die in die Kamera starrte und an den Fingern eines Fremden lutschte. Und ein zweites Gesicht kam ihm in den Sinn, das der Witwe Venturin mit dem entsetzten Blick auf den fast tiefgefrorenen Kopf eines Ziegenbocks, den sie Odysseus gerufen hatte.

Sie hätte den Bock niemals verkaufen dürfen, hatte sie geklagt, als sie sich vor Alphonse' Marktstand begegnet waren. Aber der arabische Monsieur habe so verzweifelt gewirkt und ihr geschildert, wie sehr sich seine schwangere Frau nach einem Gericht aus ihrer kabylischen Heimat sehne, einer Suppe aus Ziegenrippchen.

Madame Venturin beschrieb ihren Kunden als mittelgroßen Mann mit dunklen Haaren und blasser Haut. Möglich, dass er einen Schnauzbart hatte. Aufgefallen waren ihr seine blitzblank polierten Schuhe mit Lochmuster. Nein, sie habe den Monsieur noch nie vorher gesehen, und er sei zu ihr auf den Markt in Sarlat gekommen, auf Empfehlung, wie er sagte, weil er gehört hatte, dass sie eine Ziege zu verkaufen habe. Er sei in einem großen schwarzen Wagen mit Pferdeanhänger bei ihr auf dem Hof vorgefahren und habe bar bezahlt, mit Scheinen, die frisch aus der Druckerpresse gekommen zu sein schienen.

An welchem Tag der arabische Monsieur auf dem Markt gewesen sei, hatte Bruno wissen wollen. Mittwoch, hatte Madame Venturin geantwortet und hinzugefügt, sie erinnere sich deshalb so genau, weil sie am Mittwoch ihren Käse immer unter den Kolonnaden verkaufe. Der Kunde habe den Bock am späten Nachmittag auf ihrem Hof abgeholt. Bruno war beeindruckt. Am Mittwoch hatte die Nachricht von der toten blonden Frau in der Zeitung gestanden, und schon in der Nacht darauf war der Schwindel in der Grotte inszeniert worden – eine beachtliche Leistung, die Bruno unter anderen Umständen bewundert hätte.

»War meine Tochter die ganze Zeit im Hotel?«, fragte Junot jetzt.

Bruno zuckte mit den Achseln. »Bis heute früh, als Sie mich geweckt haben, hatte ich keine Ahnung, dass sie nicht mehr bei Ihnen wohnt.«

»Immerhin ist es nicht weit bis zu unserem Hof. Selbst wenn sie dort bleiben sollte, kann sie immer mal auf einen Sprung bei uns vorbeikommen.«

»Irgendwann werden Kinder flügge und verlassen das Nest«, entgegnete Bruno. Aber dann fiel ihm ein, dass Junot selbst den elterlichen Hof nie verlassen hatte und von seiner Tochter womöglich erwartete, dass sie ihn übernehmen würde, um ihn später an ihre Kinder weiterzugeben. Doch selbst im Périgord, wo Tradition großgeschrieben wurde, zog es immer mehr junge Menschen in die Städte. Und nach dem, was Bruno über Francette gehört hatte, konnte er sich kaum vorstellen, dass sie bereit war, den armseligen Betrieb ihrer Eltern zu übernehmen.

»Hat Ihr Besuch einen bestimmten Grund, oder wollten Sie nur mal vorbeischauen?«, fragte Béatrice, die ins Foyer geeilt kam, kurz nachdem Bruno sich bei Cécile am Empfangsschalter angemeldet hatte. »Nach der großen Gesellschaft gestern Abend sind wir leider immer noch mit Aufräumen beschäftigt.« Ihr Blick fiel auf Junot, der in seiner verdreckten Kluft wie ein Wilderer aussah.

»Darf ich vorstellen? Das ist Monsieur Louis Junot aus Saint-Denis. Er glaubt, dass seine junge Tochter Francette bei Ihnen wohnt, und möchte sich vergewissern, dass es ihr gutgeht. Er würde sie gern wieder zu sich nach Hause holen, aber ich habe ihm gesagt, dass die Entscheidung allein bei ihr liegt.«

Béatrice musterte Junot kühl. »Das ist also der Mann, der Frau und Tochter schlägt.« Auch ohne sich umzudrehen, spürte Bruno förmlich, wie Junot die Fäuste ballte, und legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm.

»Warum erlauben Sie Monsieur Junot höflicherweise nicht einfach, seine Tochter zu sehen.«

»Wäre es nicht höflicher gewesen, mir Ihren Besuch telefonisch anzukündigen?«, gab Béatrice zurück.

Bruno zog sein Handy aus der Tasche und zeigte ihr die Anrufliste. »Wie Sie sehen, habe ich Sie heute Morgen schon zweimal anzurufen versucht. Ich kann nichts dafür, wenn Ihr Handy ausgeschaltet ist.«

Sie senkte den Blick in gespielter Zerknirschung. »Verzeihen Sie, aber ich hatte heute früh viel zu tun. Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich bei der Begegnung von Vater und Tochter dabei bin? Nein? Dann kommen Sie doch bitte mit in mein Büro.«

Sie bat Cécile, Francette zu rufen, und ging voran zu einer kleinen, aber gut sortierten Bar mit einer holzvertäfelten Sitznische, in der es nach teuren Zigarren roch. Daneben führte eine Tür in einen großen Bürroraum, wo zwei schwarzgekleidete junge Frauen vor Computern saßen. Hinter einer weiteren Tür befand sich Béatrice' Büro, das mit Orientteppichen ausgelegt war. Vor einem modernen Schreibtisch standen zwei einfache Stühle, auf die sie Bruno und Junot Platz zu nehmen bat, doch Bruno wollte lieber stehenbleiben.

»Laut Ihrem Personalausweis ist Ihre Tochter volljährig und kann darum selbst bestimmen, wo sie arbeiten und wohnen will«, wandte sich Béatrice an Junot. Der kaute an seiner Unterlippe und schaute hilfesuchend zu Bruno auf, der ihm aufmunternd zunickte.

Es dauerte nicht lange, und Francette kam zur Tür herein. Sie übersah die zaghafte ausgestreckte Hand ihres Vaters und stellte sich, von Béatrice herangewinkt, hinter den Schreibtisch. Sie wirkte so ganz anders als die ordinär geschminkte Supermarkt-Kassiererin, an die sich Bruno erinnerte. Jetzt waren ihre Haare professionell gestylist, das Make-up dezent. Sie schien sich auch anders zu bewegen, und das schwarze Seidenkleid, das sie trug, stand ihr ausgesprochen gut. Obwohl sie ein bisschen müde wirkte, war sie hübsch wie nie zuvor.

»Bonjour, Francette«, grüßte Bruno. »Wie geht's?«

»Ça va«, sagte sie. »Schön, Sie zu sehen, Bruno.« Sie lächelte und streckte ihm ihre Hand entgegen. Sogar ihre Stimme hatte sich verändert; sie klang tiefer und voller. Außerdem sprach sie langsamer.

»Mir wurde gesagt, mein Vater will wissen, wie es mir geht«, fuhr sie zögernd auf ein Zeichen von Béatrice hin fort. »Wie Sie sehen, geht es mir prima. Ich habe hier einen guten Job und will auf keinen Fall nach Hause zurück – nicht zu einem Vater, der mich und meine Mutter immer wieder schlägt. Nie und nimmer«, sagte sie entschieden, ohne ihren Vater auch nur eines Blickes zu würdigen. »Für was er uns angetan hat, gehört er hinter Schloss und Riegel. Ich kann nur

hoffen, meine Mutter bringt den Mut auf, ihn zu verlassen. Kann ich jetzt gehen?«

»Es tut mir leid«, murmelte Junot händeringend. »Aber ich habe mich gebessert. Deine Mutter wird es dir bestätigen. Ich habe seit Tagen keinen Tropfen mehr getrunken. Was passiert ist, tut mir wirklich sehr leid. Du fehlst uns so.«

»Ich werde schon noch früh genug mit meiner Mutter reden, aber ohne dich.« Sie klang nicht verärgert, aber kalt und unpersönlich.

»Denk doch noch einmal darüber nach«, flehte Junot mit brüchiger Stimme. »Frag deine Mutter. Sie wird dir sagen, dass ich mich verändert habe.« Er stockte mit offenem Mund, als wollte er noch etwas sagen, fände aber keine Worte. Hilfesuchend blickte er zu Bruno hinüber und erklärte dann unvermittelt: »Die Kartoffeln sind gesetzt.«

Béatrice unterdrückte ein Schmunzeln und sagte zu Bruno: »Damit wäre wohl alles gesagt.«

»Danke Ihnen beiden, dass Sie sich Zeit für uns genommen haben«, erwiederte Bruno.

»Machen Sie Monsieur Junot bitte klar, dass wir ihn hier nicht mehr sehen wollen. Wenn er trotzdem aufkreuzt, werde ich Sie rufen und ihn von Ihnen abführen lassen«, sagte Béatrice.

»Verstehe.« Bruno wandte sich an Francette. »Es wäre schön, wenn Sie wieder einmal zum Tennisclub kämen. Als Sie noch bei mir Unterricht hatten, waren Sie eine ziemlich gute Spielerin.«

Junot wollte noch etwas sagen, wurde aber von Bruno am Arm zur Tür geführt. Der Alte konnte sich kaum auf den Beinen halten. Es schien, als habe er alle Willenskraft verloren. Als sie wieder im Transporter saßen, musste Bruno ihn auffordern, den Gurt anzulegen.

»Mehr kann ich für Sie nicht tun, Louis«, sagte er. »Und das Gesetz auch nicht. Ihre Tochter ist erwachsen und hat ihren Standpunkt deutlich zum Ausdruck gebracht. Falls Sie tatsächlich ins Hotel zurückkehren und ich gerufen werde, um Sie abzuholen, gibt's Ärger. Haben wir uns verstanden?«

Junot sagte während der ganzen Fahrt zurück nach Saint-Denis kein einziges Wort. Mit hängenden Schultern und gesenktem Kopf saß er auf dem Beifahrersitz und hielt sich die Hand vor die Augen. Als Bruno an einer Kreuzung anhielt und nach links und rechts schaute, sah er Tränen auf den unrasierten Wangen schimmern.

Bruno hatte Junot in Saint-Denis abgesetzt und die Seitenscheiben seines Transporters heruntergekurbelt, um den säuerlichen Körpergeruch des Alten verfliegen zu lassen. Auf dem Heimweg fragte er sich, wie es Isabelle wohl gehen mochte. Sie war nicht an ihr Handy gegangen, als er sie vom Markt aus anzurufen versuchte. Als er um die Ecke bog, sah er sie neben dem Küchenfenster in der Sonne sitzen, ein Glas vor sich auf dem Tisch und den Welpen zu ihren Füßen. Sie legte ein Buch nieder und winkte, als sie den Transporter kommen sah. Balzac rannte ihm entgegen. Bepackt mit einem Hähnchen und Gemüse, Käse und frisch gebackenem Brot vom Markt, beugte sich Bruno über Isabelle, um ihr einen Kuss zu geben, während er gleichzeitig Balzac abwehrte, der zur Tüte mit dem Hähnchen hochsprang.

»Ich fühle mich schon viel besser«, sagte sie. »Zum Frühstück habe ich den Rest der Zwiebelsuppe gegessen und mich anschließend vor deinen Computer gesetzt. Du solltest dir ein anderes Passwort für dein Modem ausdenken. Gigi und dein Geburtsdatum sind zu einfach. Und was du da mitgebracht hast, kann gleich in den Kühlschrank. Ich habe uns für heute Abend einen Tisch im Vieux Logis reservieren lassen. Ich bezahle. Beziehungsweise: Das Ministerium bezahlt. Denn was ich an Tagesspesen zur Verfügung habe, müsste locker reichen.«

Daran zweifelte Bruno, der die Preise in diesem Edelrestaurant kannte. Er gab ihr noch einen

Kuss, lächelte dankbar und brachte das Hühnchen in seine Vorratskammer, in der es ausreichend küh� war und das Fleisch noch eine Weile abhängen konnte.

»Ich habe mich außerdem ein wenig über deinen Grafen schlaugemacht. Ein sehr geschätzter, wichtiger Mann, dieser Vexin, wie es scheint. Früher hieß er de la Gorce. Sagt dir das was?«

»So heißt die Schwester der Roten Komtesse.«

»Richtig. Und er ist ihr Enkel. Als Absolvent der ENA unterhält er beste Beziehungen zur Politik.«

Obwohl die *École Nationale d'Administration* pro Jahr nur rund hundert Absolventen hervorbrachte, waren fast alle Vorstandsvorsitzenden größerer Unternehmen *Énarques*, wie die Ehemaligen genannt wurden, außerdem zwei Präsidenten und ein halbes Dutzend Premierminister. Der Graf war nach dem Abschluss seines Studiums der *Inspection Générale des Finances* beigetreten, anschließend nach Deutschland gegangen, um für den europäischen Luft- und Raumfahrtskonzern EADS zu arbeiten, und hatte schließlich ein eigenes Finanzunternehmen gegründet.

»In dem Zusammenhang habe ich von ihm gehört«, führte Isabelle weiter aus. »Er steht auf der Liste bedeutender Persönlichkeiten meines Ministeriums, und zwar nicht wegen seines Geldes, sondern weil er ein Fachmann für Verteidigungsfragen ist. Er hat sich in etliche kleinere Rüstungsbetriebe und Elektronikfirmen in ganz Europa eingekauft, sie rationalisiert, zusammengelegt und an die Börse gebracht. Schließlich hat er sie für eine astronomische Summe verkauft.«

»Wieso engagiert er sich dann für ein Bauprojekt in der Provinz?«

»Tja, jetzt wird's interessant«, antwortete sie. »Der Graf hatte 2006 einen Hedgefonds gegründet, mit dem er anfangs sehr erfolgreich Immobiliengeschäfte in Paris, London und Brüssel finanzierte. Doch dann verließ ihn das Glück. Schon im Jahr darauf geriet der amerikanische Hypothekenmarkt in Schwierigkeiten. Er brach bald zusammen, und der Graf verlor eine Menge Geld. Anschließend versuchte er es wieder mit dem, was er am besten konnte, mit Beteiligungsgeschäften in der Rüstungsindustrie. Nebenbei spekulierte er weiter mit Immobilien.«

»Diese Ferienanlage ist doch Kleinkram für jemanden wie ihn«, sagte Bruno.

»Vergiss nicht das Rote Château und die Großmutter«, entgegnete Isabelle und erinnerte daran, dass sich Vexin in der Gegend gut auskannte. Mit dem Hotel, in das man sie am Vorabend nicht hineingelassen hatte, verfolgte Vexin das Ziel, seine Beziehungen zu Wirtschaft und Politik zu pflegen und mit Geschäftspartnern ein diskretes Gläschen zu trinken.

»Für mich ist das plausibel«, sagte Isabelle. »Ich habe ein paar Unterlagen zusammengestellt. Eigentlich wollte ich sie dir gleich mailen, aber dann fiel mir ein, dass es ratsam wäre, vorher noch ein paar Nachforschungen anzustellen. Wenn sein Name in unseren Unterlagen und auf den Listen sicherheitsgeprüfter Personen des Verteidigungsministers auftaucht, will der Brigadier wissen wollen, warum ich Informationen über ihn sammle.«

»Sind deine Informationen für jedermann im Internet zugänglich?«

»Zum großen Teil, ja. Das hier zum Beispiel findest du über Google.« Sie öffnete ein weiteres Fenster und rief eine Seite aus dem Magazin *Gala* mit Fotos von berühmten Persönlichkeiten auf.

»Hier haben wir unseren Grafen. Du hast recht, er sieht gut aus, und die beiden Damen an seiner Seite schmücken ihn zusätzlich. Aber schau dir den da an, der ihm seinen Arm um die Schultern legt.«

Bruno stieß einen Pfiff aus. »Das ist doch der Sohn des Präsidenten!« Sein Blick aber blieb an einer der beiden Frauen hängen. Es war Eugénie in einem tief ausgeschnittenen Kleid, die nicht

namentlich genannt, sondern nur als »Freundin« bezeichnet wurde.

»Sein Sohn aus erster Ehe. Sie feiern den neuen Airbus, was wiederum belegt, dass der Graf mit der EADS verbandelt ist. Und jetzt sieh dir das an...«

»Augenblick«, sagte Bruno und zeigte auf Eugénie. »Ist das nicht die Krankenschwester aus dem Roten Château?«

Isabelle schmunzelte zufrieden. »Doch, doch. Ich wollte dich nur auf die Probe stellen. Du hast sie bestanden.«

»Und was wolltest du mir noch zeigen?« Er spürte, dass er rot geworden war.

»Erinnerst du dich an die Limousine mit dem Diplomatenkennzeichen aus dem Libanon? Ich habe nach einer Verbindung zum Grafen gesucht und herausgefunden, dass er im Libanon ein Haus hat. Und eine weitere Investmentfirma. Sein Partner in dieser Firma ist – *ta-da!* – der Sohn des libanesischen Verteidigungsministers. Das Foto ist aus dem *OK! Magazine* für die Golfregion, aufgenommen auf einer Party in Dubai.«

»Hättest du nicht im Bett liegen und heiße Zitrone trinken und ein Aspirin nehmen sollen?«, fragte er.

»Ich musste aufstehen. Die Laken und das Rugbytrikot waren durchgeschwitzt und mussten in die Waschmaschine. Ich glaube, ich habe mein Fieber ausgeschwitzt. Ich habe deinen ganzen Orangensaft und jede Menge Mineralwasser getrunken.«

»Wie komme ich an nähere Informationen über seine Investmentfirma in Luxemburg heran?«

»Gar nicht. Informationen darüber sind öffentlich nicht zugänglich. Und wir bekommen keinen Zugang zu den Luxemburger Daten, solange wir keine Beweise für eine Straftat vorlegen, für Steuerhinterziehung etwa. Und in diesem Fall würden die Sonderermittler des Finanzministeriums tätig werden. Und vergiss nicht, Vexin war zu Anfang seiner Karriere *inspecteur de finances*. Seine Bücher werden sauber sein, zumindest die, an die wir herankommen.«

»Worauf könnten wir denn einigermaßen problemlos zugreifen?«

»Auf Strafakten, Steuerbescheide oder alte Unterlagen der *Renseignements Généraux*, aber darin geht's vor allem um politischen Extremismus, und damit hat der Graf bestimmt nichts zu tun. Die wirklich interessanten Dinge finden sich in den Akten des Verteidigungsministeriums, und wenn ich darin Einblick nehmen will, schrillen bei denen die Alarmglocken. Aber vielleicht lässt sich der Brigadier dafür interessieren, die Goldjungen vom Hôtel de Brienne unter die Lupe zu nehmen.«

Bruno dachte an das beeindruckende Gebäude des Verteidigungsministeriums an der Rue Saint-Dominique in Paris gleich neben der Grabstätte Napoleons im Invalidendom. Als ehemaliger Soldat fühlte er sich diesem Ort verbunden, und es widerstrebe ihm, dem Innenministerium dabei zu helfen, seinen ehemaligen Dienstherrn in Verlegenheit zu bringen.

»Das Beste habe ich mir bis zum Schluss aufgehoben«, sagte Isabelle. »Ich habe mir noch die anderen vorgenommen, die an unserem Bauprojekt beteiligt sind, nämlich Eugénie und Foucher. Schau dir das an.«

Sie öffnete ein neues Fenster, worin eine Seite der *New York Times* vom November 2007 mit der Meldung aufmachte, dass der französische Staatsbürger Lionel Joseph Foucher für schuldig befunden worden sei, gegen das Verbot von Insiderhandel verstößen zu haben. Das Strafmaß belief sich auf vierhunderttausend Dollar Bußgeld plus sechs Monate Haft auf Bewährung; außerdem wurde ihm verboten, weiterhin Treuhändergeschäfte zu tätigen.

»Was heißt das?«, fragte Bruno.

»Er ist vom Börsenhandel in den USA ausgeschlossen. Interessant ist, dass er für das New Yorker

Büro des Grafen gearbeitet hat. Und jetzt leitet er eines seiner Unternehmen in Europa. Die beiden bilden offenbar eine feste Seilschaft. Ich habe unserem Verbindungsman am Konsulat in New York eine E-Mail geschickt und ihn gebeten, mir die vollständigen Prozessakten zukommen zu lassen. Dafür wird sich auch der Brigadier interessieren.«

»Ich bin dir sehr dankbar. Wie kann ich mich erkenntlich zeigen? Du hast dir eine Belohnung verdient.«

»Ganz meine Meinung.« Sie grinste breit. »Wie wär's damit, die Wäsche reinzuholen und das Bett zu beziehen. Wir könnten dann testen, ob die Laken wirklich trocken sind. Dein Rugbyhemd brauche ich dafür nicht.«

Sie hatten gerade den Hauptgang beendet – Lammbraten und dazu gedünstete, geschälte und mit einer Gabel zerdrückte rote Paprika, die mit ein wenig feingehackten Oliven abgeschmeckt waren –, als Brunos Handy vibrierte. Im Display stand Gilles’ Nummer. Bruno trank noch den letzten Schluck eines Grand Millésime Château de Tiregand, entschuldigte sich bei Isabelle und verließ den Speisesaal, um die anderen Gäste nicht zu stören. Noch wichtiger war es ihm allerdings, den Chefkoch nicht zu brüskieren, der ihnen ein vorzügliches Gericht vorgesetzt hatte. Das Fleisch stammte von einem Milchlamm der legendären Farm der Brüder Greffeuille aus Aveyron. Die Mutterschafe gehörten ausnahmslos der Lacaune-Rasse an, aus deren Milch der berühmte Roquefort-Käse hergestellt wurde. Gekreuzt mit Berrichon-Widdern brachten sie jene weißen Lämmer hervor, denen die besten Restaurants Frankreichs das Prädikat AAA verdankten. Die Auszeichnung *l’Agneau Allaiton d’Aveyron* wurde ebenso streng gehütet wie die *appellation contrôlée* großer Weinanbaugebiete.

»Was gibt’s Neues aus Hollywood?«, fragte er Gilles gereizt.

»Die schlechte Nachricht ist, dass es von der Frau keine weiteren Unterlagen gibt. Aber die Sekretärin ihres Agenten lebt noch, und das ist die gute Nachricht. Sie erinnert sich an Athénaïs und ihren Versuch, zwei Filmideen oder Treatments zu verkaufen. Eines hat die Rote Komtesse zum Thema, die angeblich ihre Großmutter ist, das andere skizziert einen Horror- und Liebesfilm über Ludwig XIV. und seine Mätresse, Madame de Montespan. Athénaïs soll behauptet haben, deren Nachfolgerin in direkter Linie zu sein und deshalb tatsächlich unter anderem den Namen Athénaïs de Bourbon führen zu dürfen.«

»Aber die Filme wurden nicht gedreht, wenn ich richtig verstehе.«

»Die ›Rote Komtesse‹ war von Anfang an chancenlos. Hollywood ist an kommunistischen Heldinnen nicht interessiert. Das andere Projekt der ›Royal Mistress‹ – so der Arbeitstitel – hat sie eine Weile finanziell über Wasser gehalten und wäre fast in Produktion gegangen. Gescheitert ist das Ganze letztlich daran, dass sie darauf bestand, die Titelrolle zu spielen. Die Sekretärin ließ durchblicken, Athénaïs sei von ihrer Vorfahrin wie besessen gewesen und habe allen Ernstes behauptet, als lebende Reinkarnation der Montespan könne nur sie selbst die Titelrolle spielen.«

»Wann werden Sie damit an die Öffentlichkeit gehen?«

»Montagmittag, mit den Fotos, die ich Ihnen gezeigt habe. Eine tolle Story. Selbstmord einer gescheiterten Schauspielerin, im Verlauf einer Neuinszenierung der schwarzen Messe ihrer berühmten Ahnin. Ich lasse Ihnen ein Foto zukommen, zur Erinnerung an sie. Wir sehen uns dann morgen«, sagte Gilles und beendete das Gespräch.

Bruno rief Jean-Jacques an, um ihm den Namen der Toten und Einzelheiten ihrer Biografie mitzuteilen, schilderte kurz seinen Deal mit *Paris Match*, dann kehrte er an den Tisch zurück und berichtete Isabelle, das Rätsel der toten Frau sei gelöst.

»Damit steht fest, dass man uns im Roten Château belogen hat. Unsere Tote war die Enkelin der Roten Komtesse. Sie müssen sie auf dem Foto, das ich Ihnen gezeigt habe, wiedererkannt haben.«

»Ich sollte den Brigadier anrufen, will aber nicht wieder das Essen unterbrechen«, sagte sie. »Ich werde mich morgen bei ihm melden. Ludwig XIV., schwarze Messen, ein aristokratischer Pornostar, unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen... das wird ihm gefallen. Und die Presse schlägt Purzelbäume.«

Bruno hatte gerade eine Auswahl an wunderbaren Käsesorten probiert, als sich sein Handy wieder meldete. Es war eine SMS mit Anhang von Gilles. Er öffnete ihn und sah den Ausschnitt von

Athénaïs mit bloßen Schultern und offenen Augen. Er reichte Isabelle sein Handy und sagte: »Das ist sie, eine der vorzeigbaren Aufnahmen von ihr.«

»Ein seltsamer Gesichtsausdruck, irgendwie gezwungen.«

»Sie simuliert Lust«, erklärte er grinsend. »In echt sah sie dabei wahrscheinlich anders aus.«

Isabelle klappte das Handy zu und gab es ihm zurück. »Das Dessert ist schon bestellt«, sagte sie. »Ich weiß, du wirst es mögen. Pannacotta mit Trüffeln.«

»Um das alles abzuarbeiten, werde ich wohl einen ganzen Marathon laufen müssen.«

»Von dir und Jean-Jacques bekomme ich ständig zu hören, dass ich zunehmen soll. Ich befolge nur euren Rat. Übrigens muss ich morgen Abend wieder in Paris sein, und dann gibt's nur noch Pizza, Nudeln und Fertiggerichte für mich. Das Essen hier und deine Kochkünste werden mir fehlen.«

»Und du wirst mir fehlen«, entgegnete er. »Die Zeit scheint immer zu rasen, wenn du hier bist.«

»Du musst mir regelmäßig SMS schicken und mir schreiben, wie es Balzac geht, und Fotos von ihm schicken. Sag ihm, ich erwarte, dass er sich zu einem Trüffelhund mausert, damit du mir diese Pannacotta demnächst selbst zubereiten kannst.«

»Wann fährt dein Zug?«

»Um elf von Le Buisson. In Libourne nehme ich dann den TGV nach Paris. Ich werde kurz vor vier ankommen, hätte also noch Zeit, die Waschmaschine laufen zu lassen und die Wohnung aufzuräumen, bevor ich mich mit einem Teller Nudeln ins Bett verziehe. Nächste Woche muss ich wieder ins Krankenhaus für eine plastische Korrektur des Schenkels.«

»Wo ich mich doch gerade in die Narbe verliebt habe...«

»Ich weiß«, sagte sie und lächelte in Erinnerung an den Nachmittag. »Die Narbe bleibt, aber der Krater muss weg. Nach der OP kann ich vier Wochen bezahlten Urlaub nehmen, weil ich mir die Verletzung in Ausübung meines Dienstes zugezogen habe.«

»Du bist hier herzlich willkommen.«

»Danke, aber ich würde dich nur stören, und für mich wäre es, als würde ich bei dir einziehen. Und das möchte ich nicht.« Sie beugte sich über den Tisch, ergriff seine Hand und lächelte schelmisch. »Du bist jemand für besondere Gelegenheiten, eine Art Trüffel-Pannacotta in Menschenform. Außerdem habe ich schon eine Kreuzfahrt durch die Ägäis gebucht. Ich werde mich mit meinem bandagierten Bein auf einem Liegestuhl an Deck fläzen, mit hübschen Matrosen flirten und Geschichten vom Trojanischen Krieg und dem Athen der Antike lesen. Das wollte ich schon immer mal.«

Bruno verkniff sich die Frage, ob sie allein oder in Begleitung reisen werde, zumal in diesem Moment die Bedienung mit *petits fours* und Schokoladentrüffeln kam. Widerstrebend ließ er Isabellas Hand los.

»Den Exorzismus oder was auch immer der Priester vorhat, werde ich leider verpassen. Du musst mich auf dem Laufenden halten. Und wenn ich noch ein paar interessante Details über die Herrschaften in Erfahrung bringe, die sich hier im Tal ein Stelldichein geben, werde ich dir Bescheid geben. Wer weiß, vielleicht interessiert sich auch der Brigadier dafür. Schließlich scheinen fast vierhundert Jahre französischer Geschichte in deinen Fall verwickelt zu sein.«

»Wenn die Presse erfährt, wer unsere Tote ist, wird's noch einmal hoch hergehen, aber nicht lange, und dann lässt das Interesse wieder nach«, entgegnete er und schaute sich nach der Kellnerin um.

»Denk nicht einmal daran zu bezahlen«, sagte sie. »Ich hab schon bezahlt.«

Mit Balzac im Arm winkte Bruno Isabelle nach, als der Zug den Bahnhof von Le Buisson verließ und sich auf den Weg durch die großen Weinanbaugebiete Pomerol und Saint-Émilion nach Bordeaux machte. Sie hatten, von dem Welpen geweckt, im Bett Kaffee und Orangensaft getrunken, sich geliebt und anschließend eine Runde durch den Garten und um das Hühnergehege gemacht, wo Isabelle die Eier einsammelte und behauptete, die Hühner hätten sie wiedererkannt. Mit Balzac waren sie anschließend gemütlich durch den Wald geschlendert und dann nach Saint-Denis gefahren, um in Fauquets Café zu frühstücken und Zeitung zu lesen, sie die *France-Dimanche*, er die Sonntagsausgabe der *Sud-Ouest*. Für die Bahnfahrt hatte er ihr ein Baguette gekauft und in die Tasche gesteckt, zu der Wasserflasche, der Entenwurst und dem Glas *foie gras* aus eigener Herstellung sowie einem von Stephanes *tommes* – einem Weichkäse aus Rohmilch. Kein echter Périgourdin würde mit weniger Proviant auf die Reise gehen, hatte er ihr zum Abschied versichert, als sie sich am Bahnhof küssten.

Der Bürgermeister begrüßte ihn mit einem großen Glas seines selbst gekelterten *vin de noix*, verdünnt mit Tonic Water und Eis. Er spielte mit Balzac und hörte sich Brunos lange Geschichte an, die von Thivion bis zur Wall Street und in den Libanon führte und von Hedgefonds, Insidergeschäften, einem *Énarque* und dem Freund des Präsidentensohns handelte.

»Könnte der auch mit unserem Feriendorfprojekt zu tun haben?«, fragte der Bürgermeister hoffnungsvoll. »In diesem Fall würde man es doch wohl kaum wagen, uns reinzulegen.«

Die Beteiligungen seien ein Geheimnis, das in Luxemburg unter Verschluss gehalten werde, erklärte Bruno. Sichere Geschäfte könne man mit ihnen nur machen, wenn die Verträge wasserdicht formuliert wären, mit glasklaren Rechtsgarantien, Strafklauseln und Regressansprüchen.

»Wir könnten darauf bestehen, Anteile an dieser Investmentgesellschaft zu übernehmen, gewissermaßen als Pfand zur Absicherung vor möglichen Verlusten.«

»Ja, aber das Problem mit solchen Gesellschaften ist, dass deren Vermögen fast ausschließlich aus cleveren Köpfen besteht, die, wenn's brenzlig wird, schnell eingezogen werden können«, erwiderte Bruno. Er berichtete, dass der Graf Eigentum in Saint-Denis besaß, nämlich die *auberge*, die sich als Sicherheit anbieten würde. Der Graf würde weiterhin seine Geschäftspartner aus der Rüstungsindustrie unterbringen wollen und sie deshalb auch nach der Feriensiedlung als sein Eigentum weiter nutzen. »Es ist der einzige Weg, wie wir verhindern können, über den Tisch gezogen zu werden.«

»Wenn er sich aber weigert, die *auberge* als Sicherheit einzubringen? Es wirkt ein wenig unfreundlich, wo sie uns doch angeboten haben, diese Sporthalle zu bauen. Wir könnten das ganze Projekt verlieren.«

»Am Ende wie Thivion dazustehen wäre schlimmer«, meinte Bruno.

Der Bürgermeister streichelte den Welpen, der auf seinem Schoß lag und schlief. »Ich habe mit dem Bürgermeister von Thivion gesprochen. Was er sagte, hört sich noch viel schrecklicher an als Ihr Bericht. So ein Erbe möchte ich nicht hinterlassen. Übrigens, was diese Satansgeschichte angeht, bin ich mir nicht mehr so sicher. Schauen Sie, was gestern mit der Post kam.« Er reichte Bruno einen Umschlag, adressiert an den Bürgermeister von *Saint-Denis-le-Diable*. Bruno verdrehte die Augen.

»Das ist zwar nur als Scherz gemeint, und zwar von einem meiner Kollegen des *Conseil-Général*, aber es hat doch einen bitteren Beigeschmack.«

»Eines sollten Sie noch wissen«, sagte Bruno und berichtete, dass *Paris Match* die Tote aus dem Kahn wahrscheinlich identifiziert habe. »Aber bitte behalten Sie das vorläufig für sich. Ich habe

versprochen, mit diesen Informationen vertraulich umzugehen.«

»Die Enkelin der Roten Komtesse in einem Pornofilm? Das wird viel Staub aufwirbeln.« Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. »Tragisches Ende eines offenbar traurigen Lebens.«

Schon wieder fing Brunos Handy zu vibrieren an. Im Display sah er Alberts Nummer. Er war einer der beiden Festangestellten der Freiwilligen Feuerwehr, die auch Krankentransporte vornahm.

»Auf der Brücke von Les Eyzies hat sich offenbar ein schwerer Verkehrsunfall ereignet«, sagte Albert. »Wenn du in der Stadt bist, könnten wir zusammen hinfahren. Ich alarmiere jetzt unsere Leute.«

»Ich bin in zwei Minuten bei dir«, versprach Bruno und erklärte anschließend dem Bürgermeister, worum es ging. »Könnten Sie so lange auf meinen Hund aufpassen?«

»Aber gern«, antwortete Mangin und streichelte die seidigen Schlappohren. Als Bruno aufbrach, fing die Stadtsirene zu heulen an. Ihr gespenstisches Auf- und Abschwellen rief stets Kriegserinnerungen an die Stuka-Bomber wach, und auch heute noch stand ihr Ton für Notfall und Tod. Halb dröhnen, halb kreischend hörte man die Sirene bis tief ins Tal hinein. Freiwillige Helfer würden jetzt ihre Arbeitsplätze verlassen und zur Feuerwache eilen, in ihre Schutzanzüge steigen und den großen Feuerwehrwagen flottmachen.

Zusammen mit Lespinasse' Sohn Édouard von der Tankstelle, der als Rettungssanitäter diente, stieg Bruno zu Albert in den Einsatzleitwagen. Ahmed würde mit dem Mannschaftswagen nachkommen, sobald alle Männer zusammen wären. Als sie mit hohem Tempo auf den Kreisverkehr zufuhren, sah Bruno Fabiola aus der Klinik kommen und mit beiden Händen winken. Albert trat auf die Bremse und ließ sie einsteigen.

»Ich habe die Sirene gehört«, sagte sie. »Was ist passiert?«

»Ein Verkehrsunfall, offenbar mit Toten«, antwortete Albert. »Pater Sentout wurde gerufen. Er war gerade auf dem Rückweg von einer großen Palmsonntagsmesse und soll wohl das letzte Sakrament erteilen. Die Straße ist voller Schleuderspuren und Glassplitter, wie es heißt, und angeblich wurde eine Sperre eingerissen.«

Als sie den steilen Felsen entlangfuhren, sahen sie zuerst den kleinen blauen Peugeot des Priesters, dann Pater Sentout selbst. Er hatte einen Schal um den Hals geschlungen und trug einen kleinen Koffer an der Hand. »Ich komm da nicht runter, es ist zu steil«, rief er ihnen zu, als sie aus dem Wagen sprangen. »Und es steigt Rauch auf.«

Albert reichte Bruno und Édouard Gurtzeug, befestigte ein Seil daran und das andere Ende am Abschlepphaken seines Wagens. Zwei Pfosten des Schutzauns waren umgeknickt, die dicken Planken dazwischen zersplittet. Offenbar war ein schwerer Lastwagen vom Straßenrand über die fast senkrechte Felswand zum Fluss hinabgestürzt. Er hatte eine Schneise durch die Bäume und Sträucher der Böschung geschlagen, die allerdings schmäler war als der Durchbruch im Zaun. Vorsichtig hangelten sich die drei an ausgerissenen Wurzeln und Ästen nach unten bis zum rund zwanzig Meter tiefer liegenden Uferstreifen. Von einem schwelenden Wrack und brennenden Reifen stieg Rauch auf.

»Ein Motorrad«, meldete Édouard in das kleine Funkgerät, das an seiner gelben Jacke hing. Was er zur Antwort bekam, konnte Bruno nicht verstehen; er hörte es nur knistern und rauschen. Mit heulender Sirene traf oben auf der Straße der Rettungswagen ein. Es dauerte mehrere Minuten, ehe der Fahrer des Motorrads gefunden wurde. Er war in einen abgebrochenen Ast gestürzt, der sich ihm durch die Hüfte gebohrt hatte. Der Helm saß immer noch auf dem Kopf, doch der Hals war, wie es schien, gebrochen. Jedenfalls hatte das Opfer nicht lange leiden müssen.

»Es müsste hier doch noch ein weiteres Fahrzeug liegen«, meinte Édouard, der vor dem Körper kniete und ihn vergeblich auf Lebenszeichen untersuchte. »Durch den Zaun da oben ist nicht bloß das Motorrad gefahren.«

Fabiola tauchte mit Ahmed am Straßenrand auf. Sie kam sofort heruntergeklettert, untersuchte den Motorradfahrer und stellte seinen Tod fest. Bruno schaute sich mit den anderen im Dickicht am Ufer nach einem zweiten Fahrzeug um.

»Die Schneise hat wohl nur das Motorrad geschlagen«, bemerkte Ahmed.

Bruno und Édouard legten dem Toten einen Gurt an und befreiten ihn von dem Aststumpf, während Ahmed über Funk die Mannschaft anwies, die Seilwinde zum Einsatz zu bringen. Fabiola füllte einen kleinen Glasbehälter, den sie aus ihrer Gürteltasche geholt hatte, mit dem Blut, das im Schoß der Leiche zusammengelaufen war.

»Der arme Teufel hat offenbar reichlich gebechert«, stellte Édouard fest und rümpfte die Nase.

Bruno und Édouard lenkten den Toten durch die Unfallschneise und am niedergemähten Gesträuch vorbei, als er von der Winde nach oben gezogen wurde. Pater Sentout nahm ihm, kaum dass er am Straßenrand angekommen war, den Helm ab, um ihm die Letzte Ölung zu geben. Erst jetzt erkannte Bruno, um wen es sich handelte.

»Das ist Louis Junot«, platzte es aus ihm heraus. Die Begegnung mit seiner Tochter, dachte er sofort, musste ihn so mitgenommen haben, dass er alle guten Vorsätze über Bord geworfen und wieder zur Flasche gegriffen hatte.

»Ein Trinker verabschiedet sich mit wehender Fahne«, sagte Édouard über die Worte des Priesters hinweg, der betend neben dem Toten kniete.

Bruno musterte den zerbrochenen Zaun und die Schleuderspuren auf der Straße und versuchte, den Unfall zu rekonstruieren. Was er sah, passte nicht zusammen. Die Schleuderspuren stammten allem Anschein nach von einem vierrädrigen Fahrzeug, das wohl auch den Zaun eingerissen hatte. Möglich, dass Junot diesem Fahrzeug auszuweichen versucht hatte. In diesem Fall hätte er es kommen sehen müssen, und zwar aus der Gegenrichtung. Der Schwung hätte ihn eigentlich nach rechts und direkt durch den Zaun schleudern müssen. Stattdessen waren er und sein Motorrad geradewegs die Böschung hinabgestürzt. Es musste also ein zweites Fahrzeug gegeben haben. Bruno sah sich das gesplitterte Holz der Schutzbarriere näher an und suchte nach Lackspuren, fand stattdessen aber nur Fadenreste eines Wachstuches oder einer Plane.

Wenn die Gendarmen erführen, dass Junot aller Wahrscheinlichkeit nach Alkohol im Blut hatte, würden sie darauf verzichten, der Frage nachzugehen, wie es zu dem Unfall gekommen war. Bruno rief Fabiola zu sich und zeigte ihr die Fadenreste, brach dann einen Splitter aus dem Holz, an dem ein weiterer Faden hing, und tütete ihn als Beweismittel ein.

»Jedenfalls stammen diese Fäden nicht von den Sachen, die der Tote anhat«, sagte Fabiola.

»Was hältst du davon, Ahmed?«, fragte Bruno den Feuerwehrmann, als er vom Ufer heraufgestiegen war und dafür sorgte, dass Junots Motorrad mit der Winde geborgen wurde. Ahmed musterte die Unglücksstelle, blickte auf die Glasscherben am Boden und den durchbrochenen Zaun, schüttelte den Kopf und sagte: »Vielleicht kam er dort um die Kurve, hat ein entgegenkommendes Fahrzeug geschrammt, ihm dabei den Scheinwerfer kaputtgemacht und ist mitsamt dem Motorrad über den Zaun geflogen, den der angefahrenen Wagen dann flachgelegt hat.«

»Und warum ist der nicht die Böschung runter? Und wenn es tatsächlich zu diesem Zusammenstoß gekommen ist, müsste Junot, wie ich das sehe, auf der Straße gelandet und nicht die Böschung hinuntergestürzt sein.«

»Du könntest recht haben. Ziemlich knifflig das Ganze. Würdest du bitte die Angehörigen verständigen und in der Mairie veranlassen, dass der Zaun repariert wird? Wir bringen den Leichnam zum Bestatter.«

»Mir ist das auch schleierhaft«, sagte Albert, als sie losfuhren. »Ausgeschlossen, dass ein einzelnes Motorrad eine solche Lücke in den Zaun reißt. Der Unfall ergibt keinen Sinn.«

»Dann werde ich wohl eine Autopsie beantragen müssen«, meinte Fabiola. »Mit der Leiche stimmt was nicht. Wenn der Hals nicht gebrochen wäre, würde ich als Todesursache auf einen schweren Herzinfarkt tippen.«

»Eine Autopsie für einen betrunkenen Verkehrsteilnehmer?«, wunderte sich Albert. »Das wird der Gerichtsmedizin nicht gefallen. Schon gar nicht am Wochenende.«

»Sie finden den Unfall merkwürdig, ich mag nicht, wie die Leiche gerochen hat, und Bruno möchte wissen, was es mit diesen Faserspuren am Zaun auf sich hat«, zählte Fabiola mit fester Stimme auf. »Das sollte reichen. Bringen Sie also die Leiche bitte nicht zum Bestatter, sondern in die Gerichtsmedizin von Bergerac. Ich übernehme die Verantwortung.«

Bruno konnte Béatrice nur bewundern. In drei Tagen hatten sie sich dreimal gesehen, und jedes Mal war ihre anfängliche Freundlichkeit in Missstimmung umgeschlagen. Auch jetzt lächelte sie wieder und hieß ihn spontan willkommen. »Sie tragen Zivil«, sagte sie augenzwinkernd. »Darf ich davon ausgehen, dass Sie mir heute endlich den lange versprochenen privaten Besuch abstatten?«

»Ich wünschte, es wäre so, Madame. Leider bin ich in einer traurigen Angelegenheit hier. Ich muss mit Francette reden. Ihr Vater hatte einen Verkehrsunfall und ist tot. Sie wird mich hoffentlich begleiten, wenn ich gleich zu ihrer Mutter fahre, die noch nichts weiß.«

»Wie schrecklich. Natürlich bekommt sie frei, um ihrer Mutter beizustehen«, erwiderte Béatrice mit fast mütterlicher Miene. Sofort bat sie die schwarzgekleidete Empfangsdame, Francette zu rufen. Die junge Frau am Empfang war diesmal nicht Cécile, sah ihr aber zum Verwechseln ähnlich; wie offenbar alle weiblichen Angestellten des Hotels.

Francette nahm die Nachricht scheinbar ungerührt auf. Allerdings waren ihre Lippen und eine Wange geschwollen wie nach einem Sturz oder bei schlimmen Zahnschmerzen. Die Augen waren gerötet und matt. Hatte sie womöglich schon vom Tod ihres Vaters gehört?

»War er betrunken?«, fragte sie nur, nachdem Bruno ihr den Unfall beschrieben und, um sie ein wenig zu trösten, angemerkt hatte, dass er auf der Stelle tot gewesen sein musste.

»Ich weiß nicht, ob er getrunken hatte. Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, war er jedenfalls nüchtern«, antwortete Bruno. »Würden Sie mich bitte auf den Hof Ihrer Eltern begleiten? Ihre Mutter weiß es noch nicht. Es wäre gut, Sie sind dabei, wenn sie es erfährt.«

Francette warf Béatrice einen Blick zu, die zustimmend nickte und sie zu umarmen versuchte. Francette aber wich ihr aus und sagte, sie müsse ein paar Sachen für die Nacht packen. Sie eilte davon, den Kopf hoch aufgerichtet und die Schultern gestrafft.

»Sie wirkte schon ziemlich niedergeschlagen, ehe ich mit der schlimmen Nachricht herausgerückt bin«, sagte Bruno.

»Einer unserer Gäste hat ihr gestern Abend eine Szene gemacht und ihr vorgeworfen, ihn ungeschickt bedient zu haben. Dabei war er selbst schuld. Als sie ihm Wein nachschenkte, ist er plötzlich mit dem Stuhl nach hinten gerückt und hat sie zu Boden gestoßen«, erklärte Béatrice. »Es ist manchmal schwer zu ertragen, einem Gast immer Recht geben zu müssen, auch wenn er sich danebenbenimmt. Kann ich Ihnen einen Kaffee oder einen Drink anbieten?«

Er schüttelte den Kopf, worauf sich Béatrice entschuldigte und ging. Bruno bemerkte, dass alle Zimmerschlüssel in ihren Fächern lagen. Schon draußen war ihm aufgefallen, dass kein einziges Fahrzeug auf dem Parkplatz stand. Bruno verstand nicht viel vom Hotelgewerbe, fand es aber seltsam, dass das Haus offenbar leer war. Oder lag es daran, dass an einem Sonntagnachmittag die Wochenendgäste schon abgereist und die neuen Gäste für die kommende Woche noch nicht eingetroffen waren?

Francette hatte sich Jeans und ein Sweatshirt angezogen, trug aber immer noch die schicken Schuhe und eine modische Handtasche, die sie zusammen mit einem Louis-Vuitton-Köfferchen auf die Ladefläche von Brunos Transporter legte. Als sie auf dem Beifahrersitz Platz nahm, fiel Bruno auf, dass sie dasselbe Parfüm – Shalimar – trug wie Pamela.

»Ich weiß, Sie kamen mit Ihrem Vater nicht gut zurecht, aber er hat Sie auf seine vielleicht manchmal etwas verschrobene Art geliebt«, sagte er.

»Ich weiß. Deshalb konnte ich ihn auch nicht wirklich hassen, obwohl ich ihn verachtet habe«, erwiderte sie. »Sie können sich Ihren Trost ruhig sparen, Bruno. Ich bin kein Kind mehr, und Sie

brauchen mir auch keine guten Ratschläge mehr zu geben, was meine Rückhand anbelangt. Ich bin von selbst dahintergekommen, dass Sie meine Tennisschuhe bezahlt haben, weil meine Mutter kein Geld dafür hatte.«

»Wir hatten einen speziellen Fonds...«, stotterte Bruno verlegen.

»Und Sie haben von meinen Eltern auch nie Spritgeld verlangt, wenn Sie uns zu Auswärtsspielen gefahren haben.«

»Kommen wir zur Gegenwart zurück«, erwiderte er. »Sie müssen Entscheidungen treffen. Darüber, ob der Hof behalten oder verkauft werden soll. Sie scheinen eine gute Anstellung zu haben und wären in der Nähe Ihrer Mutter.«

»Wir haben beide keinen Führerschein, geschweige denn ein Auto«, sagte sie. »Und was ich in Zukunft machen werde, steht noch in den Sternen.« Sie wurde still und reagierte nicht auf Brunos Versuche, das Gespräch in Gang zu halten. Als sie jedoch Saint-Denis erreicht hatten und er fragte, ob sie den Leichnam ihres Vaters noch einmal sehen wolle, sagte sie entschieden: »Nein. Er wird wohl in ein Armengrab kommen, wenn es so etwas überhaupt noch gibt.«

Schweigend fuhren sie aufs Plateau hinauf. Bruno fragte sich, wie es sein konnte, dass eine junge Frau, die sich einen Louis-Vuitton-Koffer und teures Parfüm leistete, kein Geld hatte. Als sie in den Hof einfuhren, wechselte sie von den hochhackigen Pumps in billige Turnschuhe, die sie aus der Handtasche geholt hatte, und ging wortlos auf die Haustür zu. Bruno folgte ein wenig später, klopfte an und betrat die Küche, wo sich Mutter und Tochter in den Armen lagen. Francettes Augen waren trocken.

»Ich hab's ihr gesagt«, sagte sie. »Danke, dass Sie mich gebracht haben. Wir wären jetzt gern allein.«

»Wenn Sie zum Bestatter fahren wollen oder Hilfe brauchen, rufen Sie mich an. Auf der Karte stehen meine Telefonnummern. Für die Bestattungskosten gibt es übrigens öffentliche Zuschüsse. Ich werde eine Todesanzeige ans Schwarze Brett im Bürgermeisteramt hängen müssen. Lassen Sie mich bitte wissen, wann die Beerdigung stattfinden soll«, sagte er. »Mein herzliches Beileid zu Ihrem tragischen Verlust.«

Er wollte Francette noch fragen, wie es zu den Schwellungen in ihrem Gesicht gekommen war, wie lange sie bei ihrer Mutter auf dem Hof zu bleiben gedachte und ob es vielleicht sinnvoll wäre, ihr Weideland an andere Bauern zu verpachten. Doch all diese Fragen, fand er, konnten warten.

Zurück im Büro, rief er den Bürgermeister zu Hause an und benachrichtigte ihn von Junots Tod. Dann schickte er Gille' SMS mit dem Foto von Athénaïs an seine eigene Mailadresse, druckte es mehrmals farbig aus und steckte jeden Ausdruck in eine separate Klarsichthülle. Er fand auch eine Mail von Isabelle, die sie ihm über ihr Smartphone geschickt hatte. »Vermisse Dich und Balzac schon jetzt.« Er antwortete: »Wir Dich auch«, und fügte, einer plötzlichen Eingebung folgend, hinzu: »Jederzeit dankbar für Informationen über Béatrice-Amélie Constant, Managerin von Graf Vexins *auberge* bei Saint-Philippon.« Dann schlüpfte er in die Uniform, die er zum Wechseln im Büroschrank aufbewahrte, und machte sich wieder auf den Weg.

Die Eingangstür zum Roten Château wurde ihm wie beim ersten Mal von dem schüchternen Dienstmädchen geöffnet. Sie bat ihn, einen Moment zu warten, nachdem er ihr mitgeteilt hatte, Madame de la Gorce sprechen zu wollen. Auf dem langen dunklen Eichentisch in der Eingangshalle stand ein Tablett mit mehreren Briefumschlägen. Zwei davon waren an *Monsieur le comte de Vexin* adressiert, zwei weitere an Lionel Foucher. Einer der Briefe an den Grafen kam von einem Pariser Unternehmen namens Gallotin, das Bruno irgendwie bekannt vorkam. Er blätterte in seinem Notizheft, um seinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen, doch er einen

Hinweis fand, kehrte das Dienstmädchen zurück.

»Madame de la Gorce wird Sie gleich empfangen und schlägt vor, dass Sie in der Bibliothek auf sie warten.« Das Mädchen führte ihn durch eine Flügeltür aus dunklem Holz in einen Raum mit hohen Fenstern, die auf die Flussauen hinausblickten. Zwischen den Fenstern und an allen anderen Wänden standen Regale, die vom Boden bis zur Decke reichten und mit Lederfolianten gefüllt waren. Auf der linken und rechten Seite des Raumes standen je ein großer Schreibtisch und zwei Lederstühle. Bruno ging auf ein Lesepult zu, auf dem eine große Bibel lag. Der Buchdeckel war ungewöhnlich schwer. Er bestand aus mit schwarzem Leder überzogenem Holz, und beim Umschlagen der Seiten merkte er, wie dick das Papier war. Die Drucktypen wirkten altertümlich, und die Kapitelüberschriften waren mit handkolorierten Tierzeichnungen illuminiert. Das Vorsatzblatt schmückte ein Familienstammbaum mit in wunderschöner Handschrift eingetragenen Namen und Taufdaten, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichten.

Auf einem der oberen Äste hatte Bruno die Rote Komtesse schnell gefunden. Sie war 1926 getauft worden, ihre Schwester Hélöise zwei Jahre später. Offenbar hatten sie verschiedene Mütter. Die der Komtesse war kurz nach der Niederkunft gestorben, und der Vater hatte sehr bald wieder geheiratet. Bruno notierte sich schnell die Daten und auch die Namen der Kinder. Weil er keine Zeit hatte, den ganzen Stammbaum abzuschreiben, holte er sein Handy aus der Tasche und machte Fotos.

Beide Halbschwestern hatten 1945, also gegen Kriegsende, ein Kind bekommen, die Komtesse eine Tochter mit Namen Françoise, die ihrerseits 1968 eine Tochter mit Namen Athénaïs zur Welt gebracht hatte. Gilles hatte also recht; die Tote war tatsächlich die Enkelin der Komtesse. Louis-Antoine, der Sohn der jüngeren Schwester, hatte einen Sohn gezeugt, der 1970 auf den Namen César getauft worden war. Bruno glaubte, dass dieser der Graf Vexin sein musste. Wer die Väter von Françoise und César waren, ließ sich dem Stammbaum nicht entnehmen.

Auf der Suche nach weiteren Informationen schlug Bruno die letzten Seiten auf, als er die Tür aufgehen hörte. Die Schwester der Roten Komtesse betrat die Bibliothek.

»Sie wollen mich sprechen?«, fragte sie kurz angebunden.

»Bonjour, Madame. Danke, dass Sie sich Zeit für mich nehmen. Ich habe gerade Ihre wunderschöne alte Familienbibel bewundert.«

»Bitte, berühren Sie sie nicht. Die Seiten sind sehr spröde.«

»Verzeihung.« Er zog eine Kopie des Fotos in der Klarsichthülle hervor. »Würden Sie mir bitte bestätigen, dass diese Frau Ihre Nichte ist?«

Sie nahm das Foto, ging damit ans Fenster und setzte ihre Brille auf, die an einer Goldkette um ihren Hals hing.

»Was für ein sonderbarer Gesichtsausdruck«, kommentierte sie. »Ja, das ist meine Großnichte Françoise.«

»Könnte es sein, dass sie sich Athénaïs nennt?«

»Ihr vollständiger Name lautet Françoise-Athénaïs. Warum fragen Sie?«

»Ist sie das ebenfalls?«, fragte Bruno und zeigte ihr ein Foto, das die Gerichtsmedizin vom Gesicht der Toten gemacht hatte.

»Ich glaube, ja. Aber warum sind ihre Augen geschlossen?«

»Erinnern Sie sich nicht, dass ich Ihnen und Ihrem Personal vor zwei Tagen dasselbe Foto gezeigt habe? Sie sagten, die darauf abgebildete Frau nicht zu kennen.«

»Mein Gedächtnis ist auch nicht mehr das, was es einmal war. Und meine Augen auch nicht. Françoise lebt in Amerika, und ich habe sie lange nicht gesehen.«

»War sie nicht vor kurzem hier im Schloss oder zumindest in Frankreich?«

»Ich sagte nein. Was hat das zu bedeuten?«

»Wir hatten eine Anfrage aus Kalifornien. Man will wissen, ob Ihre Großnichte nach Frankreich zurückgekehrt ist, und dazu brauche ich Ihre Stellungnahme. Mehr nicht. Ich habe das Formular dabei...«

»Dafür habe ich jetzt keine Zeit«, gab sie barsch zurück.

»Ganz wie Sie wünschen, Madame«, antwortete Bruno begütigend, holte das Formular hervor und begann, während sie sprach, hineinzukritzeln. »Ich notiere mir nur kurz, dass Sie Ihre Großnichte wiedererkannt haben und sie in Frankreich im vergangenen Monat nicht gesehen haben. Anschließend werde ich Ihnen das Formular zur Unterschrift vorlegen.«

»Sollte ich nicht lieber meinen Anwalt zu Rate ziehen? Oder meinen Enkel César?«, fragte sie nervös und schaute das Dienstmädchen an. Bruno bedankte sich im Stillen für die Bestätigung, dass der Graf tatsächlich ihr Enkel war.

»Wie Sie wünschen, Madame, aber es handelt sich um eine reine Formsache.« Er las ihr die Erklärung vor, die er formuliert hatte, und bat sie um eine Unterschrift, die sie ihm widerwillig gab.

»Wenn Ihr Enkel im Haus ist, würde ich ihm gern dieselbe Frage stellen«, sagte Bruno.

»Er ist zufällig das Wochenende über in der Gegend, aber nicht hier bei uns, sondern unterwegs mit Foucher und der Krankenschwester. Ich werde ihm sagen, dass Sie vorbeigeschaut haben.«

»Ich bitte darum. Und sagen Sie ihm, dass ich im Laufe des Tages anrufe, um ein Treffen mit ihm und den beiden anderen zu vereinbaren.«

Bruno setzte seine Mütze auf, tippte mit der Hand an den Mützenschirm und ging. Es hatte keinen Sinn, sie weiter zu bedrängen. Vielleicht hatte sie ihm die Wahrheit gesagt. Es war immerhin möglich, dass Athénaïs heimlich nach Hause zurückgekehrt und in den Kahn gestiegen war, um sich auf spektakuläre Weise das Leben zu nehmen. Die alte Dame wähnte sie womöglich immer noch in Kalifornien. Bruno war versucht, im Hof auf den Grafen, Foucher und Eugénie zu warten, machte sich aber dann doch auf den Weg zurück in die Stadt, weil er wegen Junots Tod noch Papierkram zu erledigen hatte. Außerdem wollte er mit Hector ausreiten und sich mit Gilles vom *Paris Match* zum Abendessen verabreden. Wieder im Büro, hatte er Punkt eins schnell erledigt. Danach las er die von Isabelle gemalten Berichte über den Grafen und seine Geschäftsbeziehungen und fand den von Lemontin geäußerten Betrugsverdacht weitestgehend bestätigt. In eine neu eingerichtete Datei seines Schreibprogramms kopierte er Ausschnitte aus Lemontins Akte sowie Mitschriften aus dem Gerichtsverfahren gegen Foucher und fasste auf einer Seite die für ihn wichtigsten Ergebnisse zusammen. Diese druckte er für den Bürgermeister aus und schickte eine Kopie an Jean-Jacques mit der Bitte, er möge seine Kollegen vom Betrugsdezernat dazu bewegen, zumindest erste Ermittlungen aufzunehmen.

Der Bürgermeister war in seinem Gewächshaus und pflanzte Setzlinge, als Bruno kam. Der kleine Balzac erkannte ihn sofort und putzte ihm mit seinen langen Ohren die Schuhe, worauf Bruno ihn hochhob, Mangin seinen Bericht über die Ferienanlage zusteckte und ihm außerdem ausrichtete, dass Francette und ihre Mutter angeblich nicht genug Geld für Junots Beerdigung hatten. Der Bürgermeister wischte sich die Hände an der Hose ab, nickte und las aufmerksam zuerst Isabelles Mails und danach Brunos Zusammenfassung durch.

»Ich treffe mich morgen Nachmittag mit dem *Conseil-Général* in Périgueux und werde in seinem Büro eine Kopie hiervon abgeben. Mal sehen, was den Experten einfällt, wie wir uns im weiteren Verlauf des Projekts schützen können«, sagte der Bürgermeister. »Vielleicht sollte ich

auch den Präfekten einschalten, damit er sich ein Bild macht. Übrigens, Sie haben ein sehr intelligentes Hündchen. Es hat im Garten herumgeschnüffelt und ist dann zielsicher auf Bardots Grab zugelaufen, hat den Kopf gehoben und wie ein kleines Kind geheult. Mir kamen die Tränen.«

Bardot war die Basset-Hündin des Bürgermeisters gewesen, ein Tier mit unübertrffenen Fähigkeiten als Jagdhund und die Mutter von Gigi, den der Bürgermeister Bruno zum Einstand als Stadtpolizist von Saint-Denis geschenkt hatte. Bruno hatte geholfen, das Grab für Bardot auszuheben.

»Was ich noch sagen wollte: Der Baron, Adrien vom Verkehrsamt und Florence waren hier, um mir mitzuteilen, dass die Vorbereitungen für die Feier in der Höhle gut vorankommen. Florence kümmert sich mit Marcel um Beleuchtung und Ton. Sieht so aus, als würde uns eine tolle Show bevorstehen. *France Bleu Périgord* hat die Veranstaltung angekündigt und ein Telefoninterview mit mir gemacht. Auch Pater Sentout war im Radio zu hören. Er sagte, der Bischof habe das Exorzismusritual genehmigt. Heute Abend sollen auch noch Marcel und Florence interviewt werden. An Publicity mangelt es also nicht. Wenn ich richtig informiert bin, war *Paris Match* mit der Nachricht am schnellsten. Kann es sein, dass Sie dahinterstecken?«

Bruno gestand und machte sich auf einen Wutausbruch des Bürgermeisters gefasst.

»In diesem Fall will ich ausnahmsweise nichts sagen. Aber in Zukunft möchte ich Sie doch bitten, mich vorher in Kenntnis zu setzen, damit ich mich auf die zahllosen Anrufe der Presse einstellen kann. Sie können jetzt gehen. Wir sehen uns spätestens morgen in der Höhle.«

Als Bruno mit seinem Welpen im Arm davonzog, ging ihm die freundliche, aber unmissverständliche Zurechtweisung des Bürgermeisters durch den Kopf. Manche seiner Vorgesetzten beim Militär, angeblich besonders gut ausgebildete Offiziere, hätten sich vom Bürgermeister durchaus eine Scheibe abschneiden können. Seine Art der Geschäfts- und Personalführung war beispielhaft.

Balzac zitterte aufgeregt, als Bruno den Wagen in Pamelas Hof abstellte, und kaum war die Tür geöffnet, sprang der Kleine nach draußen und tippelte auf den Stall zu. Bruno wusste, dass Fabiola noch in der Klinik zu tun hatte. Also würde er sich an diesem Abend um Victoria und Bess kümmern müssen. Aber zuerst wollte er Pamela anrufen und sie fragen, wie lange sie noch in Schottland bleiben wolle.

»Ich bin gerade im Stall und werde gleich ausreiten«, sagte er, als sie sich meldete.

»Ich werde über Ostern zurückkommen«, erklärte sie und fügte hinzu, dass sie einen Billigflug für Karfreitag gebucht habe.

Sie habe mit ihrer Bank gesprochen, fuhr sie fort, und mache sich viele Gedanken über Geld. Um die Pflege ihrer Mutter bezahlen zu können, würde sie wahrscheinlich deren Haus verkaufen müssen. Aber vorher müsse sie beim Vormundschaftsgericht eine Vollmacht erwirken, und dann wäre der Erlös aus dem Verkauf des Hauses zweckgebunden für die Pflege ihrer Mutter. Dabei habe sie damit gerechnet, etwas zu erben, um ihre Hypothek in Frankreich abzahlen zu können. Bruno spürte, was Pamela hauptsächlich umtrieb, nämlich die Möglichkeit, zu ihrem vermögenden Exgatten zurückzukehren.

Er hatte Verständnis für Pamelas Dilemma und brachte das auch zum Ausdruck, obwohl es ihn drängte, ihr zu sagen, dass er es falsch fände, wenn sie aus finanzieller Verlegenheit ihre gescheiterte Ehe wieder aufnehmen würde.

Aber was wusste er als Waisenkind schon von der Liebe und dem Verantwortungsgefühl einer Tochter gegenüber ihrer Mutter? Außerdem fühlte er sich gehemmt in seiner Rolle als Liebhaber auf Abruf, der von Pamela häufig genug gehört hatte, dass sie keine dauerhafte, ernsthafte

Beziehung einzugehen wünsche. Ihm war bewusst, dass jeder Rat, den er ihr geben würde, als eigennützig missverstanden werden könnte. Darum hielt er sich zurück.

»Ich habe letzte Nacht von dir geträumt«, sagte sie, was ihm ein schlechtes Gewissen machte, weil er zur selben Zeit mit Isabelle im Bett gelegen hatte. »Es hat mich daran erinnert, wie sehr ich dich und Fabiola, das Haus und die Pferde vermisste. Aber wir sehen uns ja am Freitag. Küss die Pferde von mir.«

Bruno hatte kein gutes Gefühl, Balzac beim Reiten einfach in seinen Blouson zu stecken, denn er fürchtete, der Welpe könnte sich daraus hervorwinden und runterfallen. Als er Pamelas alten Feldstecher, den sie von ihrem Vater geerbt hatte, an der Stallwand hängen sah, kam ihm eine Idee. Es war ein klobiges Monstrum mit langen Objektiven, wie man sie von deutschen U-Boot-Kommandanten in alten Kriegsfilmen kannte. Vorsichtig setzte er Balzac in das große Lederetui. Es war so tief, dass der kleine Hund ganz darin versank und mitleiderregend zu ihm aufblickte. Er nahm ihn wieder heraus, stopfte ein Tuch in das Etui und versuchte es ein zweites Mal. Diesmal passte es perfekt. Bruno hängte sich das Etui um den Hals und befestigte es mit den langen Seitengurten an der Brust.

Mit Victoria und Bess am langen Zügel ritt er auf Hector im Schritttempo über die Weide, die an den Wald unterhalb des Hügelgrates angrenzte. Balzac streckte den Kopf über den Rand des Lederetuis, und seine Ohren flappten im Rhythmus von Hectors Sprüngen auf und ab.

»Sie sehen nachdenklich aus«, meldete sich eine ihm bekannte Stimme, und als er den Kopf hob, sah er Bess und Victoria auf die Schimmelstute zutraben, in deren Sattel Eugénie mit lächelnder Miene saß. »Ich habe gehört, dass Sie mich sprechen wollten, und bin auf gut Glück los in der Hoffnung, Sie zu treffen. Wie ich sehe, spielen Sie Kängurumutter.« Sie zeigte auf Balzac in seinem Lederetui und grinste breit, was Bruno überraschte, da er sie nur mit ernster Miene kannte.

»Sieht bestimmt komisch aus, ist aber ganz praktisch«, entgegnete er lächelnd.

»Es sieht putzig aus, und die Rolle der Mutter steht Ihnen auch nicht schlecht«, erwiderte sie amüsiert. Normalerweise ließ Bruno sich gern von attraktiven Frauen necken, aber nicht von dieser und nicht jetzt.

»Ich wollte Ihnen ein Foto von der Frau im Kahn zeigen«, sagte er. »Leider habe ich es nicht dabei. Wahrscheinlich haben wir die Frau inzwischen identifizieren können. Außerdem muss ich mit Ihnen noch über das Bauprojekt reden, an dem Sie beteiligt sind. – Wie lange haben Sie übrigens bis hierher gebraucht?«

»Weniger als eine Stunde.« Sie setzte ihre Stute in Bewegung. Im Schritttempo ritten sie Seite an Seite in Richtung Gouffre. »Was wollen Sie wissen?«, fragte sie.

»Es geht um das Projekt in Thivion. Dessen Bürgermeister sieht sich und seine Stadt betrogen, weil das, was realisiert wurde, weit hinter der versprochenen Qualität zurückgeblieben ist.«

»Stimmt, aber wir können nichts dafür«, entgegnete sie.

Schlechtes Timing, behauptete sie. Der amerikanische Hypothekenmarkt sei zusammengebrochen, und ihre Bank habe die geforderten Geldmittel nicht mehr bereitstellen können. Der Graf, Foucher und sie selbst hätten mit dem Bürgermeister von Thivion einen Rettungsplan erstellt, der den Grafen eine Menge Geld gekostet habe. Aber dieses Risiko bestehe bei allen Entwicklungsprojekten dieser Art, insbesondere zur jetzigen Zeit der größten Rezession seit siebzig Jahren. Als sie mit einer detaillierten Erklärung begann, welche Unternehmen an dem Geschäft beteiligt gewesen waren, verlor Bruno den Überblick.

»Dasselbe könnte also auch in Saint-Denis passieren, nicht wahr?«, fragte er.

»Nein«, antwortete sie. »Diesmal ist die Finanzierung gesichert. Von einer Bank sind wir nicht mehr abhängig.«

»Die Bürger von Thivion machen Ihnen und Ihrer Finanzierungsgesellschaft große Vorwürfe, oder sollte ich vielmehr Ihren Finanzierungsgesellschaften sagen?«, fragte er. Sie gab ihrem Pferd

plötzlich die Sporen, sprengte ein Stück voraus und riss die Stute herum, so dass sie ihm gegenüberstand.

»Wenn diese Leute glauben, wir hätten sie betrogen, können sie uns ja verklagen«, sagte sie mit feurigem Blick und richtete sich in den Steigbügeln auf. »Versucht haben sie's, mussten sich aber von allen Anwälten, die sie konsultiert haben, eines Besseren belehren lassen. Ich weiß davon, weil ich eine eidestattliche Erklärung unterschrieben habe, in der festgehalten wurde, was tatsächlich passiert ist. Wir haben Tag und Nacht gearbeitet, um alle Vereinbarungen zu erfüllen, und wenn dieser verflixte Bürgermeister von Thivion für den Kredit gebürgt hätte, der notwendig wurde, wäre alles nach Plan gelaufen.«

Bruno hatte sie noch nie so aufgebracht erlebt. Ihr Gesicht, das sie sonst so gut unter Kontrolle hatte, war gerötet und verzerrt, ihre Verärgerung so heftig, dass die Stute unter ihr scheute. Um sie zu beruhigen, musste sie sie im Kreis bewegen und ihr den Hals tätscheln. Hector, selbst ein wenig verunsichert, wich ein Stück zurück.

»Diese Vorwürfe gegen uns, gegen mich sind unberechtigt«, fuhr sie ruhiger, aber immer noch gereizt fort. »Von Betrug kann keine Rede sein, ebenso wenig im Zusammenhang mit unserem Vorhaben hier in Saint-Denis, der Heimat der Großmutter des Grafen. Es ist doch absurd zu glauben, dass wir der Stadt in nächster Nachbarschaft ihres Châteaus Schaden zufügen wollen.«

Was sie sagte, klang plausibel. Außerdem wusste Bruno, dass die Gerichte mit Regressklagen wegen Geschäften überlastet waren, die aufgrund der Rezession geplatzt waren, und dass fast alle diese Klagen abgelehnt oder ohne Gerichtsverfahren geschlichtet wurden.

»Es gibt eine einfache Lösung«, sagte Bruno. »Wenn die Finanzierung gesichert ist, könnte das Geld treuhänderisch verwaltet werden, damit wir wissen, dass es tatsächlich da ist.«

»So funktioniert das nicht«, erwiderte sie. »Wir haben schriftliche Finanzierungszusagen, aber das Geld fließt erst, wenn die Bauarbeiten beginnen.«

»In diesem Fall wird mein Bürgermeister höchstwahrscheinlich zusätzliche Sicherheiten verlangen, bevor er Geld aus dem Stadtsäckel für die Vorbereitungsarbeiten lockermacht. Wie wär's mit der *auberge* bei Saint-Philippon? So weit ich weiß, gehört sie dem Grafen.«

»Die gehört einer anderen Gesellschaft«, antwortete sie kühl.

»In Thivion waren auch jede Menge Unternehmen aktiv, je nach Bedarf. Genau das hat uns ja stutzig gemacht«, sagte er. »Und vom dortigen Bürgermeister weiß ich, dass, sooft er sich an eine Ihrer Gesellschaften gewandt hat, eine andere auf den Plan getreten ist.«

»Das ist übliche Praxis bei Bauvorhaben«, erklärte sie. »Die eine Gesellschaft ist für die Planung und Finanzierung zuständig, eine andere beaufsichtigt die Bauarbeiten, eine dritte kümmert sich ums Management.«

»In Thivion und generell in unserer Gegend ist so etwas nicht üblich.«

»Unterstellen Sie uns etwa betrügerische Absichten? Wissen Sie, dass wir Ihrem Bürgermeister eine Sporthalle versprochen haben? Was meinen Sie, wie teuer allein die Baupläne waren?«

Bruno zuckte nur mit den Achseln.

»Warum schickt der Bürgermeister Sie vor?«, fragte sie. »Sie sagten mir doch, Sie hätten in dieser Sache keine Befugnisse.«

»So ist es auch. Der Bürgermeister schickt mich nicht vor«, antwortete Bruno. »Ich teile Ihnen lediglich mit, dass sich unsere Stadt Sorgen macht. Es freut mich, dass der Graf in unserer Stadt eine Sporthalle bauen will. Dafür sammle ich schon seit Jahren Geld.«

»Ich werde mir Ihre Worte durch den Kopf gehen lassen und mich mit meinen Partnern beraten«, sagte sie.

»Sie sind eine sehr ungewöhnliche Krankenschwester.«

»Und Sie ein ungewöhnlicher Polizist«, gab sie zurück, wendete ihre Stute und ritt davon.

Bruno schaute ihr noch eine Weile nach. Hector scharre mit den Hufen, und die beiden Stuten beäugten den *chef de police* ungeduldig, doch dieser schaute auf seine Brust.

»Kängurumutter«, murmelte er vor sich hin. Durchaus treffend, dachte er amüsiert und lenkte Hector zurück auf den Pfad, der zu Pamelas Anwesen führte.

Eine Stunde später stand er in seiner Küche und nahm das Huhn aus, das er auf dem Markt gekauft hatte. Die Kartoffeln waren schon geschält, der Knoblauch gehackt. Er wollte sich gerade einen Schluck Bier gönnen, als das Telefon klingelte. Es war Fabiola, die von der Klinik aus anrief.

»Ich bin mit den Pferden ausgeritten«, berichtete er.

»Es geht um was anderes. Ich habe die Blutprobe des verunglückten Motorradfahrers untersucht«, sagte sie. »Er hatte so viel Alkohol im Blut, dass er sich kaum auf den Beinen halten, geschweige denn Motorrad fahren konnte.«

»Als Alkoholiker wird er viel vertragen haben«, entgegnete Bruno. »Wie viel war's denn?«

»Über drei Promille. Normalerweise hat man bei dieser Menge das Bewusstsein verloren.«

»Sie glauben also, dass er nicht gefahren sein kann.«

»Ja, davon bin ich überzeugt. Er hätte auf einem Motorrad nicht das Gleichgewicht halten können.«

»Der Unfall war also gefaked.«

»Es sieht jedenfalls ganz nach einem vorsätzlichen Tötungsdelikt aus. Ich werde mich mit dem Gerichtsmediziner in Bergerac in Verbindung setzen. Und Sie sollten besser Jean-Jacques und den *Procureur* informieren.«

Wenn sie den Staatsanwalt eingeschaltet haben wollte, musste sie sich ihrer Sache ziemlich sicher sein, dachte Bruno.

»Mach ich. Melden Sie sich bitte, sobald Sie mit der Gerichtsmedizin gesprochen haben. Der Staatsanwalt reagiert wahrscheinlich nur auf deren Bescheid hin.«

Bruno wollte Jean-Jacques informieren, konnte ihm aber nur auf Band sprechen. Während er auf Fabiolas Anruf wartete, schälte er Schalotten, deckte den Tisch für zwei und machte Feuer im Kamin. Zurück in der Küche, trank er die Dose Bier zur Hälfte aus und stieß dann mit dem Büchsenöffner zusätzliche Löcher hinein. Danach vermengte er den gehackten Knoblauch und etwas gartenfrischen Rosmarin mit einem guten Stich Butter und verteilte die Paste anschließend unter der Hühnerhaut, so weit seine Finger reichten. Den Rest der Butter verstrich er in der Bauchhöhle.

Die Innereien schmorten bereits mit kleingewürfelten Möhren, Sellerie, einer Zwiebel, schwarzen Pfefferkörnern und etwas Wasser im Topf. Nach zehn Minuten seihte er die Zutaten ab und ließ die Flüssigkeit eindicken. Er schaute auf die Uhr. Gilles würde bald eintreffen. Mit einer halben Zitrone verstopfte er den Hühnerhals und befestigte sie mit einer Bratennadel. Er schaltete den Ofen auf hundertachtzig Grad, stellte die durchlöcherte und halbvolle Bierdose auf das Backblech und stülpte vorsichtig das Hähnchen darüber. Dann gab er etwas Entenfett auf das Backblech, legte die in Scheiben geschnittenen Kartoffeln dazu und ließ beides zusammen langsam im Ofen garen.

Er öffnete gerade ein kleines Glas seiner selbstgemachten *foie gras*, als Fabiola zurückrief und berichtete, dass der Gerichtsmediziner ihren Verdacht bestätigt habe. Sie werde jetzt nach Bergerac fahren und der Autopsie beiwohnen. Bruno rief daraufhin die Staatsanwaltschaft in

Périgueux an und informierte den diensthabenden Sachbearbeiter.

Balzac war offensichtlich begeistert von den Düften, die sich in der Küche verbreiteten, und wedelte wie wild mit dem Schwanz. Bruno wischte mit einem Stück Brot das Glas aus und gab es dem Welpen, der gierig zuschnappte. Dann führte er den kleinen Hund nach draußen und setzte sich mit ihm in das Hühnergehege, um ihn an die übrigen Mitglieder seiner neuen Familie zu gewöhnen. Zuerst kamen die Enten angewatschelt, dann die Hühner, gelockt von den Möhrenresten und Kartoffelschalen, die Bruno ihnen mitgebracht hatte. Er streichelte Balzac, redete leise auf ihn ein und hielt ihn fest, wenn er sich aus seinen Händen herauszuwinden versuchte. Bald darauf hupte ein Auto auf der Zufahrt. Bruno ging ums Haus herum, um den Journalisten zu begrüßen, den er in Sarajewo kennengelernt hatte.

Gilles hatte in jeder Hand eine Flasche: einen Black-Label-Scotch und eine Flasche Château Nenin, einen Wein aus dem Pomerol, den sich Bruno nicht einmal zu ganz besonderen Anlässen leistete.

»Wenn wir beide Flaschen leer trinken, können Sie nicht mehr fahren«, sagte Bruno, der sich nicht erinnerte, dass Gilles in Sarajewo viel getrunken hätte.

»Wir können uns ja zurückhalten. Ich dachte nur, wir sollten nachträglich feiern, dass wir Sarajewo überlebt haben. Ich war damals manchmal so ausgehungert, dass ich Ihren Hund aufgegessen hätte, wäre er mir in die Hände gefallen«, sagte der Reporter, als Bruno ihn ins Haus führte. »Aber schauen Sie sich erst einmal Ihr Geschenk an.«

Er reichte ihm ein Fax, auf dem ein Gebiss abgebildet war.

»Das ist der Beweis. Die Tote ist Athénaïs de Bourbon.«

»Françoise-Athénaïs«, korrigierte Bruno. »Ein Familienmitglied hat sie auf dem Foto wiedererkannt, das Sie mir zugeschickt haben.«

Nach dem ersten Gang – Brunos selbstgemachter *foie gras* – bat Bruno seinen Gast in die Küche, um ihn zu überraschen. Er öffnete die Ofenklappe, zog vorsichtig das Backblech heraus und stellte es auf den Herd.

»*Poulet bière au cul*«, erklärte er triumphierend. »Erinnern Sie sich? Wir waren im Konvoi unterwegs und wurden von einem texanischen Radioreporter bekocht. Er hat dieses tolle Gericht zubereitet. Das Bier verdampft im Inneren des Huhns, und das Fleisch bleibt wunderbar saftig.« »Putain, ja, jetzt erinnere ich mich wieder«, antwortete Gilles. »Er behauptete, für das Bier zehn Dollar auf dem Schwarzmarkt bezahlt zu haben.«

Bruno befreite das Hähnchen von der Bierdose, legte es mit den Kartoffelscheiben auf einen Servierteller und bat Gilles, es zum Tisch zu tragen und dort zu zerteilen, während er noch schnell die Sauce zubereitete. Eine halbe Stunde später war das Hähnchen verzehrt und vom Pomerol nur noch ein Drittel übriggeblieben, als Gilles’ Handy klingelte. Seine Redaktion wollte mit ihm sprechen. Bruno räumte den Tisch ab, servierte den Käse und löste für Balzac Fleischreste von den Hühnerknochen. Weil Gilles’ Gespräch länger dauerte, spülte Bruno in der Zwischenzeit das Geschirr, räumte die Küche auf und brachte frische Bettwäsche und Handtücher ins Gästezimmer.

»Fertig«, rief Gilles und füllte die Gläser zur Begleitung für den Käse. »Wir haben nur gerade ein bisschen an den Schlagzeilen, den Bildunterschriften und am Aufmacher gebastelt. Eine gute, wenn auch traurige Story. Sie wollen wissen, was als Nächstes passiert, nach dem Exorzismus. Ob’s eine Fortsetzung gibt.«

»Wäre das nicht ein fulminanter Abschluss?«

»Aber erst muss noch geklärt werden, wer den Teufel in der Höhle beschworen und warum Athénaïs ihren Selbstmord mit satanistischen Symbolen ausstaffiert hat. Meine Redaktion will,

dass ich ein Interview mit der Roten Komtesse führe.«

»Die Komtesse hat Athénaïs nicht identifiziert. Es war ihre Schwester. Die Komtesse leidet an Alzheimer und kommt aus ihrem Bett nicht mehr heraus.«

»Dann unterhalte ich mich eben mit der Schwester.«

»Ich fürchte, die hat mit der Presse nicht viel im Sinn«, sagte Bruno.

»Damit kann ich umgehen. Der Name *Paris Match* bewirkt immer noch Wunder.«

Sie setzten sich mit Brandygläsern wieder ans Feuer, und Bruno erzählte: von dem Feriendorf in Thivion, der Roten Komtesse im Wintergarten des Châteaus, Fouchers Vorstrafe wegen Insidergeschäften und den Partys der Rüstungslobby in der *auberge* des Grafen. Gilles machte sich Notizen.

Als Bruno fertig war und ein Holzscheit nachlegte, meinte Gilles: »Dreh- und Angelpunkt scheint dieser Graf zu sein. Was hat er zu all dem zu sagen?«

»Ich habe ihn noch nicht vernehmen können.«

»Hätten Sie was dagegen, wenn ich mich einschalte? Er ist der Cousin der Toten, nicht wahr? Wenn Athénaïs der einzige Nachkomme der Komtesse war, wird der Graf nicht nur seine Großmutter beerben, sondern auch die Rote Komtesse.«

Bruno fuhr zusammen. Warum hatte er daran noch nicht gedacht? Doch dann ließ er sich wieder in den Sessel zurückfallen. Der Graf konnte sie nicht beerben.

»Laut Autopsie hat Athénaïs irgendwann ein Kind zur Welt gebracht«, sagte Bruno. »Vielleicht ist das die Fortsetzung Ihrer Story. Sie haben doch bestimmt einen Korrespondenten in Hollywood, der dieses Kind leichter ausfindig machen kann als ich.«

»Mehr als einen«, erwiderte Gilles. Vielleicht würde das Magazin wieder einen Privatdetektiv engagieren, jemanden, der darauf spezialisiert ist, vermisste Personen über Krankenhauskarteien, Geburtsurkunden, Schulregister oder dergleichen aufzuspüren. So einer hat bereits Athénaïs' letzten Wohnsitz ausfindig gemacht und eine Menge weiterer Informationen aufgespürt: dass sie völlig pleite gewesen war und dass man ihre Kreditkarten gesperrt und ihren Wagen beschlagnahmt hatte.

»Die Absteige, in der sie noch Anfang dieses Jahres wohnte, hatte nicht einmal eine Garage«, berichtete Gilles. »Aus ihrem halbseidenen Leben in Hollywood ließe sich auch noch eine nette Story machen.«

»Und dann ist sie nach Hause zurückgekehrt.«

»Um zu sterben. So ungefähr lautet eine unserer Überschriften. Wollen Sie noch einen letzten Schluck trinken?«

Bruno schüttelte den Kopf. Er hatte mehr als genug getrunken. »Ich gehe jetzt ins Bett. Morgen muss ich wieder früh raus, es gibt noch einiges im Zusammenhang mit Pater Sentouts Exorzismus zu regeln. Sie übernachten hier. Wenn Sie Ihre Wagenschlüssel auch nur aus der Tasche holen, muss ich Sie festnehmen.«

Die Teufelshöhle sah prächtig aus. Die Lichtinstallation aus der Marienkapelle war in den großen Höhlenraum verlegt worden, so dass zu beiden Seiten des versammelten Publikums nun riesige Rosettenfenster an den Felswänden schimmerten. Von roten, blauen und goldenen Lichtern angestrahlt, spiegelte sich das Deckengewölbe im stillen Wasser des Sees. Am anderen Ufer, wo sonst während der Konzerte die Orchestermusiker saßen, stand jetzt der Chor von Saint-Denis, alle in weißen Gewändern. Neben dem Chor war ein Altar aufgebaut worden, ein langer Tisch mit weißer Decke, einem silbernen Kreuz, zwei weißen Kerzen und dem Messgeschirr. Dahinter stand, von einem Spotlight angestrahlt, der große Schatz von Saint-Denis: das aus Holz geschnitzte Kruzifix aus der Stadtkirche.

Feierliche Orgelmusik ertönte, als sich die Spätankömmlinge setzten. Vier Fernsehkameras waren auf den Chor gerichtet. Auf einer Bank am Rand saßen die Reporter, während Pressefotografen am Boden hockten oder hinter aufgepflanzten Stativen kauerten und nach günstigen Perspektiven auf den Höhlenraum suchten. Das halbe Städtchen schien gekommen zu sein, und draußen auf dem Parkplatz standen noch einmal so viele Menschen vor den Lautsprechern, um der Musik und den Worten des Paters zu lauschen.

Die Orgel verstummte plötzlich. Bruno, der auf dem kleinen Balkon neben dem Bürgermeister, Jean-Jacques und dem Baron saß, spürte förmlich, wie das Publikum den Atem anhielt, als die ersten Töne von Bachs Toccata in d-Moll dramatisch durch die Höhle hallten. Das auf den Chor gerichtete Scheinwerferlicht schwenkte über den See, dann langsam über das Publikum bis hin zur Treppe. Auf deren oberster Stufe stand Pater Sentout in vollem Ornat, hinter ihm der Mesner ganz in Weiß und mit einem großen silbernen Kruzifix in den Händen. Ihm schlossen sich, ebenfalls in weiße Messgewänder gekleidet, Marcels Sohn Jean-Paul und Philippe Delarons Neffe Luc an.

Pater Sentout kam die Treppe herunter und bestieg das Boot, das am Rand des Sees auf ihn wartete. Es war nicht etwa eines der bunt bemalten Tretboote aus Kunststoff, sondern der große, hölzerne Kahn des Barons, in dem sechs bis acht Personen bequem sitzen konnten. Der Priester nahm im Bug Platz. Der Mesner blieb feierlich vor dem Heckbord stehen, und die beiden Jungen setzten sich auf die Ruderbank. Luc löste die Leine und stieß den Kahn von der Anlegestelle ab. Das Scheinwerferlicht folgte ihnen, als die Jungen langsam über den See ruderten. Die Orgelmusik verhallte. Stattdessen waren die ersten Klänge aus Mozarts großer Messe in c-Moll zu hören.

Als der Kahn die Mitte des Sees erreichte, setzte der Chor mit seinem Kyrie ein, und es wirkte tatsächlich wie ein Wunder, als genau in dem Augenblick, in dem der Kahn auf der anderen Seite anlegte, Florence ihr Solo *Christe Eleison* anstimmte und mit ihrem bezaubernden Sopran den Höhlenraum füllte.

»Sie haben die halbe Nacht geprobt und seit heute früh um sieben«, flüsterte der Bürgermeister. Bruno nickte und schaute in das Programmheft, um nachzulesen, welche Musik ausgewählt worden war.

»Das hätte ich mir auf keinen Fall entgehen lassen«, murmelte Jean-Jacques Bruno ins Ohr. »Aber wir müssen später auch reden.«

Das Kyrie verklang. Pater Sentout richtete sich auf, hob die Hände und segnete die Gemeinde. Offenbar trug er versteckt ein kleines Mikrofon, denn seine Worte waren in dem riesigen Raum deutlich zu hören.

»In einer berühmten Predigt, gehalten im Jahr unseres Herrn 1972, sagte der Heilige Vater Paul

vi.: »Wir haben das Gefühl, dass durch irgendeinen Spalt der Odem Satans in den Tempel Gottes eingedrungen ist. Hier, in dieser großen Höhle, die wir als ein Werk Gottes betrachten, ist ein solcher Odem tatsächlich eingedrungen. Er hat die Kammer unserer gesegneten Mutter Gottes vergiftet und entweicht.«

Pater Sentout kniete sich auf den Gebetsstuhl vor dem Altar, worauf der Chor das triumphierende Gloria anstimmte. Als die Musik verklungen war, stand der Priester auf und sprach auf Latein: »*Exorcizo te, immundissime spiritus, in nomine Domini nostri Jesu Christi – ich exorziere dich, unreiner Geist, im Namen unseres Herrn Jesus Christus.*«

Er legte eine Pause ein. Das auf ihn gerichtete Scheinwerferlicht wurde schwächer, worauf der Chor laut intonierte:

»*Credo in unum Deum, Patrem omnipotentem, factorem cœli et terrae, visibilium omnium et invisibilium* – ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde sowie alles Sichtbaren und Unsichtbaren.«

Musik und Chorgesang schallten mit einer solchen Wucht durch den Höhlenraum, dass sich das Wasser des ansonsten stillen Sees kräuselte und die Lichtspiegelung an der Oberfläche schillern ließ.

»Der Geist des Allmächtigen sei mit uns«, rief der Priester.

»*Sanctus, Sanctus, Sanctus*«, intonierte der Chor in drei großen, aufsteigenden Akkorden. »Heilig, heilig, heilig Gott, Herr aller Mächte und Gewalten.«

Bruno fühlte sich in andere Sphären versetzt. Noch nie hatte er einen derart bewegenden Gottesdienst erlebt. Als Skeptiker war ihm bewusst, dass die Szenerie, die raffinierte Beleuchtung und die großartige Akustik, die den Chorgesang kraftvoll unterstützte, zusammenwirkten und Kindheitserinnerungen an Kirche und Frömmigkeit weckten. Er fühlte sich getragen von einer Welle der Gemeinschaft mit den vielen andächtigen Mitbürgern von Saint-Denis, die ebenso tief beeindruckt vom Licht, von der Musik und den Worten ihres Priesters waren. Eine dramatische, einmalige Erfahrung.

Pater Sentout nahm nun das heilige Abendmahl vor. Feierlich hob er den Weinkelch und die silberne Hostienschale in Richtung auf das große Kruzifix. Und während sie *Hosianna in Excelsis* sangen, trat ein Chormitglied nach dem anderen vor, kniete vor dem Altar nieder und nahm das Sakrament entgegen.

Nach dem *Agnus Dei* sprach der Pater die Worte: »*Ita, missa est.*«

Bruno glaubte, der Gottesdienst sei damit beendet. Er wollte aufstehen, als plötzlich ein Sirren zu hören war, gefolgt von einem heftigen Donnerschlag. Staub wirbelte auf, und durch das Deckengewölbe brach plötzlich helles Tageslicht.

Schreiend sprangen die Versammelten von ihren Plätzen auf, Stühle kippten krachend um. Über den allgemeinen Tumult dröhnte die verstärkte Stimme des Priesters: »Ein Zeichen! Gott der Herr gibt uns ein Zeichen!«

Die Hand in Richtung des Lichtstrahls ausgestreckt, der gleißend hell von der Decke herabfiel, brüllte er: »Und der Herr sprach, es werde Licht.«

Er wandte sich an den Chor, der hinter ihm stand, und hob wie ein Dirigent die Arme, um die Sänger mit einstimmen zu lassen. Während sich der Staub allmählich legte, war nur dieser eine, von den Mikrofonen verstärkte Satz aus der Schöpfungsgeschichte zu hören, ständig wiederholt und von den Sängern aufgegriffen: »Es werde Licht.« Die Zuschauer beruhigten sich, viele bekreuzigten sich.

Bruno sah zur Höhlendecke hinauf und in das Bündel von Sonnenstrahlen, das durch die

kreisrunde Öffnung von oben hereinfiel. Als er auf den Boden blickte, sah er nur den Korb, mit dem sich jeder Tourist für zwanzig Euro abseilen lassen konnte. Das Seil hatte sich von der Winde gelöst und lag nun in wirren Schleifen neben den Trümmern des Korbs. Bruno mochte nicht an einen Zufall glauben. Das Timing war einfach zu perfekt. Manche bekannten tatsächlich lauthals, einem Wunder beigewohnt zu haben.

»Na, wenn das nicht heute Abend in den Fernsehnachrichten gebracht wird«, sagte der Baron überaus zufrieden und gab dem Bürgermeister einen Klaps auf den Rücken.

»Hier lang«, sagte der Bürgermeister, als sie durch den Höhleneingang ins Freie traten. »Wir essen jetzt alle zu Mittag.«

Er führte Bruno, Jean-Jacques und den Baron zu dem städtischen Kleinbus, der sonst für Seniorenausflüge benutzt wurde, und machte kehrt, um Pater Sentout, den Held des Tages, zu holen. Jean-Jacques hielt Bruno zurück, als der dem Baron in den Bus folgen wollte. »Wir haben noch was Dienstliches zu bereden«, entschuldigte er sich bei dem Baron und stellte sich mit Bruno etwas abseits.

»Heute Morgen um halb neun gab es eine kleine Überraschung«, sagte Jean-Jacques. »Der Präfekt kam in mein Büro, was er sonst nie tut, und legte mir umständlich nahe, dem Betrugsverdacht gegen die Investoren des Feriendorfes von Thivion nicht weiter nachzugehen. Er hat dann bedeutungsvoll mit dem Finger zur Decke hochgezeigt und ging.«

»Druck von oben?«, fragte Bruno.

»Von ganz weit oben«, antwortete Jean-Jacques. »Ich habe mich daraufhin diskret bei seinem Sekretär erkundigt und erfahren, dass er kurz zuvor einen Anruf vom Verteidigungsminister erhalten hat und wenig später einen zweiten aus dem Elysée-Palast. Na ja, ich möchte meine Pension nicht aufs Spiel setzen«, meinte Jean-Jacques und zuckte mit den Achseln.

»Verstehe«, entgegnete Bruno ein wenig abgelenkt, weil er in diesem Moment Foucher auf den Ticketschalter der Höhle zugehen sah. Er kam aus der Richtung der Mitarbeiterbaracke... Bruno stutzte. Der Pfad führte außerdem hinauf zur Winde für den Korb. »Trotzdem, danke für den Versuch«, sagte er knapp.

»Mir stinkt das genauso. Aber so ist es nun mal. Auch Sie sollten sich überlegen, was Ihnen wichtiger ist. Apropos Betrug, Sie wollen mir doch hoffentlich nicht weismachen, dass Sie mit der kleinen Show von eben nichts zu tun haben?«

Er versetzte Bruno einen gespielt jovialen Knuff am Arm. Schweigend gingen sie zum Kleinbus, als der Bürgermeister sich mit Pater Sentout und Florence einen Weg durch die Menge der Reporter und Pressefotografen am Höhleneingang bahnte. Auch Foucher schloss sich ihnen an. Bruno drängte ihm seine Hand zum Gruß auf und stellte fest, dass wie erwartet ein kleiner Ölrest daran haftengeblieben war.

»Eine großartige Vorstellung, Pater«, beglückwünschte der Baron den Priester und rutschte auf seiner Bank ein Stück zur Seite, um ihm Platz zu machen.

Im Bus unterwegs in die Stadt wurde Florence mit Lob überschüttet, und man erinnerte sich wechselseitig an diesen und jenen Glanzpunkt der denkwürdigen Messe. Bruno rechnete damit, dass in der Mairie ein kleiner Imbiss vorbereitet worden war, und wunderte sich, als der Fahrer die Ortsmitte passierte und in Richtung Les Eyzies weiterfuhr. Anscheinend war ein Restaurantbesuch geplant. Erst als sie in die Straße nach Saint-Philippon abbogen, ahnte Bruno, dass die *auberge* des Grafen ihr Ziel war.

Diskret öffnete er sein Handy und las noch einmal die SMS, die ihm Isabelle vor etwa zwei Stunden geschickt hatte. Der Text war wie immer sehr knapp formuliert und von einer Nummer

abgeschickt worden, die er nicht kannte. Vielleicht musste sie vorsichtig sein. Er las: »Béatrice 2 Festnahmen wegen Prostitution in Paris. Keine Anklage. Fax folgt.«

Dass die Festnahme einer Prostituierten keine rechtlichen Folgen nach sich zog, war nicht ungewöhnlich. Häufig blieb es bei einer formellen Verwarnung, und nicht selten drückte der zuständige Magistrat auch ein Auge zu, insbesondere dann, wenn ein verdeckter Ermittler der Sitte involviert und in ähnlichen Fällen schon allzu häufig in Erscheinung getreten war. Manchmal konnte sich eine Festgenommene auch freikaufen, wenn sie sich gefügig zeigte und sexuelle Dienste oder Informationen anzubieten hatte. Bruno hatte jedoch noch nie gehört, dass eine solche Festnahme grundlos gewesen wäre.

Hinter ihnen drückte plötzlich jemand wiederholt auf die Hupe. Der Fahrer des Kleinbusses fuhr rechts ran, und ein weißer Jaguar mit Foucher am Steuer rauschte vorbei. Neben ihm saß der Graf, und von der Rückbank winkten Béatrice und Eugénie. Bruno machte sich schon auf eine größere Gesellschaft gefasst. Aus den Augenwinkeln entdeckte er, wie Pater Sentout dem vorausseilenden Fahrzeug mit Leichenbittermiene nachschaute, seinen Rosenkranz befügerte und die Lippen dabei bewegte. Hatte er jemanden in dem Wagen wiedererkannt oder fühlte er sich nur erschöpft nach dem Gottesdienst in der Höhle?

»Endlich haben wir es geschafft, Sie privat als Gast zu empfangen, und trotzdem sind Sie in Uniform«, begrüßte ihn Béatrice lächelnd und reichte ihm ein Glas Pol Roger. Der Baron, der ebenfalls mit einem Glas bedacht wurde, küsste sie auf beide Wangen und nannte sie »*ma belle*«. Auf einen Wink des Bürgermeisters hin entschuldigte sich Bruno und zwängte sich an Jean-Jacques' bulliger Gestalt vorbei, dahin, wo er mit dem Grafen und Foucher im Gespräch war. Der Graf schilderte die Schwierigkeiten, die es in Thivion gegeben hatte, und erklärte wie Eugénie, dass aufgrund der Bankenkrise die Finanzierung gescheitert, aber alles unternommen worden sei, um den Schaden möglichst geringzuhalten.

»Sie sind herzlich willkommen, sämtliche Unterlagen einzusehen«, sagte der Graf. »Dabei werden Sie feststellen, dass ich jede Menge Geld verloren habe.«

»So viel wie Thivion?«, fragte Bruno höflich. Er wusste, weshalb der Bürgermeister ihn zu sich gewinkt hatte. Bruno sollte die Fragen stellen, die sich Mangin selbst nicht zu stellen traute. Er wollte sich aus Kontroversen heraushalten, um später im geeigneten Moment mit Kompromissangeboten aufzutreten zu können.

»Wäre die Stadt auf meinen Rat eingegangen, hätte sie keinen einzigen Cent verloren«, antwortete der Graf, ohne sich von Brunos Provokation irritieren zu lassen. Der Bürgermeister verabschiedete sich plötzlich und eilte auf Pater Sentout zu. Bruno blieb mit dem Grafen und Foucher allein zurück.

»Der Bürgermeister von Thivion ist ein Trottel«, sagte Foucher. »Ich habe stundenlang auf ihn eingeredet und zu erklären versucht, dass es das Falscheste wäre, Abstriche zu machen, aber er weigerte sich, für einen weiteren Kredit zu bürgen, den wir gebraucht hätten, um das Projekt wie geplant durchzuziehen. Ich bin nicht gerade stolz darauf, wie die Sache ausgegangen ist, aber wir haben unser Bestes getan.«

»Ihnen ist doch hoffentlich mitgeteilt worden, dass ich Sie beide zu sprechen wünsche«, sagte Bruno. Der Graf nickte und sagte, dass er auch ahne, warum. Bruno stellte sein Glas ab, zog das zusammengefaltete Foto von Athénaïs aus der Brusttasche und zeigte es ihm. »Ihre Großmutter hat diese Frau als ihre Großnichte identifiziert, als Ihre Cousine Athénaïs. Können Sie das bestätigen?«

Der Graf warf nur einen flüchtigen Blick auf das Foto. »Ich glaube ja, obwohl ich sie seit Jahren

nicht gesehen habe. Das letzte Mal, als ich auf Geschäftsreise in New York war. Sie ging mit einem Film-Treatment bei kleineren Produktionsfirmen hausieren, und wir trafen uns auf einen Drink. Sie hat auch mich zu überreden versucht, in ihren Film zu investieren, aber ich war dagegen. Wir standen uns nicht besonders nahe.«

»Wussten Sie, dass sie nach Frankreich zurückgekehrt ist? Oder warum sie sich hätte umbringen wollen?«

Der Graf schüttelte den Kopf. »Wir hatten keinen Kontakt, nicht einmal zu Weihnachten. Keine Ahnung, woher sie wusste, dass ich damals in New York war. Sie rief mich aus heiterem Himmel an.«

»Und was ist mit Ihnen?«, wandte sich Bruno an Foucher. »Sie haben sich ziemlich ins Zeug gelegt, um den Kahn mit ihrer Leiche aufzuhalten, als er unter der Brücke wegtrieb. Behaupten Sie immer noch, dass Sie rein zufällig in der Nähe waren?«

»Sie ist mir nie begegnet. Deshalb kann ich sie auf diesem Foto auch nicht wiedererkennen«, antwortete Foucher ausweichend. »Was anderes: Sind solche Finanzgeschäfte nicht jenseits Ihrer Liga?«

»Immerhin weiß ich, dass Insidergeschäfte bei Strafe verboten sind«, entgegnete Bruno kühl, ärgerte sich aber sofort, eine so wichtige Karte ausgespielt zu haben, nur um sich für Fouchers Arroganz zu revanchieren.

Er starrte den jungen Mann an, bis dieser seinem Blick auswich und den Grafen ansah, der die beiden mit gerunzelter Stirn und amüsierter Miene beobachtete.

»Sie waren offenbar fleißig«, sagte der Graf. »Es scheint, Sie haben unseren Gemeindepolizisten unterschätzt, Lionel.«

»Ich muss Sie bitten, mich nach Bergerac in die Gerichtsmedizin zu begleiten, um die Tote zu identifizieren«, teilte Bruno dem Grafen mit. »Ihrer Großmutter will ich das nicht zumuten. – Es wird auch nicht lange dauern.«

»Ich muss dann wohl meiner Familienpflicht genügen, obwohl ich es, offen gestanden, nicht gern tue, zumal Sie, wie ich höre, mein Projekt zu torpedieren versuchen.«

»Da hat man Sie falsch informiert«, erwiderte Bruno und warf einen Blick auf Foucher. »Ich bin an der versprochenen Sporthalle mindestens genauso interessiert wie Sie an Ihrem Projekt, will aber sicherstellen, dass Saint-Denis nicht wie Thivion auf die Nase fällt.«

»Verständlich«, entgegnete der Graf mit einem angedeuteten Lächeln, das durchaus echt wirkte. »Vergessen Sie nicht, hier ist meine Heimat. In der Familienkapelle wurde ich getauft. Und mit der Sporthalle ist es mir ernst. Wir lassen sie von erstklassigen Architekten entwerfen.«

»Die ersten Pläne habe ich dem Bürgermeister persönlich vorgelegt«, sagte Foucher. »Was könnte man sonst noch von uns erwarten?«

Bruno wechselte das Thema. »Erzählen Sie mir von Ihrer charmanten Hotelmanagerin. Wie sind Sie auf sie gekommen? Seit wann kennen Sie sie?«

»Seit ein paar Jahren«, antwortete der Graf vorsichtig. Er schaute in Béatrice' Richtung, die vom Baron in Besuch genommen wurde. »Sie arbeitete für ein Catering-Unternehmen, das meine damalige Investmentfirma häufiger in Anspruch genommen hat. Und weil ich von ihr beeindruckt war, habe ich sie eingestellt.« Er reichte Foucher sein leeres Glas, der sofort loselte, um es wieder zu füllen. »Sonst noch Fragen, oder kann ich jetzt meine anderen Gäste begrüßen? Ich brenne darauf, die faszinierende Sängerin kennenzulernen. Wie man mir sagte, war sie für die ganze Inszenierung zuständig. Würden Sie mich ihr bitte noch vor dem Essen vorstellen?«

»Mit Vergnügen«, antwortete Bruno und ging dem Grafen voraus. »Sie hat nicht alles

organisiert. Der Paukenschlag zum Schluss war, wenn ich richtig liege, Ihre Idee und die des Barons, und der Mann, der Ihnen Champagner nachschenkt, hat offenbar für die Ausführung gesorgt. Ich würde zu gern wissen, wie Sie unseren Priester überreden konnten mitzumachen.«

»Er war ganz angetan davon, als wir es ihm erklärten.«

Bruno musste sein Mittagessen unterbrechen, weil Fabiola anrief.

»Ich bin mir noch nicht ganz sicher, glaube aber, dass Sie in zwei Mordfällen tätig werden müssen«, sagte sie mit müder Stimme. »Die Frau im Kahn und Junot starben beide an Herzversagen infolge eines Kreislaufkollapses. Ich wette, ihnen wurde Luft injiziert, kann das aber nicht beweisen. Wissen Sie, was eine Embolie ist?«

»So ungefähr.«

»Wenn vor einer gerichtsmedizinischen Untersuchung Mordverdacht besteht oder Tod durch Ersticken diagnostiziert wird, kommt die Leiche, bevor man sie öffnet, unter den Röntgenschirm«, erklärte sie. »Luftblasen im Blut lassen sich deutlich erkennen.« Es gebe noch eine andere Methode, sagte sie: eine unter Wasser durchgeföhrte Obduktion; im Fall einer Embolie würden Luftblasen aufsteigen wie aus einem löchrigen Fahrradschlauch. Eine solche Untersuchung habe sich bei Junots Leiche allerdings wegen der schweren inneren Verletzungen erübrigkt.

»Wir haben aber an den Armen beider Leichen Einstichstellen entdeckt«, sagte sie. Es sei zwar nicht zu beweisen, aber sehr wahrscheinlich, dass der Frau Luft injiziert worden sei, die zuerst in die rechte Herzkammer und von dort in die Lunge gelangt sei, wo sie Kapillaren verstopft und den Kollaps ausgelöst habe. Sie sei wohl an Atemnot gestorben, sagte Fabiola, denn der Körper reagiere wie auf Luftmangel. Weil Junot aber nicht vorher geröntgt worden sei, fehle auch dieser Beweis.

»Bei Junot sind Prellungen festgestellt worden, die von körperlicher Gewaltanwendung herrühren, aber eben auch auf den Unfall zurückgeführt werden können«, fuhr sie fort. »In beiden Fällen deutet der Einstich jedenfalls auf eine sehr große Injektionsnadel hin, die mit hoher Wahrscheinlichkeit von einer medizinisch ausgebildeten Person gesetzt wurde. Man braucht dafür zweihundert Milliliter, was ungefähr einer Tassenfüllung entspricht. Eine gewöhnliche Spritze fasst aber nur zwanzig Milliliter.«

»Sie tippen also auf Mord durch Luftinjektion, wenn ich richtig verstehre. Ihr Befund müsste eigentlich reichen, um die Staatsanwaltschaft in Aktion treten zu lassen.«

»Aber Sie brauchen zusätzliche Beweise«, sagte sie. »Unser Befund ist nicht abgesichert. Andere Ärzte würden vielleicht zu einem anderen Ergebnis kommen. Der Gerichtsmediziner – ein Freund von mir – wird seinen Bericht an die Staatsanwaltschaft faxen und auch an Sie und an Jean-Jacques. Übrigens, Junot hätte wahrscheinlich ohnehin nicht mehr lange zu leben gehabt. Er hatte geschwollenes Brustgewebe, und seine Leber war gelb-orange. Eindeutige Zeichen für eine fortgeschrittene Leberzirrhose.«

Bruno war, während er ihr zuhörte, über den Parkplatz gegangen und stand nun vor einer großen Hecke, durch die er weitere Fahrzeuge erspähen konnte, unter anderem einen großen Pick-up, von denen es in Frankreich nur sehr wenige gab. Er schlüpfte durch eine Lücke in der Hecke und entdeckte einen älteren Toyota Hilux, ein starkes Dreiliter-Modell mit wuchtigen Stoßstangen vorn wie hinten. Er ging um den Wagen herum und fragte sich, ob womöglich damit die Holzbarriere am Straßenrand gerammt und zerschmettert worden war. Die vordere Stoßstange war zwar ziemlich zerkratzt, aber sonst intakt, die hintere nur etwas eingedellt. Die Ladefläche war mit einer schmutzigen alten Plane abgedeckt, die an mehreren Stellen aufgerissen war. Blut- oder frische Ölspuren, die auf den Transport eines Motorrades hingedeutet hätten, konnte Bruno nicht ausmachen. Aber es war auch möglich, dass man die Stoßstange vor dem Crash mit der Plane umwickelt hatte.

Bruno zog einen Plastikbeutel aus der Tasche und zupfte einen Faden aus der Plane. Dann kehrte er auf die Terrasse zurück, wo bereits der Kaffee serviert wurde. Béatrice saß zwischen dem Baron und Jean-Jacques, die sich angeregt mit ihr unterhielten. Bruno trat auf sie zu, bat die Störung zu entschuldigen und Béatrice um ein Gespräch unter vier Augen.

»Sie Langweiler«, rüffelte sie ihn, gab dem Baron einen letzten Knuff in den Arm und führte Bruno in ihr Büro. »Wird es lange dauern?«

»Ich hoffe nicht«, antwortete er. »Es geht um Francettes Vater. Ist er nach unserem Besuch noch einmal hier aufgetaucht?«

»Nein. Was soll die Frage? Sie sagten doch, er sei bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen.«

»Wir versuchen gerade, seine letzten Stunden zu rekonstruieren, bis hin zu dem Unfall in der Nacht von Samstag auf Sonntag.«

»Ich habe ihn jedenfalls hier nicht mehr gesehen.«

»Danke für die Auskunft«, sagte Bruno und drehte sich halb um, als wollte er gehen. »Noch eine Frage. Wenn ich mich richtig erinnere, sagten Sie bei unserer ersten Begegnung, vor Ihrer Beschäftigung hier im Hotel für ein Catering-Unternehmen gearbeitet zu haben. Wann war das und wo? Wir überprüfen gerade alle Ausschanklizenzen, die in unserem Département ausgestellt wurden.«

»Damit habe ich nichts zu tun. Das ist Sache des Grafen«, antwortete sie.

»Aber Sie führen die Geschäfte.« Sie musterte ihn gleichgültig und öffnete dann einen kleinen Aktenschrank neben ihrem Schreibtisch. »Hier ist mein Lebenslauf.«

Er überflog den Inhalt, registrierte mehrere Verweise auf das »Hotel- und Gastgewerbe«, bemerkte auch, dass es Lücken im Zeitablauf gab, und fragte wie beiläufig: »Vorbestraft sind Sie nicht?«

Sie nahm hinter dem Schreibtisch Platz. »Warum sagen Sie nicht einfach, was Sie von mir wollen?«

»Ich frage mich, wie es möglich ist, dass Sie zweimal festgenommen wurden und in beiden Fällen einer Strafanzeige entgehen konnten«, antwortete er und setzte sich ihr gegenüber.

»Seit wann können einfache Landpolizisten Einblick in Ermittlungsakten der *police nationale* nehmen?«, entgegnete sie ohne jede Spur von Verlegenheit.

»Das konnten wir schon immer«, antwortete Bruno ruhig. »Erzählen Sie mir doch, was passiert ist.«

»Tun Sie nicht so naiv, Bruno. Das können Sie sich doch vorstellen. Aber wissen Sie auch, wie sich die Öffnung des Eisernen Vorhangs auf das älteste Gewerbe in unseren Breiten ausgewirkt hat? Als die Russen, die Albaner und Serben gekommen sind? Die Mädchen wurden terrorisiert, Zuhälter erschossen, Brandanschläge auf Escort-Agenturen verübt. Während der Neunziger herrschte Krieg im Milieu. Ich habe mich so schnell wie möglich aus dem Staub gemacht.«

»Wie hat es bei Ihnen angefangen?«

»Ich bin in Beuvry zur Welt gekommen, an der belgischen Grenze. Kurz vor meiner Geburt wurde die letzte Zeche geschlossen. Es gab keine Arbeit mehr, die Schulen waren beschissen, mein Vater starb, und meine Mutter fing an zu trinken. Sie brachte Männer mit nach Hause, die mich hübsch fanden. Was hätte ich tun sollen? Mit fünfzehn bin ich mit meiner besten Freundin nach Paris gegangen. Den Rest können Sie sich denken. Die Freundin wurde drogenabhängig. Sie ist gestorben.«

»Und wie ist es zu den Festnahmen gekommen?« Bruno versuchte, weiter gleichgültig zu

klingen.

»Anfangs habe ich für eine Escort-Agentur gearbeitet. Die Polizei hat alle Mädchen, die dort registriert waren, festgenommen. Aber zu einer Anklage kam es nicht. Vielleicht ist Schmiergeld geflossen.«

»Und das zweite Mal?«

»Ich war dann in einer sehr exklusiven *maison de passe*, fast so exklusiv wie die von Madame Claude. Vielleicht haben Sie davon gehört. Das *Chez Foufounette* war ziemlich bekannt.«

Sie zwinkerte mit den Augen. Foufounette war ein eher harmloses französisches Slang-Wort für die weiblichen Geschlechtsorgane.

»Der Name spricht für sich«, sagte er lachend.

»Täuschen Sie sich da mal nicht«, entgegnete Béatrice und lachte ebenfalls. »Manche unserer Kunden haben selbst mich überrascht. Aber auch dieses Intermezzo ging zu Ende, als ein Abgeordneter der *Assemblée Nationale* behauptete, er habe sich bei uns einen Tripper eingefangen. Er beklagte sich beim Bürgermeister von Paris, der uns die Polizei auf den Hals schickte. Aber irgendein anderer Freier sorgte dafür, dass die Akte geschlossen wurde. Einer wollte mich zu seiner Geliebten machen und mir ein Appartement kaufen. Ich lehnte dankend ab und sagte, ein richtiger Job wäre mir lieber. Er verschaffte mir einen in der Werbung, und von da an ging's bergauf.«

»Und dann lernten Sie den Grafen kennen.«

»César, ja. Ein süßer Typ, der eine Geliebte nicht im Stich lässt.« Sie deutete auf ihr Büro. »Er weiß von meiner Vergangenheit. Also werden Sie mich damit nicht unter Druck setzen können.«

»Das hatte ich auch nicht vor. Ich wollte wirklich nur wissen, ob Junot noch einmal hier war. Jetzt muss ich Sie aber fragen: Hat dieses Hotel irgendetwas mit Ihrem alten Gewerbe zu tun?«

»Sie wollen wissen, ob unsere Gäste weibliche Gesellschaft wünschen? Noch einmal: Tun Sie nicht so naiv. Wir werben zwar nicht dafür, haben aber auch nichts dagegen. Die Mädchen haben jederzeit die Möglichkeit, nein zu sagen.«

»Hat Francette deshalb eine dicke Lippe?«

»Nein, ich habe Ihnen schon erklärt, wie es dazu gekommen ist«, antwortete sie. Mit ihrer guten Laune schien es vorbei zu sein; Béatrice war wie ausgewechselt. »Francette wurde von einem ungeschickten Gast, der außerdem nicht mehr ganz nüchtern war, zu Boden gestoßen. So hat sie es jedenfalls dargestellt. Ich war nicht dabei.«

»Könnte Junot gewusst haben, was seine Tochter hier bei Ihnen treibt?«

»Dann müsste er es von Francette wissen. Wir hier sind sehr diskret.«

»Das ist mir auch schon aufgefallen«, sagte er und stand auf. »Danke für Ihre Zeit. Eine letzte Frage noch: Gehört Eugénie auch zu Ihrem Stall?«

»Warum fragen Sie? Sind Sie an ihr interessiert?« Sie zwinkerte wieder mit den Augen, was aber diesmal einen etwas affektierten Eindruck auf ihn machte. »Nein, sie gehört nicht dazu, aber wahrscheinlich wurden ihr schon Avancen gemacht.«

Die Mülldeponie von Saint-Denis wurde von einem ehemaligen Unteroffizier der Fallschirmspringer gemanagt, einem hünenhaften Kerl mit Namen Jacquot. Er führte ein strenges Regime auf seiner Mülldeponie, die er offenbar manchmal mit einem Exerzierplatz verwechselte. Wehe dem, der Plastik- und Küchenabfälle, leere Batterien und Gartenschnitt zusammenwarf oder mit seinem Fahrzeug die aufgemalten Leitspuren verließ, die auf die riesigen Container zuführten. Bruno parkte seinen Transporter neben der Einfahrt, schüttelte Jacquot die Hand und fragte, ob

Samstag oder Sonntag Plastikfolie oder anderes Verpackungsmaterial abgegeben worden sei.

»Am Wochenende ist geschlossen«, antwortete Jacquot.

»Ja, aber es kommt doch vor, dass Leute ihren Müll über den Zaun in die entsprechenden Container werfen.« Bruno wusste, dass sich Jacquot manchmal in seiner kleinen Holzbaracke versteckte, um Übeltätern aufzulauern und Fotos von ihnen zu machen. Auf diese Weise hatte er tatsächlich schon manche überführt, denen vom Ordnungsamt anschließend Geldstrafen aufgebrummt worden waren, über die ausführlich in der Lokalpresse berichtet wurde.

»Wir können ja mal nachsehen«, sagte Jacquot. Er ging voraus und legte eine Leiter an den Container für Kunststoffe. Mit einer langen Stange, an der ein Haken befestigt war, stocherte er vorsichtig im Müll herum. »Im Papiercontainer liegt ein Karton, den ich mir noch ansehen wollte, weil er nicht zusammengefaltet ist. Könnte ja noch was drin sein. Die Leute glauben immer, so was würde mir nicht auffallen. Von wegen. Schauen Sie mal nach da oben!« Jacquot zeigte auf den Giebel seiner Hütte, auf dem eine Kamera montiert war.

»War die auch am Wochenende eingeschaltet?«, fragte Bruno.

»Na klar«, antwortete Jacquot. »Weshalb sollte ich sie sonst installiert haben?« Der Papiercontainer war zu hoch für ihn und darum von außen nicht einsehbar. »Ich muss jedenfalls reinsteigen«, sagte er. »Bringen Sie mir doch mal die Leiter, die da drüben an der Hütte lehnt.« Er hängte die Leiter über die Innenwand des Containers und kletterte hinein, gefolgt von Bruno, der ihm dabei zusah, wie er mit einem Messer, das er vom Gürtel abnahm, den zuoberst liegenden Karton aufschlitzte, schnell und präzise wie ein Küchenchef. »Haben Sie *danach* gesucht?«, fragte er und hielt eine verschmutzte, aber sorgfältig gefaltete Plastikplane in die Luft. »Ist ziemlich verschmiert. Mit Öl und brauner Farbe, würde ich sagen. Klebt noch.«

»Könnte es auch Blut sein?«

»Durchaus!« Jacquot stieg aus dem Container und gab Bruno den Karton, während der *chef de police* zuerst Jean-Jacques anrief, damit er die Spurensicherung vorbeischickte, und dann Pater Sentout. Von ihm wollte er wissen, wo die alten Taufurkunden von Saint-Philippon aufbewahrt wurden. Im Bischofssitz in Périgueux, erhielt er zur Antwort. Ob dort auch Urkunden aus der Privatkapelle des Châteaus zu finden seien? Natürlich, antwortete der Priester. Wieso er sich dafür interessiere?

»Ich muss nur ein paar Namen und Daten überprüfen«, antwortete Bruno. »Auf Taufurkunden steht immer der vollständige Name, nicht wahr?«

»Ja, früher wurden häufig sogar die Namen sämtlicher Paten mit aufgeführt«, sagte Pater Sentout. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

»Kennen Sie vielleicht die Namen der Beichtväter von Madame de la Gorce? Wahrscheinlich haben sie auch die Taufen in der Familie vorgenommen.«

»Das nehme ich doch an. Weil Saint-Philippon zu meiner Gemeinde zählt, müssten die Unterlagen hier bei uns ziemlich vollständig sein. Wie weit reicht Ihr Interesse zurück?«

»Bis 1945, wenn möglich.«

»Herrje, dann müsste ich wohl die Archive meiner Vorgänger öffnen. Ist es dringend?«

»Ich fürchte ja.« Bruno schwieg. Nach einer kurzen Pause sagte er: »Noch etwas, Pater. Als wir heute Vormittag zur *auberge* gefahren sind, schien Sie etwas verunsichert zu haben. Haben Sie von den Gästen des Hotels irgendjemanden wiedererkannt?«

»Nein, es war etwas anderes«, antwortete der Priester ein wenig vorschnell. »Nichts Wichtiges.«

Nachträglich fragte sich Bruno, ob Pater Sentout auf einer seiner Dienst- oder Privatreisen nach

Paris Béatrice in ihrer Eigenschaft als Escortdame kennengelernt haben mochte. Doch er verwarf diesen Gedanken sofort wieder. Sentouts Haushälterinnen waren für ihre Frömmigkeit und Biederkeit bekannt, und Bruno hatte auch noch nie gehört, dass dem kleinen Gottesmann irgendwelche Abwege unterstellt worden wären. Bruno hielt das kirchliche Gebot der Priesterkeuschheit zwar für absurd, war aber überzeugt, dass Pater Sentout danach lebte. Trotzdem nahm er sich vor, seinem Verdacht, so vage er auch sein mochte, nachzugehen. Als er wieder in seinem Transporter saß, nahm er den Ordner zur Hand, den er zusammen mit seiner Post und den beiden Faxon von Isabelle aus dem Büro mitgenommen hatte. Der Ordner enthielt die ausgedruckten Fotos des Familienstammbaums aus der Familienbibel im Roten Château, die er mit seinem Handy aufgenommen hatte. Manche Namen in dem Stammbaum – Gondrin, Pardaillan, Antin und Mortemart – hatten ihn schon beim ersten Blick stutzig gemacht, und als er jetzt in seinem Notizbuch nachblätterte, stellte er fest, dass die verschiedenen Gesellschaften, die an dem Projekt des Grafen in Thivion beteiligt gewesen waren, dieselben Namen trugen.

Kurz entschlossen rief Bruno die Telefonauskunft an und ließ sich die Nummer des Pariser Architekturbüros geben. Dort verlangte er, mit dem Geschäftsführer verbunden zu werden. Als eine Frau antwortete, stellte sich Bruno vor und fragte, wer ihm über die Pläne für die Sporthalle in Saint-Denis Auskunft geben könne.

»Pläne für einen solchen Auftrag liegen mir nicht vor«, sagte die Frau nach einer längeren Pause, während der Bruno Tastengeräusche hörte.

»Der Auftrag müsste von César de Vexin erteilt worden sein. Die Sporthalle steht im Zusammenhang mit dem Feriendorf, das Sie hier in unserer Stadt hochziehen wollen.«

»Von Saint-Denis habe ich noch nie etwas gehört.«

»Und von Saint-Philippon?«

»Auch nicht.«

»Der Auftraggeber ist vielleicht die Fondsgesellschaft Antin.«

»Wir haben hier ein Bauprojekt unter dem Titel ›Thivion‹.«

»Dann sind wir auf der richtigen Spur«, sagte Bruno. Es wurde wieder still in der Leitung. Nach einer Weile meldete sich die Frau zurück, ihre Stimme verriet Argwohn.

»Wer, sagten Sie, sind Sie?«

Bruno antwortete, nannte die Telefonnummer des Bürgermeisteramtes und schlug vor, dass sie dort anrief, um sich seine Identität und die Nummer seines Handys bestätigen zu lassen.

»Ich misstraue nicht Ihnen, sondern dieser Gesellschaft«, entgegnete die Frau. »Wir werden jedenfalls nie mehr für sie tätig werden. Sie schuldet uns immer noch unser Honorar, das wir nun einklagen müssen. Ganz davon abgesehen haben wir noch nie eine Sporthalle gebaut.«

»Aber die Pläne dafür tragen Ihren Stempel«, sagte Bruno.

»Dann wollte Sie jemand täuschen«, versicherte sie ihm. »Würden Sie uns bitte eine Kopie davon zukommen lassen? Damit wir sie in unsere Klage mit aufnehmen können.«

Nach dem Gespräch mit der empörten Architektin meldete sich Bruno bei Michel von den Stadtwerken, um ihn über den Stand der Dinge zu unterrichten. Michel ließ ihn im Gegenzug wissen, dass er seinerseits ermittelt habe. So sei ihm vom übergeordneten Bauamt in Périgueux bestätigt worden, dass die geplante zusätzliche Isolierung für die Sporthalle völlig überflüssig sei. Man habe ihn an einen jungen Architekturprofessor von der Universität Bordeaux vermittelt, der gerade von einem Auslandsjahr an der École d'architecture der Université Laval in Québec zurückgekehrt sei.

»Diese Art der Wärmedämmung ist eine kanadische Spezialität«, erklärte Michel. »Die Pläne

hat dieser Professor sofort wiedererkannt. Sie wurden nämlich im Rahmen eines Seminarprojekts entwickelt, an dem er beteiligt war. Die Aufgabe bestand darin, ein Konzept für eine Sporthalle im hohen Norden Québecks zu entwickeln, in einer Stadt namens Jonquiére, in der es vertiefelt kalt werden kann. Weil es sich um eine öffentliche Ausschreibung handelte, wurden die Pläne publiziert. Wie es aussieht, hat man sie aus dem Internet heruntergeladen, den Stempel des Pariser Architekturbüros draufgedrückt und uns dann vorgelegt. Sie haben die Herrschaften keinen Cent gekostet. Ich wollte gerade den Bürgermeister anrufen.«

»Tu das«, sagte Bruno. »Und richte ihm bitte aus, dass die Pariser Architekten auf ihr Honorar warten und klagen werden.«

Bruno widmete sich wieder den Unterlagen in seinem Ordner. Die von Isabelle gefaxten Protokolle von Béatrice' Festnahmen stimmten mit dem überein, was Béatrice ihm in ihrem Büro gestanden hatte. Darüber hinaus war ihnen zu entnehmen, wo, wann und von wem sie festgenommen worden war. Vielleicht half das irgendwie weiter. Fabiola hatte ihm die Kopien zweier Autopsieberichte zugefaxt. Bruno überflog die Zusammenfassungen auf den letzten Seiten. In beiden Fällen lautete der Befund: »...eindeutige Anzeichen für äußere Gewaltanwendung.« Das sollte reichen. Auch wenn Jean-Jacques weniger diskret mit dem Finger auf »die da oben« hinwies, mussten nun Ermittlungen aufgenommen werden.

Bruno lehnte sich auf dem Fahrersitz zurück und dachte darüber nach, wie viel er Gilles würde anvertrauen können. Seine Story war wahrscheinlich inzwischen veröffentlicht worden. Bruno hoffte, dass Gilles trotzdem seinem Hinweis auf das Rote Château nachgehen würde. Sie beide hatten sich am Morgen so freundschaftlich verabschiedet, wie dies zwei verkaterten Männern nach drei Tassen extrastarken Kaffees nur möglich war. Bruno hatte sich noch zu einem kleinen Lauf durch den Wald gezwungen und anschließend geduscht. Gilles hingegen war, als er ihn später zwischen den anderen Reportern in der Höhle gesehen hatte, immer noch so zerknittert gewesen wie nach dem Aufstehen.

Kaum hatte Gilles Brunos Anruf entgegengenommen, fragte er: »Haben Sie schon ins Internet geschaut? Die Reaktion ist gigantisch. Sogar *Le Monde* bringt's auf der ersten Seite. Wir drucken hunderttausend Exemplare extra. Augenblick...«

Bruno hörte, wie sich Gilles bei seinen Kollegen entschuldigte und einen ruhigeren Raum aufsuchte. »Wir sind der Tochter und dem Exmann auf der Spur. Einer unserer Reporter vor Ort hat sich auf den Weg zu ihrem Haus in Santa Barbara gemacht. Wir wären bereit, der Tochter einen Flug nach Frankreich zu spendieren, damit sie an der Beerdigung ihrer Mutter teilnehmen kann. Steht schon fest, wann sie stattfindet? Wird Athénaïs auf dem Familienfriedhof am Château beigesetzt?«

»Keine Ahnung. Aber daraus wird vorerst nichts. Die Staatsanwaltschaft kann die Leiche erst nach Vorlage des Autopsieberichts freigeben, und der muss noch geschrieben werden.« Dass sich die Freigabe noch wochenlang hinziehen könnte, behielt Bruno für sich.

»Ich muss noch einen Artikel über die Rote Komtesse schreiben«, sagte Gilles. »In unserem Archiv sind jede Menge alte Fotos und Zeitungsausschnitte, aber ich würde gern auch Zeitzeugen zu Wort kommen lassen. Wohnt in Ihrer Stadt jemand, der sie von früher kennt?«

Bruno nannte ihm die Namen und Telefonnummern von Antoine, der den Campingplatz führte, vom alten Schulmeister Fouton und von Montsouris, dem treuen Kommunisten. »Wie fanden Sie die Feier in der Grotte?«

»Nicht schlecht. Das Fernsehen hat tolle Bilder machen können. Aber uns liegt man jetzt in den Ohren, und jeder will beweisen, dass die Sache mit dem abgestürzten Korb getürkt war«, erwiderte

Gilles. »Wissen Sie Näheres?«

»Nein. Aber vielleicht knöpfen Sie sich in dem Zusammenhang einmal einen gewissen Lionel Foucher vor. Ich habe ihn mit ölverschmierten Händen den Pfad herunterkommen sehen, der zur Winde führt. Er arbeitet für den Grafen als eine Art Verwalter, fährt einen weißen Jaguar und wohnt zurzeit im Château.«

»Danke für den Hinweis, und danke für das Abendessen gestern«, sagte Gilles. »Ich bin heute Morgen nur schwer in die Gänge gekommen, aber als ich wieder halbwegs auf dem Posten war, habe ich mich an den tollen Abend erinnert.«

»Ich muss jetzt leider aufhören. Wir sprechen uns später«, erwiderte Bruno, als er den Bus der Spurensicherung in die Einfahrt der Mülldeponie einbiegen sah.

Yves führte das Team an. Bruno hatte früher schon mit ihm zusammengearbeitet. Er öffnete die Heckklappe seines Wagens, zeigte auf den Karton und erklärte, was darin war. Dann reichte er Yves die beiden Beweismitteltüten mit den Fäden aus gewachster Baumwolle, die eine von der zerbrochenen Holzbarriere, die andere von dem Toyota-Pick-up.

»Das da auf der Plane ist mit Sicherheit Blut«, stellte Yves fest und bat Bruno, die Unfallstelle auf der Karte zu markieren. »Haben Sie die Aussage des Leiters dieser Deponie schon zu Protokoll genommen?« Bruno schüttelte den Kopf und berichtete ihm von der Videokamera.

»Darum kümmern wir uns. Danke übrigens für den Hinweis auf dieses runde Ding, das in der toten Frau gefunden wurde. Es war mit Sicherheit eine Hostie. Unser Priester hat mir ein Vergleichsstück gegeben. Bis zur Wandlung ist es ein einfaches Stück Brot. Da fragt man sich, wie so etwas in ihre Vagina kommt? War mir neu.«

Pater Sentout wohnte in einem Haus gleich neben der Kirche, das für ihn und seine Haushälterin eigentlich viel zu groß war, auch wenn ein Gastpriester zu Besuch kam, um auszuhelfen. Das war häufig der Fall, denn sein Pfarrbezirk wuchs stetig, weil Gemeinden in der Umgebung aufgrund schwindender Mitgliederzahlen zusammengelegt wurden. Fremde wunderten sich über Kinderspielsachen und Dreiräder vor dem Haus, aber Bruno war daran gewöhnt. Er wusste, dass die beiden oberen Stockwerke an bedürftige Familien vermietet wurden. Nach dem Telefonat, das sie geführt hatten, zeigte sich der Priester alles andere als erfreut, als die Haushälterin Bruno in sein Arbeitszimmer führte, doch Bruno ließ sich davon nicht abschrecken.

»Mir ist aufgefallen, dass Sie am Vormittag in dem weißen Jaguar jemanden erkannt haben, und ich möchte wissen, wer diese Person ist und in welchem Verhältnis Sie zu ihr stehen«, sagte er. »Nach Lage der Dinge muss ich wohl in einem Mordfall ermitteln, also versuchen Sie mich bitte nicht hinzuhalten.«

»In einem Mordfall? Gütiger Himmel, das ist ja entsetzlich. Trotzdem weiß ich nicht, was Sie von mir wollen, Bruno.«

»Sie kennen einen der vier von früher. Ist es der Graf?«

Der Priester musterte ihn eine Weile. Bruno war sich darüber im klaren, dass jemandem, der wie Pater Sentout so viele Beichten entgegengenommen hatte, nichts Weltliches fremd war. Er erinnerte sich, einmal gelesen zu haben, dass André Malraux einst einen älteren Priester gefragt hatte, was er im Beichtstuhl über Menschen gelernt habe. Dass es niemanden gebe, der wirklich erwachsen sei, hatte der Priester geantwortet.

»Nein, es ist Foucher«, gestand Pater Sentout. »Er war Priesteranwärter in einem Seminar unter meiner Leitung, musste aber gehen, weil ihm die wahre Berufung fehlte.«

»Warum musste er gehen?«

»Genaues weiß ich nicht. Es gab jedenfalls einen Skandal, unmittelbar vor seiner Priesterweihe. Kann sein, es ging auch um Sex, aber das war wohl nicht ausschlaggebend. Wenn ich mich richtig erinnere, ging es um eine Falschaussage. Hinter vorgehaltener Hand wurde mir mitgeteilt, dass er einen anderen Seminaristen und einen seiner Lehrer anzuschwärzen versucht hat. Was ihm fast gelungen wäre, wenn er sich nicht vor einem Mitschüler damit gebrüstet hätte, einem Mitschüler übrigens, mit dem er ein unschickliches Verhältnis hatte.«

»Wie gut kannten Sie ihn?«

»Ich kannte ihn kaum. Er war nicht in meiner Klasse, und ich war als Gastpriester viel unterwegs. Aber natürlich wusste ich von ihm und seiner Entlassung aus dem Priesterseminar. Und außerdem vergisst man einen Menschen nicht so leicht, dessen schöne Erscheinung in solch krassem Widerspruch zu seinem Wesen steht.«

»Haben Sie damals Exorzismus gelehrt?«

»Nein, mein Fachgebiet war die Geschichte der Häresie von den Arianern bis hin zu den Katharern. Meine Schüler scherzten, ich sei zuständig für die Abweichler von A bis K.«

»Was wissen Sie sonst noch über ihn? Was hat er vorher gemacht und was nach seiner Exmatrikulation?« Pater Sentout zuckte nur mit den Schultern, worauf Bruno ihn drängte, Informationen über Foucher einzuholen.

»Übrigens, ich bin noch nicht dazu gekommen, diese Liste der Taufen für Sie aufzustellen«, sagte er.

»Stimmt, die brauche ich auch. Ich könnte morgen früh nach meinem ersten Rundgang über den

Markt mit ein paar Croissants zu Ihnen zum Frühstück kommen. So gegen acht. Was halten Sie davon?« Der Priester seufzte, stimmte aber zu.

Bruno hatte seinen Transporter vor der Mairie abgestellt. Als er vom Pfarrhaus über die Rue de Paris auf das Bürgermeisteramt zuging und über Fouchers Intrigen im Priesterseminar nachdachte, klopfte ihm plötzlich jemand von hinten auf die Schulter. Es war Montsouris, der berichtete, dass er mit dem Reporter von *Paris Match* verabredet sei, und Bruno einlud, doch auf ein kleines Gläschen mitzukommen.

»Seit dreißig Jahren kaufe ich jede Nummer dieses Käseblatts, und jetzt wollen sie, dass ich mich über die Rote Komtesse auslasse«, berichtete er stolz, als sie in die Rue Gambetta einbogen, an der Ivans Café de la Renaissance lag. »Da müsste doch ein Freiabo drin sein, oder?«

Gilles saß mit Antoine an einem der Metalltische vor dem Café. Die beiden tranken Ricard. Zwischen den Gläsern und dem fast leeren Wasserkrug lag ein Diktiergerät. Der Aschenbecher war halb voll von Antoines gelben Gitanes. Hände wurden geschüttelt. Montsouris stellte sich vor und bestellte ebenfalls einen Ricard. Bruno ließ sich ein Bier kommen.

»Antoine erzählte eben von einer Begegnung mit der Komtesse, als er noch ein Junge war und sein Onkel als Gärtner im Château arbeitete«, sagte Gilles. »Woher kannten Sie die Komtesse?«, wollte er von Montsouris wissen.

»Persönlich habe ich nie mit ihr gesprochen, war aber bei einem großen historischen Moment dabei«, erklärte Montsouris voller Stolz. »Aber was soll das Ganze?«, fragte Montsouris. »Wieso das plötzliche Interesse an der Roten Komtesse?«

Bruno hatte fast vergessen, wie scharfsinnig Montsouris sein konnte. Als Mitglied der kommunistischen Partei war ihm die kapitalistische Presse zutiefst suspekt, selbst *Paris Match*, obwohl er jede Ausgabe von der ersten bis zur letzten Seite durchlas.

»Wir wollen einen Nachruf bringen«, antwortete Gilles, »und der sollte, wie Sie bestimmt verstehen, griffbereit in der Schublade liegen. Die alte Dame ist ja sehr krank und ans Bett gefesselt.«

»Putain«, stöhnte Montsouris und wischte sich mit seiner fleischigen Hand übers Gesicht. »In meiner Erinnerung sprüht sie vor Energie. Aber Sie haben Recht. Sie ist ja längst über achtzig. Viele werden sehr traurig sein, wenn sie von uns geht.«

»Nun, und woran erinnern Sie sich noch?«, fragte Gilles.

»Es war im Mai 1968. Ich war fünfzehn und wollte endlich die Schule hinter mich bringen und wie mein Vater bei der Eisenbahn arbeiten.« Montsouris nahm einen Schluck aus seinem Glas. Sein Vater, so erklärte er, sei ein überzeugter Kommunist gewesen, seit Jahrzehnten Mitglied der Partei und Gewerkschaftsfunktionär beim CGT. Als einer der Organisatoren des Generalstreiks habe er geglaubt, auf die von Studenten ausgelöste Revolte würde eine Revolution folgen, an deren Spitze die Arbeiterschaft stünde.

»Mein Vater und ich standen auf Seiten der Studenten im Quartier Latin in Paris und haben – ich weiß noch, es war freitagnachts – dabei geholfen, die Rue Saint-Jacques zu verbarrikadieren, als die Schweine von den CRS mit Tränengas anrückten«, erzählte er. Die Compagnies Républicaines de Sécurité waren ein gefürchteter und berüchtigter Verband der police nationale. Montsouris' Vater hatte es mit Hilfe seines Sohns geschafft, einen kleinen Bulldozer von einer Baustelle zu kapern und Gerümpel und Sand zur Verstärkung der Barrikaden herbeizuschaffen. Der Generalstreik begann am Montag darauf, und gegen Ende der Woche zogen Montsouris und sein Vater mit vierzigtausend Arbeitern vor das Tor der Renault-Werke in Boulogne-Billancourt, einem Pariser Vorort.

»Wir riefen die Arbeiter dazu auf, ihre Fabriken zu besetzen. Und da sah ich sie – auf der Tribüne, die vor dem Werksgelände am Fluss aufgebaut worden war und wo ich stand, weil mein Vater auch gleich zu der Arbeiterschaft sprechen sollte. Sie stand neben ihrer Tochter und hielt die beste Rede, die ich je gehört hatte«, fuhr er fort. »Ich werde das nie vergessen. Vierzigtausend Menschen, und man hätte eine Stecknadel fallen hören können.

Sie war unsere Heldin.« Sie habe von ihrer Zeit in der Résistance gesprochen, von der maßgeblichen Mitwirkung der Arbeiter und der Partei und davon, dass ausgerechnet sie nach 1945 verraten worden seien. Und sie habe ihre Tochter vorgestellt, eine Studentin an der Sorbonne, und gesagt, die Arbeiter sollten sich schämen, die Studenten ganz allein der französischen Polizei die Stirn bieten zu lassen.

»Das hat sie gesagt. Und es war unser großer Moment, unser 1789, unsere Chance, diesem korrupten System ein Ende zu machen und die Bastille ein zweites Mal zu stürmen...«

An den Nachbartischen drehten sich Gäste zu ihnen um, und Ivan steckte den Kopf durch die Tür, als er Montsouris reden hörte, dessen feucht glänzende Augen auf einen Zeitpunkt vor vier Jahrzehnten zurückzublicken schienen.

»War das das einzige Mal, dass Sie die Rote Komtesse gesehen haben?«, wollte Gilles wissen.

Montsouris ignorierte die Frage. »Für sie hätte ich mein Leben geopfert«, sagte er, stand auf und ging, ohne sein Glas leerzutrinken.

»Was unser Freund da erzählt hat, war mir neu«, sagte Bruno. Er kippte sein Bier hinunter, schaute auf die Uhr und verabschiedete sich. Hector und Balzac warteten, und er brauchte ein bisschen Ruhe, um nachzudenken.

»Dieses Mädchen aus Santa Barbara«, sagte Gilles und winkte ab, als Bruno ein paar Münzen aus der Tasche holte. »Angeblich studiert sie an einem College in Montreal. Einer unserer New Yorker Korrespondenten wird zu ihr hinfliegen.«

Bruno nickte dem Reporter zu und machte sich auf den Weg. Es galt, zwei Tötungsdelikte aufzuklären, doch bislang hatte er keine Ahnung, welches Motiv hinter dem einen oder anderen Fall stecken mochte. Es gab ein paar Spuren, Hinweise und eine Reihe Verdächtiger, aber nichts, was den Tod von Athénaïs oder Junot erklärt hätte. Auch die Frage, ob und inwiefern beide Todesfälle miteinander in Beziehung standen, blieb vorläufig offen. Hatte Athénaïs freiwillig an einem satanischen Ritual teilgenommen, das ihr schließlich zum Verhängnis wurde? War die makabre Kahnpartie inszeniert worden, um die Mordtat zu verschleiern?

Wenige Meter vor seinem Transporter blieb Bruno plötzlich stehen. Wenn es sich um eine Inszenierung handelte, wie war man an die Kerzen herangekommen? Er schlug sein Notizbuch auf und las noch einmal, was er auf seiner Suche nach Francette im Supermarkt aufgeschrieben hatte. Ihm waren Kerzenlieferanten genannt worden, unter anderem der Name einer Pariser Firma, die mit Theaterbedarf handelte und auch solche großen schwarzen Kerzen im Angebot hatte, wie sie in dem Kahn gefunden worden waren. Gallotin. Bruno blätterte weiter bis zu der Seite, auf der er mehrere Namen des Familienstammbaums aufgelistet hatte. Der Eintrag davor bezog sich auf einen ungeöffneten Brief, den er im Foyer auf dem Tisch liegen gesehen hatte. Seine Stichworte dazu lauteten: »Umschlag, Graf, Gallotin, Paris.« Es war ein Umschlag mit Fenster gewesen, in denen in der Regel Rechnungen verschickt wurden.

Als er den Transporter bestieg und losfuhr, vibrierte sein Handy, und er sah im Display, dass Lemontin ihn zu erreichen versuchte. Er fuhr rechts ran, um den Anruf entgegenzunehmen.

»Ich habe etwas über Antin Investissements in Erfahrung gebracht«, sagte Lemontin und erklärte, seine neue Filiale in Sarlat führe eine sehr umfangreiche Akte über Antin, da diese Firma

eine Hypothek für den Kauf der *auberge* und die Renovierungskosten bei ihr aufgenommen habe. Antin sei eine Tochter der Immobiliengesellschaft SCI, der viele Liegenschaften in der Umgebung gehörten. Der Kreditvertrag sei von den Direktoren Antins unterzeichnet worden – César und Héloise de la Gorce – und werde pünktlich jeden Monat bedient.

»Die ganze Sache ist ein bisschen unübersichtlich«, sagte Lemontin. »Die monatlichen Zahlungen kommen von der SCI, an der Héloise de la Gorce beteiligt ist, wenn auch nur mit einem geringen Anteil.«

»Wissen Sie mehr über diese Gesellschaft?«

»Sie nennt sich *Société Civile Immobilière Châteauroux-Vaillant*«, antwortete Lemontin. »Dahinter steckt die Rote Komtesse. Châteaurox ist der Name ihres Châteaus, Vaillant der ihrer Mutter.«

»Wie werden die monatlichen Zahlungen geleistet? Per Scheck?«

»Nein, per Überweisung. Es gibt einen Dauerauftrag.«

»Wer hat den autorisiert, und wann erfolgte die erste Zahlung?«

»Das werde ich auch noch herausfinden«, antwortete Lemontin.

Tief in Gedanken fuhr Bruno weiter. Er fragte sich, ob eine alte Alzheimerpatientin eine solche Hypothek bewilligt haben konnte und ob, falls dem nicht so war, ihre Schwester und ihr Großneffe rechtlich die Möglichkeit dazu gehabt hätten.

Als er in Pamelas Hof einbog, öffnete Fabiola die Tür ihrer *gîte* und sagte, er solle einen Moment warten, sie müsse nur noch schnell in ihre Reitstiefel steigen. Eigentlich wäre er wegen all der Fragen, die ihm durch den Kopf gingen, lieber allein geblieben. Er sattelte Hector und setzte Balzac in das Feldstecheretui und wartete auf Fabiola. Als sie erschien, gab sie ihm lachend Bess' Zügel in die Hand und galoppierte dann auf Victoria zum Fluss, wo sie in den Treidelpfad einbog, der nach Sainte-Alvère führte. Bruno, der ihr auf Hector folgte, hatte diesen Weg schon lange nicht mehr eingeschlagen und genoss die Galoppstrecke über Pamelas Felder und die Durchquerung der Furt. Auf dem Pfad ging es im leichten Trab weiter. Als sich der Weg gabelte, blieb Fabiola stehen.

»Reiten wir über den Hügel zurück oder durchs Tal bis zur Brücke in Saint-Denis?«, fragte sie.

»Über den Hügel.« Der weite Himmel und die wunderschöne Aussicht vermittelten Bruno immer ein Gefühl von Freiheit.

»Ist Ihnen die Komtesse eigentlich schon zu Gesicht gekommen?«, fragte Fabiola, als sie steil bergan ritten.

»Ja, in ihrem Krankenbett im Château, an Apparate angeschlossen. Sie ist offenbar schon seit Jahren nicht mehr ganz da.«

»Wird sie ärztlich behandelt?«

»Ich weiß nur, dass sich eine Krankenschwester um sie kümmert. Warum fragen Sie?«

»Nach der Autopsie habe ich mit dem Gerichtsmediziner im Krankenhaus zu Mittag gegessen. Mit am Tisch saß ein Kollege, einer der führenden Alzheimerspezialisten. Er kennt die Rote Komtesse, doch dass sie krank ist, war ihm neu. Was er erstaunlich fand, weil er Kontakt hat zu sämtlichen Fachärzten der Gegend. Er wollte wissen, wer die Diagnose gestellt hat, und ich habe ihn mit dieser Frage an Sie verwiesen.«

»Ich könnte mich erkundigen«, erwiderte Bruno. »Vielleicht ist es ein Arzt in Paris, und ihre Schwester hat sie hierhergebracht, weil es hier ruhiger ist.«

»Wie lange ist sie jetzt hier?«

»Keine Ahnung. Niemand scheint gewusst zu haben, dass sie sich in ihrem Château aufhält,

nicht einmal der Bürgermeister oder ein Parteidünger wie Montsouris. Kann natürlich auch sein, dass sie es wussten und für sich behalten haben.«

»Es muss einen Arzt aus der näheren Umgebung geben, der sie behandelt«, sagte sie, als sie das Hochplateau erreichten und über das Tal bis hin zur alten Abtei von Paunat blicken konnten. »Ich werde Gelletreau fragen. Er kennt jeden *toubib* von Bordeaux bis Toulouse.«

»*Merde*«, sagte sie, als ihr Handy zu läuten anfing. »Ich habe heute Nacht Bereitschaft.« Noch mit dem Handy am Ohr wendete sie ihre Stute und formte mit den Lippen »Pardon«. »Bin in dreißig Minuten zur Stelle«, sagte sie in den Apparat und ritt den Hang hinunter.

Als Bruno in seine Auffahrt einbog, sah er im Vorgarten eine weiße Stute grasen, die ihm bekannt vorkam. Neben der Grillstelle erhob sich Eugénie aus einem Liegestuhl und grüßte ihn mit den Worten »Schau, schau, Mutter Känguru«. Balzac steckte immer noch im Feldstecheretui vor Brunos Brust.

»Sagen Sie hallo zu Kleinkänguru«, erwiederte er und setzte das Hündchen auf dem Boden ab. Es lief sofort auf die Besucherin zu, die es kaum zur Kenntnis nahm.

»Ich habe Sie heute nicht ausreiten sehen und dachte, dann komm ich halt selbst vorbei.« Rhythmischt schlug sie mit ihrer Reitgerte gegen ihre schwarze Reithose, was Bruno bei einer weniger beherrschten Frau als Zeichen von Nervosität gedeutet hätte.

»Ich war mit Fabiola unterwegs, der Ärztin, die Sie schon kennengelernt haben. Wir sind eine andere Strecke geritten.«

»Um mir aus dem Weg zu gehen?«, fragte sie mit einem angedeuteten Lächeln.

»Nein. Wir mussten den Ausflug abbrechen, weil sie zu einem Patienten gerufen wurde.«

»Überrascht es Sie, mich zu sehen?«

»Ein bisschen. Was kann ich für Sie tun?« Sein Gespräch mit Pater Sentout hatte ihn argwöhnisch gemacht. Wollte sie ihn vielleicht in Schwierigkeiten bringen, indem sie sich die Bluse vom Leib riss und um Hilfe schrie und Foucher dann aus irgendeinem Winkel auftauchte, um Fotos zu machen? Wohl kaum, dachte Bruno. Das schwarze Sweatshirt, das sie trug, war für ein solches Komplott ungeeignet.

»Ich war neugierig und wollte wissen, wie Sie wohnen.« Sie sah an ihm vorbei auf sein Haus, das er mit Hilfe von Freunden und Nachbarn aus Ruinen wiederaufgebaut hatte.

»Enten und Hühner, ein Gemüsegarten, Einmachgläser in Reih und Glied – ein richtiges Landleben führen Sie«, sagte Eugénie versonnen. Plötzlich fuhr sie herum und zeigte mit grandioser Geste auf das weite Feld und die weich ansteigenden Wälder dahinter. »Und was für eine wundervolle Aussicht!«

»Ich bin glücklich hier«, murmelte Bruno einsilbig und fragte sich im Stillen, warum Eugénie in Wirklichkeit gekommen war.

Eugénie ging auf seine Bemerkung nicht ein. »Außerdem wollte ich fragen, warum Sie uns nicht mögen und unser Projekt behindern.«

»Ich habe nichts gegen Sie oder Ihr Projekt, wenn es denn wie geplant umgesetzt wird«, antwortete er. Sie auf die unbezahlten Rechnungen und die gefälschten Pläne für die Sporthalle anzusprechen, hielt er jetzt nicht für günstig.

»Aber dass der Bürgermeister jetzt die *auberge* als Sicherheit verlangt, war doch bestimmt Ihre Idee, oder? Und die ganzen Fragen zu Thivion gehen wahrscheinlich auch auf Sie zurück.«

»Welche Fragen?«

»Wollen Sie mir weismachen, dass der Reporter der *Sud-Ouest* von sich aus all die Fotos von dieser kümmerlichen Anlage geschossen hat, die wir bauen mussten?«

Bruno bedankte sich im Stillen bei Delaron. Er freute sich schon auf das Erscheinen der nächsten Ausgabe von *Paris Match*.

»Vielleicht sollte es mir schmeicheln, dass Sie mir so viel Einfluss zutrauen, aber auf die Presse habe ich nun wirklich keinen Zugriff. Was Sie mir da unterstellen, ist lächerlich. Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« Er wollte einen Blick ins Haus werfen, um zu sehen, ob sie ihre Nase in seine Sachen gesteckt hatte.

»Aha, Sie bezeichnen meine Vermutungen als lächerlich, halten Ihre Vorbehalte gegen mich und unser Projekt aber bestimmt für gerechtfertigt, oder?«, entgegnete sie in scherzendem Tonfall.

»Wenn Sie mir bitte einen Kir machen würden...«

»Sofort. Aber bevor ich's vergesse, ich würde mich gern mit dem Arzt der Komtesse unterhalten und ihn fragen, inwieweit seine Patientin zu ihrer Enkelin vernehmbar ist. Wer behandelt sie?«

»Ein Spezialist aus Paris, vom Gedächtniszentrums am Krankenhaus Laboisière. Der Graf fliegt ihn mit seinem Hubschrauber ein. Ich kann Ihnen aber schon verraten, dass die Komtesse mit Sicherheit nicht ansprechbar ist.«

»Wahrscheinlich haben Sie recht, aber für meinen Bericht brauche ich die Aussage des Arztes«, erwiderte er und ging, um Getränke zu holen. Auf den ersten Blick wirkte alles unberührt, und er füllte zwei Gläser mit Weißwein, in die er einen Spritzer *crème de cassis* gab. Er wollte sie gerade nach draußen bringen, als er leise Schritte im Flur hörte. Sie hatte offenbar ihre Reitstiefel ausgezogen.

»Darf ich reinkommen? Draußen wird es mir ein bisschen kühl.« Ohne seine Antwort abzuwarten, ging sie ins Wohnzimmer, als kenne sie bereits den Weg. Sie verströmte ein ihm unbekanntes Parfum und setzte sich mit einem strahlenden Lächeln aufs Sofa. Es war, wie ihm auffiel, dasselbe Lächeln wie auf dem Foto im Magazin *Gala*, das sie an der Seite des Grafen zeigte.

»Sie haben einen Kamin. Ich liebe offenes Feuer«, sagte sie und blickte, an ihrem Drink nippend, auf den leeren Rost. Er nickte und fragte sich, was sie im Schilde führte. Dass sie ihn zu verführen versuchte, um ihn geneigt zu machen, mochte er kaum glauben. So plump würde sie nicht sein.

»Erzählen Sie mir von Antin Investissements. Sind Sie Anteilseignerin?«, fragte er.

»Haben wir nicht schon genug über Geschäftliches gesprochen?«, entgegnete sie neckisch.

»Entspannen wir uns doch einfach mal.«

»Sie haben noch einen weiten Rückweg, und es bleibt nicht mehr lange hell«, gab er zu bedenken.

»Es klingt, als wollten Sie mich loswerden«, schmollte sie, setzte aber sofort wieder ihr Hochglanzlächeln auf. »Haben Sie schon gegessen? Wie man hört, sollen Sie vorzüglich kochen.«

»Nach dem Buffet von heute Mittag habe ich noch keinen Hunger«, antwortete er.

Das stimmte zwar nicht, doch Bruno wollte sich nicht in eine Situation hineinmanövrieren lassen, in der ihm kaum etwas anderes übrigbliebe, als sie zum Essen einzuladen. Mit unbewegter Miene schaute er sie an. Da hob sie die Arme hinter den Kopf, löste das Band, das den Pferdeschwanz zusammenhielt, und schüttelte die Haare über die Schulter. Er hätte ihr fast applaudiert.

»So ist es besser«, sagte sie und zog die Beine unter sich, ließ aber auf dem Sofa genügend Platz für ihn. »Finden Sie nicht auch?« Doch Bruno blieb steif und mit verschränkten Armen in seinem Sessel sitzen.

Er lächelte höflich und versuchte sich klarzumachen, warum sie ihn kaltließ. Was er dieser Frau gegenüber empfand, war allenfalls eine Mischung aus Neugier und Argwohn, so verführerisch sie auch sein mochte.

»Entspannen Sie denn nie?«, fragte sie. Sie stellte ihr Glas auf dem Couchtisch ab, laut genug, um Bruno darauf aufmerksam zu machen, dass es leer war. Er machte keine Anstalten, es wieder zu füllen. Als er zu ihr hinüberblickte, sah er in ihren Augen etwas aufflackern, das ihm nicht gefiel, einen Anflug von Ungeduld vielleicht. Nein, er hatte für sie nichts übrig, und er war das Spielchen mit ihr leid.

»Ich möchte jetzt zu Bett gehen«, sagte er und stand auf. »Morgen ist Markttag, und ich muss früh raus. Finden Sie allein hinaus?«

Wortlos und so steif wie ein paradierender Soldat der *Garde Républicaine* verließ sie sein Haus. Als er die Tür schloss, hörte er Eugénie stolpernd ihre Reitstiefel anziehen. Er schaltete das Licht aus und wartete im Dunkeln, bis sie auf ihrem Pferd davongeritten war. Oben im Schlafzimmer schnüffelte er, ob er ihr Parfum riechen könnte. Er war sicher, dass sie hier gewesen war. Zunehmend misstrauisch ging er wieder nach draußen, holte aus seinem Transporter ein Paar Latexhandschuhe und begann Haus und Scheune systematisch zu durchsuchen. Mit dem Hühnergehege fing er an, dann kamen die Kühlkammer dran und die Regale mit den Einmachgläsern in der Vorratskammer. Im Bad hob er den Deckel des Spülkastens an, untersuchte anschließend seinen Kleiderschrank, sah unter seiner Matratze nach und zog die Schubladen von Schreibtisch und Kommoden auf, um auch da drunterzuschauen. Dann rief er Sergeant Jules unter seiner privaten Nummer an.

»Du musst mir einen Gefallen tun«, sagte er, als sein bester Freund unter den Gendarmen antwortete. »Ich glaube, jemand versucht, mich zu verschaukeln. Ist dir in den letzten Tagen ein weißer Jaguar aufgefallen?«

»Wir haben schon Wetten darüber abgeschlossen, wer ihn als Erster blitzen kann«, erwiderte Jules.

»Könntest du bitte dafür sorgen, dass der Fahrer, ein Mann namens Lionel Foucher, demnächst einmal ins Röhrchen bläst? Ich hätte dann gern das Mundstück, auch wenn der Test nichts ergeben sollte.«

»Für eine DNA-Analyse?«, fragte Jules.

»Ja«, antwortete Bruno. »Er könnte was mit dem Mord an der Frau im Kahn zu tun haben, an der Spermaspuren sichergestellt wurden. Wäre doch schön, wenn es eine Übereinstimmung gäbe.«

»Bin schon unterwegs.«

Der Priester hatte Wort gehalten. Als Bruno mit den noch warmen Croissants aus Fauquets Backofen bei ihm erschien, dampfte auf dem Tisch eine Kanne Kaffee, und daneben lag, in sauberer Handschrift verfasst, eine Liste mit den vollständigen Namen der Täuflinge aus dem Schloss sowie von deren Taufpaten. Pater Sentout hatte sich sogar die Mühe gemacht, deren sämtliche Beinamen mit aufzuführen. Im Februar und März 1946 tauchte einer gleich zweimal auf.

»Wie spricht man diesen Namen aus – McPhee?«, fragte Bruno. So hießen sowohl die uneheliche Tochter der Roten Komtesse als auch der im selben Monat geborene Sohn ihrer Schwester.

Der Priester zuckte mit den Achseln. »Scheint englisch zu sein, vielleicht auch schottisch oder amerikanisch. Kann sein, dass der Name auf einen entfernten Verwandten oder Freund der Familie zurückgeht. Der Krieg war gerade zu Ende gegangen. Schien es der Familie etwa nützlich, mit diesem Beinamen unsere Befreier zu ehren?«

Bruno dachte nach. Im Februar 1945 zur Welt gekommene Kinder waren im Mai oder Juni 1944 gezeugt worden, also zur Zeit der Invasion der Alliierten oder kurz davor. Und die Rote Komtesse hatte sich stets geweigert, den Namen des Vaters preiszugeben, von dem man nur wusste, dass er angeblich der Résistance angehört hatte.

»Entschuldigen Sie mich, Pater«, sagte Bruno. Er öffnete das Adressverzeichnis in seinem Handy und wählte die Nummer des Kurators vom *Centre Jean Moulin* in Bordeaux, den er schon in einem früheren Fall zu Rate gezogen hatte. Das Museum war nach dem Mann benannt, der im Auftrag de Gaulles die rivalisierenden Résistance-Gruppen zu befrieden versucht hatte und dann an die Deutschen verraten, gefoltert und getötet worden war. Das dem Museum angeschlossene Archiv galt als das umfangreichste seiner Art in Frankreich. Bruno wusste, dass seine fleißigen Mitarbeiter schon am Schreibtisch saßen, ehe das Museum seine Tore öffnete.

»Sagt Ihnen der Name McPhee etwas? Sein Träger muss sich zwischen Mai und Juni 1944 hier bei uns im Périgord aufgehalten haben«, sagte Bruno, nachdem er den Kurator begrüßt und sich nach seinem Befinden erkundigt hatte. Er bot an, den Namen zu buchstabieren, doch der Kurator kam ihm zuvor.

»Natürlich. Er gehörte zu den Jedburghs, über die ich promoviert habe. Einer aus seiner Gruppe wurde französischer Präsident. Wissen Sie, wer die Jedburghs waren?«

Bruno verneinte.

»Sie waren ein Spezialverband der Alliierten, bestehend aus dreiköpfigen Gruppen, zu denen je ein französischer, ein amerikanischer und ein britischer Offizier gehörten«, erklärte der Kurator. Diese Gruppen seien gemeinsam ausgebildet worden und in den Wochen vor der Invasion per Fallschirm über Frankreich abgesprungen, um die Widerstandskämpfer zu schulen und zu koordinieren. Außerdem hätten sie Waffenlieferungen aus der Luft organisiert. McPhee, ein amerikanischer Hauptmann aus einer Familie mit langer Militärtradition, sei bei den Rangers gewesen, einer Eliteeinheit. Er habe einen ungewöhnlichen Beinamen getragen – Tecumseh –, der auf einen Indianerhäuptling zurückgehe, gegen den einer von McPhees Vorfahren Krieg geführt habe. McPhee sei im Frühjahr 1944 im Périgord gewesen und im Juni desselben Jahres als gefallen gemeldet worden, obwohl seine Leiche nie gefunden wurde. Major Manners, der britische Offizier, der zu seinem Team gehörte, habe zu Protokoll gegeben, McPhee sei zuletzt bei einer Straßenschlacht in Terrasson gesehen worden und wahrscheinlich verbrannt, als die Stadt in

Flammen stand.

»Der Amerikaner war sehr beliebt bei den jungen *résistants*, die er ausgebildet hat«, fügte der Kurator hinzu. »Sie nannten ihn ›unseren Indianer‹, weil er seinen Kopf rasierte und nur einen Haarkamm stehen ließ.«

»Könnte er in Kontakt mit der Roten Komtesse gewesen sein?«, fragte Bruno.

»Durchaus. Sie war ja Kurier der FTP-Gruppe, mit der er zusammen gearbeitet hat. Wir haben eine Menge mündlicher Aussagen auf Band, unter anderem Berichte von ihr. Daraus geht hervor, dass McPhees Gruppe zeitweise im Roten Château Unterschlupf gefunden hat.«

Bruno wusste um die *Francs-Tireurs et Partisans*, den kommunistischen Flügel der Résistance.

»Hat sie den Namen McPhee ausdrücklich erwähnt?«, fragte er.

»O ja. Sie beschrieb ihn als den tapfersten Mann, den sie kenne, und sagte, er hätte für einen Amerikaner ungewöhnlich progressive Vorstellungen gehabt. Wenn man sie so hört, könnte man meinen, dass sie ein Faible für ihn hatte. Und sie war damals ja noch sehr jung, siebzehn oder achtzehn, glaube ich. Was interessiert Sie eigentlich an ihm, Bruno?«

»Ich frage mich, ob er der Vater ihres Kindes gewesen sein könnte.«

Am anderen Ende der Leitung blieb es für eine Weile still. Plötzlich fing der Kurator nervös zu kichern an. »Wir dachten immer, es sei ein Franzose, aber es kann natürlich sein, dass er es war. Geben Sie mir bitte Bescheid, wenn Sie etwas herausgefunden haben.«

»Noch etwas anderes«, sagte Bruno. »Die Komtesse hat eine jüngere Schwester. Wissen Sie etwas über sie?«

»Sie ist, genauer gesagt, ihre Halbschwester, das heißt die Tochter aus der zweiten Ehe ihres Vaters. Die Komtesse hat immer großen Wert auf diese Feststellung gelegt und auch darauf, dass sie die Schwester bewusst aus allen Aktivitäten der Résistance herausgehalten habe. Sie sei dafür noch zu jung gewesen. Ich glaube, allzu gut konnten sich die beiden nicht leiden.«

Bruno klappte sein Handy zu und sah, wie Pater Sentout schon sein zweites Croissant in den Kaffee stippte und über das ganze Gesicht grinste. »Ein amerikanischer Kuckuck im Nest einer unserer ältesten Familien«, kicherte er. »Der Krieg sorgt wahrhaftig für ungewöhnliche Bettgeschichten.«

»Louis, der Sohn der Schwester, kam also auch unehelich zur Welt. Er wurde etwa zur selben Zeit gezeugt und trägt ebenfalls den Beinamen McPhee«, resümierte Bruno mit Blick auf die Liste des Paters.

»Ich habe ihr gelegentlich die Beichte abgenommen, aber darauf ist sie nie zu sprechen gekommen«, sagte der Priester. Das Kind sei aber nicht unehelich, meinte er, da es nachträglich von ihrem Ehemann de la Gorce, dem Nachkommen eines alten Adelsgeschlechts aus Limoges, angenommen worden sei. »Ich kann mir allerdings gut vorstellen, dass es in der Familie einigen Streit gegeben hat, als der alte Graf aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause zurückkehrte und seine beiden Töchter mit Säuglingen vorfand, aber ohne Ehemänner.«

»Und inzwischen gibt's sogar Enkel, unter anderem den jungen Mann, der sich als Graf ausgibt. Wie kommt er an diesen Titel?«

»Vielleicht wurde er ihm ehrenhalber zuerkannt, denn Adelstitel werden offiziell ja nicht mehr vererbt. Die Familie hätte jede Menge davon zu vergeben gehabt. Die de la Gorce stammen schließlich von Ludwig XIV. ab, wenn auch nur über eine seiner Mätressen.«

Die beiden Frauen, dachte Bruno, schienen dem Vorbild ihrer Ahnin nachgeeifert zu haben. Die Rote Komtesse hatte nie geheiratet, ebenso wenig ihre Tochter, mit der sie 1968 vor den Werkstoren von Renault aufgetreten war, um den Jungrevolutionären wie Montsouris Mut zu

machen. Die Tochter musste zu dieser Zeit schwanger gewesen sein, denn laut Pater Sentouts Liste war Athénaïs im Januar 1969 getauft worden. Nach altem französischen Erbrecht, das 1972 allerdings reformiert wurde, wäre Athénaïs als uneheliches Kind von der Erbfolge ausgeschlossen gewesen, und der Sohn der Tante, der Graf, hätte sowohl Titel wie auch Grund und Boden geerbt.

»Gehen wir mal davon aus, dass dieser McPhee beide Töchter geschwängert hat, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnis würden dann Athénaïs und der Graf zueinander stehen?«

»Über ihre Mütter haben sie einen gemeinsamen Großvater, wären also Halbcousins. Wenn allerdings McPhee ihr gemeinsamer Großvater war, wären sie richtige Cousins.« Der Priester runzelte die Stirn: »Ein höchst ungewöhnlicher und komplizierter Fall. Einer Heirat der beiden würde die Kirche jedenfalls kaum zustimmen, dafür sind sie zu eng verwandt. Aber ich mache mich gerne kundig.«

Bruno überlegte. Plötzlich tauchte vor seinem inneren Auge das Bild zweier Säuglinge auf, die uneheliche Athénaïs, die 1969 geboren wurde, und der Graf, der ein Jahr später zur Welt kam und alles erben würde. Und dann kam 1972 die Gesetzesänderung, nach der uneheliche Kinder nicht mehr von der Erbfolge ausgeschlossen wurden, und plötzlich erbte Athénaïs alles. Der Graf war damals noch zu klein gewesen, um etwas dagegen zu haben, doch für seine Großmutter Héloïse war es bestimmt ein Schock gewesen. Und so wie Bruno Héloïse kannte, hatte sie ihren Enkel zu einem missgünstigen jungen Mann erzogen, der seine jähre Enterbung nicht verwinden wollte. Könnte das Ganze sogar als Mordmotiv herhalten?

»Wie vermögend ist die Rote Komtesse? Wissen Sie das, Pater?«

»Ich glaube nicht, dass sie viel Bargeld hat, dafür aber sehr viel Land- und Grundbesitz. Einen Großteil der Einnahmen verschlingen jedoch die Kosten für die Instandhaltung alter Gebäude. Warum fragen Sie? Glauben Sie etwa, dass das Erbe in diesen Fall hineinspielt? Sie sagten, die tote Frau aus dem Kahn sei ihre Enkelin gewesen. Es interessiert Sie wohl, wer statt ihrer erbt, nicht wahr?«

»Sie hat selbst eine Tochter in Amerika. Wahrscheinlich erbt sie. Deshalb ist mir das Motiv für die Tat immer noch ein Rätsel.«

»Hoffen wir, dass dieser amerikanischen Tochter nichts zustößt. Übrigens, ich nehme an, Sie haben Ihr Hündchen nicht von ungefähr Balzac genannt, sondern aus Verehrung für unseren großen Schriftsteller. Ich verehre ihn jedenfalls sehr.«

»Ich kenne nur wenig von ihm, erinnere mich aber an einen Satz von ihm, der besagt, dass hinter jedem großen Vermögen ein Verbrechen steht.«

»Ja, ich dachte aber in unserem Zusammenhang an *Vetter Pons*. Darin heißt es: ›Einen Verwandten zu töten, dessen man überdrüssig ist, hat was für sich; aber dann auch noch seinen Besitz zu erben ist das reinste Vergnügen.‹ Wenn ich daran denke, wie viel im Beichtstuhl von Hass und Bosheit die Rede ist, wenn Erbschaften in Aussicht stehen, möchte ich am liebsten verzweifeln.«

Bruno verabschiedete sich und stieg über das im Vorgarten verstreute Spielzeug hinweg, als sein Handy vibrierte. Fabiola ließ ihn wissen, dass sie in den vergangenen vierzig Minuten mit verschiedenen Ärzten des Gedächtniszentrums in Paris gesprochen hatte. Es gebe dort keine Patientenakte der Komtesse, und man habe sich empört über die Behauptung, einer ihrer Ärzte sei mit dem Hubschrauber ins Périgord geflogen worden. Ihr Name tauche auch in keiner Selbsthilfegruppe von Alzheimerpatienten und -angehörigen auf. Und Kollege Gelletreau habe im ganzen Département keinen Arzt ausfindig machen können, der sie behandelt hätte.

»Haben wir keine rechtliche Handhabe?«, fragte sie. »Die alte Dame ist schwer krank, aber

anscheinend ohne ärztliche Betreuung, und diejenigen, die sich um sie kümmern, lügen, was ihre Pflege anbelangt. Müssten wir vom medizinischen Zentrum nicht eingreifen?«

»Keine Ahnung«, entgegnete er. »Das ist nicht mein Metier. Aber es gibt da jedenfalls eine Krankenschwester, die sie rund um die Uhr betreut. Könnten Sie Annette von der Justizverwaltung anrufen? Wenn sie selbst keine Antwort weiß, wird sie sich sachkundig machen können. Ich versuche mein Glück bei der Staatsanwaltschaft. Aber ich fürchte, die Gesetzeslage ist nicht ganz eindeutig, und da die Rote Komtesse eine prominente Person ist, könnte die Sache erst recht kompliziert werden.«

Der Anruf bei der Staatsanwaltschaft musste warten, weil zwei Händler auf dem Markt über den Abstand zwischen ihren Ständen stritten und er zur Schlichtung hinzugezogen wurde. Und dann beklagte sich eine Marktfrau darüber, dass der Zugang zu ihrem Stand von einer Menschentraube blockiert werde, die sich vor einem Propagandisten versammelt hatte, der ein neues Schneidegerät für Gemüse vorstellte. Normalerweise gefielen Bruno solche Einsätze. Er sorgte scherzend für Ordnung, schüttelte Hände und ließ sich auf einen Drink einladen. Aber an diesem Morgen war er kurz angebunden, wenn nicht sogar schroff. Es gab einige lange Gesichter, und manche witzelten, der Satan mache sich jetzt wohl auch auf dem Markt von Saint-Denis breit.

Genervt und auch ein bisschen beschämt über sich selbst, eilte Bruno die Stufen zur Mairie hinauf und in sein Büro, um zu telefonieren. Für seinen Geschmack überstürzten sich die Ereignisse allzu sehr. Wie nicht anders erwartet, wurde er von der Auskunft der Staatsanwaltschaft mit dem Versprechen auf einen Rückruf vertröstet. Ob die Sache nicht warten könne? Stöhnend schaltete Bruno seinen Computer ein und fand im Posteingang jede Menge E-Mails, die bearbeitet werden wollten. Er überflog sie schnell, um wie der Beamte von der Staatsanwaltschaft auszusortieren, was bis Montag warten konnte. Eine fremde Adresse ließ ihn aufmerken. Der Absender nannte sich *Prévertlady* und hatte einen Hotmail-Account. Das konnte nur Isabelle sein. Die Nachricht bestand aus einer Telefonnummer und den Worten »Leih dir von jemand ein Handy«.

Bruno ging zurück auf den Markt und suchte Stéphane auf, der dort seinen Käse verkaufte und ihm umstandslos sein Mobiltelefon borgte, nicht ohne einen fragenden Blick auf das Handy zu werfen, das an Brunos Gürtel hing. Bruno wählte die in der Mail angegebene Nummer und hörte tatsächlich Isabelles Stimme, die sich mit »Allô« meldete.

»Ich rufe über Stéphanes Handy an«, sagte er, ging hinüber zur Brücke und stieg zum Flussufer hinab, um ungestört reden zu können.

»Meins hat eine Prepaid-Karte, gestern gekauft. Du solltest dir auch eine zulegen. Hör zu, Bruno, die Sache ist ziemlich heikel. Das Verteidigungsministerium will wissen, wer dem Grafen in die Parade fährt. Es heißt, ein größerer Rüstungsauftrag aus dem Libanon stehe auf dem Spiel. Das scheint in der Tat der Fall zu sein, denn wir wurden aufgefordert, für die Sicherheit des libanesischen Verteidigungsministers zu sorgen, der offenbar nach Frankreich kommt, um den Vertrag zu unterzeichnen. Der Graf macht mit seinen Unternehmen jährlich Auslandsgeschäfte in der Höhe von fünfzig Millionen, und niemand will ihm was am Zeug flicken.«

»Bist du persönlich angesprochen worden?«

»Nein, aber der Brigadier, und er will wissen, was ihr da abzieht. Das sind seine Worte, und er meinte nicht etwa die Scharade eures Priesters in der Höhle.«

Bruno erklärte, dass es nicht mehr bloß um Betrug gehe. Der *Procureur* habe ein Ermittlungsverfahren in zwei Mordfällen eröffnet. Er schilderte kurz Junots Verkehrsunfall und die Einstichwunde am Arm.

»Ich habe damit nichts mehr zu tun«, sagte er. »Jean-Jacques' Spurensicherung wird wahrscheinlich die *auberge* durchsuchen lassen, in der wir kürzlich abgewiesen wurden. Hoffen wir also, dass der Minister die Vertragsunterzeichnung nicht besonders feiern will.«

»Warum hast du mir das nicht schon früher gesagt?« Isabelle klang gereizt. »So was müssen wir wissen.«

»Das alles hat sich gerade erst ergeben.«

»Gibt es Hinweise auf die beiden Typen, die sich mit dem Grafen haben ablichten lassen? Ich meine die auf den Fotos, die ich dir geschickt habe.«

»Noch nicht«, antwortete er.

»Diese Ballotin, das Mädchen auf dem Hochglanzfoto, das sich bei euch als Krankenschwester ausgibt, ist gar keine Krankenschwester. Jedenfalls hat sie nie ein Examen gemacht. Und dann habe ich noch eine Neuigkeit für dich. Auch sie wurde wie Béatrice zweimal festgenommen. Zur selben Zeit, am selben Ort und im selben Gewerbe tätig.«

»Das überrascht mich nicht«, erwiederte er. »Allerdings tappe ich immer noch im Dunkeln, was das Motiv für die Tat sein könnte. Erbschleicherei scheidet wohl aus. Athénaïs hat eine Tochter, die alles erben wird.«

»Vorausgesetzt, sie lebt. Wo hält sie sich zurzeit auf?« Noch während sie sprach, fing sein eigenes Handy am Gürtel zu vibrieren an.

»An einem College in Kanada. *Paris Match* hat sie dort aufgestöbert.« Hatte Isabelle mit ihrer Anspielung Recht? War das Mädchen in Gefahr?

»Der Graf ist in finanzieller Verlegenheit. Wenn der Deal mit den Libanesen platzt, drohen ihm Bankrott und Strafanzeige. Womöglich wandert er sogar ins Gefängnis. Dann würde ihm nur noch eins helfen: Geld aufnehmen und den Besitz seiner Familie verpfänden. Ich muss jetzt Schluss machen, wir telefonieren schon zu lange. Besorg dir eine Karte und maile mir die Nummer.«

Sein Handy hatte zu vibrieren aufgehört. Es war Jean-Jacques, der ihn zu erreichen versucht hatte. Vielleicht lag ihm der Bericht der Spurensicherung vor, und er plante nun eine Hausdurchsuchung. Bruno rief zurück.

»Bruno Courrèges?«, meldete sich Jean-Jacques ungewöhnlich förmlich, so als hörte jemand mit. »Ich möchte, dass wir uns in einer halben Stunde in der Gendarmerie treffen. Eins kann ich Ihnen jetzt schon verraten: Gegen Sie ist Strafanzeige erhoben worden. Sie sind einstweilen beurlaubt. Ihr Bürgermeister ist schon informiert.«

Er beendete das Gespräch. Wie benommen starzte Bruno auf sein Handy. Er schaute auf die Uhr. In dreißig Minuten. In dieser Zeit war noch einiges zu schaffen. Er wählte die Nummer von Sergeant Jules, doch es meldete sich nur ein Anrufbeantworter. Den Bürgermeister anzurufen hatte keinen Zweck. Ihm würde nichts anderes übrigbleiben, als der Maßnahme gegen seinen Polizisten zuzustimmen. Bruno stieg die Stufen zum Marktplatz hinauf, gab Stéphane sein Handy zurück und ging ins Büro.

Er zog den Ordner mit Isabellas Ausdrucken hervor, tippte die Internetadresse ab und rief das Foto des Grafen an der Seite des libanesischen Ministersohnes auf. Das mailte er an seinen Amtskollegen in Sarlat, einen guten Freund, rief ihn gleich darauf an und bat darum, der Witwe, die in der alten Kirche Sainte-Marie ihren Ziegenkäse verkauft, das Foto zu zeigen und zu fragen, ob sie jemanden darauf erkenne. Dann meldete er sich bei Fabiola in der Klinik und informierte sie darüber, dass die Krankenschwester im Château nicht examiniert war. Im Gegenzug berichtete sie, Annette zu Hause erreicht zu haben; sie werde sich kundig machen. Möglicherweise sei die Rote Komtesse entmündigt worden. In diesem Fall lägen alle Vollmachten in der Hand ihres vom

Gericht bestellten Vormundes, vermutlich also ihrer Schwester oder deren Enkel.

Es war Zeit zu gehen. Bruno setzte sich seine Schirmmütze auf den Kopf, warf auf der Toilette einen Blick in den Spiegel und ging im Eilschritt über die Rue de Paris auf die Gendarmerie zu. Natürlich blieb nicht aus, dass er unterwegs Hände schütteln, Wangenküsse verteilen und hier und da ein paar freundliche Worte wechseln musste. Vielleicht, dachte er, war es sein letzter Gang als Polizist der Stadt. Über die möglichen Gründe für seine Beurlaubung versuchte er gar nicht erst zu spekulieren, aber dass er Sergeant Jules nicht hatte erreichen können, beunruhigte ihn sehr. Vielleicht hätte er den Bürgermeister doch anrufen sollen. Auf jeden Fall wollte er sich aber wieder bei Isabelle melden.

Auf den Eingangsstufen der Gendarmerie stand der Bürgermeister. Er schaute ernst drein und nickte, als er Bruno kommen sah, in Richtung auf einen prächtigen Bentley aus den fünfziger Jahren, der am Straßenrand parkte.

»Der *Procureur de la République* ist persönlich aus Périgueux gekommen. Bei ihm wurde angeblich Klage wegen Diebstahls gegen Sie eingereicht«, sagte er. »Mehr habe ich von Sergeant Jules noch nicht erfahren können.«

»Ist Jules da?« Der Bürgermeister nickte. Bruno fühlte sich sofort ein bisschen besser und folgte dem Bürgermeister ins Haus, wo Jules ihn mit einem Augenzwinkern begrüßte und auf ein Buch zeigte, das in einer Beweismitteltüte steckte. Bruno marschierte in das ihm bekannte Büro, nahm Haltung an und salutierte vor dem *Procureur*. Dass die Schwester der Roten Komtesse und Foucher hinter ihm am Fenster standen, überraschte ihn kaum. Jean-Jacques lehnte am Schreibtisch.

»Sie können sich rühren, Courrèges«, sagte der Staatsanwalt. In seiner dunkelroten Kordhose und dem gelben Pullover, unter dem er ein blaues Jeanshemd trug, sah er aus, als sei er direkt vom Golfplatz gekommen. Dabei war heute ein ganz normaler Arbeitstag.

»Augenblick«, intervenierte der Bürgermeister. »Polizeichef Courrèges hat Anspruch auf einen Rechtsbeistand. Ich werde mich selbst dafür einsetzen, dass ihm ein qualifizierter Verteidiger zur Seite steht, und protestiere gegen diese überstürzten Maßnahmen gegen ihn. Ich möchte ausdrücklich hinzufügen, dass er mein volles Vertrauen besitzt.«

»Ihr Protest ist zur Kenntnis genommen«, entgegnete der *Procureur* und musterte Bruno mit kühlem Blick. »Madame de la Gorce beschuldigt Sie, ein wertvolles Buch aus ihrer Bibliothek entwendet zu haben, eine Erstausgabe von Montaignes Essays. Laut ihrer Aussage haben Sie sich unter einem dienstlichen Vorwand Zutritt verschafft und waren eine Zeit lang in der Bibliothek allein. Madame beziffert den Verlust auf über fünftausend Euro. Davon abgesehen ist das Buch für sie von unschätzbarem Wert, weil es einst der königlichen Familie gehörte. Was haben Sie dazu zu sagen?«

»Nicht schuldig, Monsieur.«

»Waren Sie allein in der Bibliothek?«

»Ja.«

»Haben Sie das fragliche Buch gesehen?«

»Später, ja. Aber nicht in der Bibliothek.«

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte der *Procureur*.

»Gestatten Sie, dass ich Sergeant Jules ins Büro bitte?«

»Wenn es sein muss.«

Sergeant Jules kam zur Tür herein und tippte mit der Hand an sein Käppi. Er hielt die Beweismitteltüte mit dem Buch in der Hand und legte sie auf den Tisch.

»Monsieur, Polizeichef Courrèges hat mich gestern Abend angerufen und mir anvertraut, dass dieses Buch bei ihm zu Hause liegt. Er ahnte bereits, dass man ihn mit falschen Anschuldigungen konfrontieren würde. Auf seine Veranlassung hin habe ich das Buch auf Fingerabdrücke untersucht. Seine sind nicht darunter, wohl aber die der jungen Frau, die im Château als Krankenschwester angestellt ist. Wir konnten sie anhand ihrer Strafakte aus einer früheren Strafsache eindeutig identifizieren. Das beweist die Richtigkeit der Aussage von Polizeichef Courrèges, wonach diese Dame ihn gestern Abend aufgesucht und das Buch bei ihm versteckt hat in der Absicht, ihn zu verleumden. Hier ist seine Aussage, von mir selbst gestern Abend zu Protokoll genommen.«

Jules legte einen dünnen Heft auf den Tisch. Der Staatsanwalt warf der alten Dame, die von Foucher am Arm gestützt wurde, einen scharfen Blick zu und begann zu lesen.

»Was hat es mit dieser früheren Strafsache auf sich?«, wollte Madame de la Gorce wissen. »Ich fürchte, die beiden stecken unter einer Decke.«

»Waren Sie sich im klaren darüber, dass Ihre junge Angestellte Eugénie Ballotin das Buch entwendet hat, Madame?«, fragte der Staatsanwalt.

»Mitnichten.«

»Wer ist dann für den Versuch verantwortlich, den Polizeichef von Saint-Denis durch falsche Anschuldigungen in Misskredit zu bringen?«

Die alte Dame blickte hilfesuchend zu ihrem Begleiter auf. Foucher sagte, ohne mit der Wimper zu zucken: »Hier liegt wohl ein Missverständnis vor. Madame de la Gorce zieht ihre Anzeige zurück und entschuldigt sich beim Polizeichef und bei Ihnen, Monsieur le Procureur. Und besten Dank für die Rückgabe des Buches.«

»Damit ist es nicht getan«, sagte der Staatsanwalt. »Wo befindet sich Mademoiselle Ballotin? Ich möchte, dass sie sofort hierhergebracht wird. Was wurde ihr in dieser früheren Sache zur Last gelegt?«

Jules räusperte sich und murmelte dem Staatsanwalt etwas ins Ohr.

»Mon Dieu«, entfuhr es ihm. »Ich dachte, sie wäre Krankenschwester.«

»Offenbar nur zum Schein«, schaltete sich Bruno ein. »Wir haben nirgends Belege dafür gefunden, dass sie als Krankenschwester qualifiziert ist. Dr. Stern von unserem medizinischen Zentrum ist besorgt und fürchtet, dass die Komtesse nicht richtig versorgt werden könnte. Außerdem hat sich Dr. Stern in Pariser Krankenhäusern erkundigt und festgestellt, dass Mademoiselle Ballotins Behauptung, wonach die kranke Komtesse ärztlich betreut werde, offenbar nicht der Wahrheit entspricht. Sie hat auch hier in der Gegend keinen Arzt. Frau Dr. Stern informiert sich zurzeit über Rechtsmittel, die ihr erlauben, die Alzheimerpatientin zu untersuchen. Außerdem habe ich mich heute Morgen ebenfalls in dieser Sache an Ihr Büro gewandt, Monsieur.«

Der Procureur war offensichtlich verblüfft, setzte dann aber wieder eine ernste Miene auf. Vielleicht dachte er an die Konsequenzen, die zu erwarten wären, wenn einer so prominenten Person wie der Roten Komtesse ärztliche Betreuung vorenthalten bliebe.

»Madame de la Gorce, steht Ihre Schwester unter Vormundschaft?«

Wieder antwortete Foucher für sie. »Nein. Und um eines richtigzustellen: Mademoiselle Ballotin hat uns Zeugnisse vorgelegt. Wir waren guten Glaubens, dass sie die kranke Schwester von Madame kompetent betreuen kann.«

»Dann werden Sie bestimmt nichts dagegen haben, wenn ich darauf dränge, dass Dr. Stern die Patientin untersucht.«

»Madame de la Gorce möchte selbst entscheiden, an welcher Stelle sie sich juristischen und

medizinischen Rat einholt. Aber selbstverständlich werden wir Sie, Monsieur, über alles Weitere in Kenntnis setzen«, entgegnete Foucher.

»Sind Sie Anwalt?«, wollte der Staatsanwalt wissen. Foucher schüttelte den Kopf. »Dann möchte ich darum bitten, dass Madame auf meine Fragen selbst antwortet. Wenn Sie sich nützlich machen wollen, könnten Sie ihr einen Stuhl besorgen.«

Madame de la Gorce machte einen zerbrechlichen Eindruck, als sie sich vorsichtig setzte. Ihre Augen aber waren klar und funkelten boshhaft in Brunos Richtung, ehe sie sich lächelnd dem Staatsanwalt zuwandte. Halb verdeckt von der Rückenlehne, stand Foucher hinter ihr, den Blick auf die Hände gesenkt, die sich zu bewegen schienen.

»Pardon, Monsieur«, sagte Bruno. Er trat vor und legte eine Hand auf Fouchers Handy, in das dieser gerade eine Textnachricht tippte. »Haben Sie diesem Herrn erlaubt, sein Handy zu benutzen?«, fragte er den Staatsanwalt.

»Das habe ich nicht«, antwortete er. »Stecken Sie es sofort weg.« In frostigem Tonfall wandte er sich an Madame de la Gorce. »Mir ist egal, welchen Arzt Sie bemühen. Ich bestehe allerdings darauf, dass Dr. Stern Ihre Schwester untersucht und mir bis Donnerstagmorgen einen Bericht vorlegt, damit ich noch vor dem Osterwochenende eine Entscheidung treffen kann. Wenn sich die Diagnose Alzheimer bestätigt, sorge ich dafür, dass Ihre Schwester unter Amtsvormundschaft gestellt wird. Ich bin nämlich nicht einverstanden mit den Arrangements, die Sie getroffen haben. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja. Aber Sie werden von meinen Anwälten hören«, erwiederte sie und blickte zu Foucher auf.

»Das ist Ihr gutes Recht. Die lächerlichen Anschuldigungen gegen den Polizeichef sind damit jedoch nicht vom Tisch. Sie haben sich damit direkt an mein Büro gewandt und eine eidesstattliche Erklärung abgelegt. Die lässt sich nicht nach Belieben wieder zurücknehmen. Wenn Sie Ihre Anwälte einschalten, bitte sehr. Sie sollten sich auch gleich auf eine Verleumdungsklage einstellen, zu der ich dem Polizeichef rate. Und wenn Sie jetzt bitte draußen warten würden... Sergeant, sorgen Sie bitte dafür, dass die Herrschaften nicht verschwinden. Und konfiszieren Sie ihre Handys. Und lassen Sie Mademoiselle Ballotin in die Gendarmerie bringen. Ich möchte hören, was sie zu sagen hat, und will nicht, dass sie sich vorher mit ihrer Arbeitgeberin verständigt. Ist das klar? – Na schön, ich danke Ihnen, Sergeant.«

Als Jules nach Madame de la Gorce und Foucher das Büro verlassen hatte, sagte der Staatsanwalt mit Blick auf Jean-Jacques: »Ich hätte auf Sie hören sollen.« Und an Bruno gewandt: »Ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen. Jean-Jacques ahnte offenbar schon, dass man Sie aufs Kreuz legen wollte. Ich hätte die alte Dame zurückweisen sollen, aber sie ist eine Bekannte meiner Frau und kam zu uns nach Hause, mit einer fertig formulierten und unterschriebenen Aussage. Sie bestand darauf, dass ich mich der Sache persönlich annehme.« Er musterte seine bunte Kleidung. »Ich habe heute eigentlich meinen freien Tag.«

»Schon gut, Monsieur. Es ist ja kein Schaden entstanden«, sagte Bruno.

»Doch. Alle meine Mitarbeiter wissen, dass Sie unter Verdacht stehen und beurlaubt sind. So etwas spricht sich schnell herum. Ich würde deshalb gern als Ihr Zeuge auftreten, wenn Sie eine Verleumdungsklage einreichen. Zu einer Gerichtsverhandlung wird es natürlich nicht kommen, aber vielleicht springt für Sie eine Entschädigung heraus.«

Jean-Jacques räusperte sich. »Wenn Sie recht haben, und es breiten sich Gerüchte über unseren *chef de police* aus, wäre es vielleicht ratsam, Sie würden eine Erklärung herausgeben, die seinen guten Namen wiederherstellt.«

»Gute Idee. Ich wende mich an die Presse. Setzen wir uns doch. Und jetzt, Bruno – ich darf Sie

doch Bruno nennen? –, erzählen Sie mir bitte Ihre Version dieser Geschichte. Von Anfang an. Warum wollte man Ihnen Knüppel zwischen die Beine werfen?«

Brunos Handy meldete sich. Im Display sah er die Nummer seines Amtskollegen von Sarlat.

»Entschuldigen Sie mich bitte, Monsieur. Der Anruf könnte wichtig sein.«

Sein Kollege teilte ihm mit, dass die Witwe Venturin auf dem Foto den Araber wiedererkannt hatte, der ihr eine Ziege abgekauft hatte. Bruno bedankte sich und klappte sein Handy zu.

»Es gibt wohl zusätzliche Komplikationen«, sagte er. »Allem Anschein nach ist der Sohn des libanesischen Verteidigungsministers in unseren Fall verwickelt. Sein Vater wird in Frankreich erwartet, um mit einem der Unternehmen des Grafen einen mehrere Millionen Euro schweren Vertrag zu unterzeichnen.«

Als er den Staatsanwalt auf den neuesten Stand der Dinge gebracht hatte, borgte sich Bruno noch einmal das Handy von Sergeant Jules und ging damit nach draußen, um Isabelle von der Libanon-Connection zu unterrichten. Er hatte keine Ahnung, inwieweit diese seine Ermittlungen verkomplizieren würde, zweifelte aber keinen Augenblick daran, dass es dazu kommen musste. Der Bentley, mit dem wahrscheinlich die Schwester der Komtesse gekommen war, stand immer noch an der Straße. Foucher konnte also vorerst nicht in seinem Jaguar angehalten und zum Alkoholtest aufgefordert werden. Bruno aber wollte seine DNA, und zwar möglichst schnell, denn das Labor würde mit den Ergebnissen mindestens eine Woche auf sich warten lassen. Als er Jules das Handy zurückgab, schlug er ihm vor, Foucher und Madame de la Gorce ein Glas Wasser anzubieten. Für eine Speichelprobe müsste es reichen.

Das Markttreiben hatte seinen Höhepunkt erreicht. In Jolliots Elektroladen kaufte er ein Prepaid-Handy, um mit Isabelle in Kontakt bleiben zu können. Als er an der Kirche vorbeikam, spürte er eine zaghafte Hand an seinem Arm zupfen. Er drehte sich um und sah Brigitte Junot in schwarzer Witwendracht und fast ebenso schwarzen Ringen unter den Augen. Ihr Mann war drei Tage tot, und es schien, als habe sie seitdem nicht mehr geschlafen. Wortlos ergriff sie seinen Arm und führte ihn durch das Portal in den dunklen Kirchenraum, auf eine Seitenkapelle zu, in der Francette auf einer Bank saß. Sie schien zu beten und hatte den gesenkten Kopf mit einem großen schwarzen Schal verhüllt. Sie trug Jeans, einen weiten Sweater und feste, ziemlich verdreckte Gummistiefel und sah überhaupt wieder wie das Bauernmädchen von früher aus.

»Francette braucht Ihre Hilfe«, sagte Brigitte. »Sie hat schreckliche Angst. Können Sie sie an einen sicheren Ort bringen?«

»Wenn ich Ihnen helfen soll, Francette, müssen Sie mir alles sagen.« Bruno nahm die Mütze vom Kopf und setzte sich zu ihr auf die Bank.

»Nicht hier in der Kirche«, entgegnete sie. Bruno blickte zu ihrer Mutter auf und runzelte die Stirn. Sie nickte und murmelte, dass sich Francette ihr bereits anvertraut habe. Bruno dachte nach. Sein Haus und Pamelas Anwesen waren allen bekannt. Auch wussten die meisten von seiner Freundschaft mit Stéphane; außerdem lag sein Hof zu nahe an dem der Junots. Kurz entschlossen rief er Maurice Soulier an, einen älteren Entenzüchter, der ihm noch einen Gefallen schuldete. Es meldete sich seine Frau Sabine, eine herzensgute Frau, deren Kinder schon lange aus dem Haus waren und die sofort bereit war, das Mädchen bei sich aufzunehmen.

»Gehen Sie in die Sakristei und warten Sie dort. Ich komme mit dem Wagen vor die Hintertür«, sagte er.

Er kehrte zur Gendarmerie zurück, lieh sich von Jules dessen Privatwagen aus, einen gepflegten Renault Laguna, und fuhr zum Haus von Pater Sentout, wo er die Haushälterin um den Schlüssel für die Sakristei bat. Mit Francette und ihrer Mutter fuhr er am Friedhof vorbei und über Landstraßen zum Hof der Souliers. Sabine erwartete sie bereits mit einer Kanne Kaffee und selbstgebackenen *madeleines*. Ihr Mann kam aus der Scheune, um sie zu begrüßen. Als Bruno fragte, wo er mit den Frauen ungestört reden könne, führte Maurice sie auf eine von Weinranken beschattete Terrasse hinaus und ließ sie allein. Sabine freute sich offenbar, Gäste im Haus zu haben, und summte ein Lied vor sich hin, als sie nach oben ging, um das Gästebett zu beziehen und Handtücher bereitzulegen.

»Ich war so dumm«, sagte Francette beschämt. »Ich bin schuld, dass Vater tot ist, und jetzt habe ich nicht nur mich, sondern auch noch Mutter in Gefahr gebracht.«

»Erzählen Sie von Anfang an«, sagte Bruno. »Warum haben Sie Ihren Job im Supermarkt aufgegeben?«

»Ich habe diesen Typen kennengelernt. Er ist älter als ich, aber noch ziemlich fit, wenn Sie verstehen.« Sie beschrieb, wie er sich mit ihr an der Kasse unterhalten und sie dann zum Essen eingeladen hatte. Er hatte sie nach der Arbeit in seinem Sportwagen abgeholt und war mit ihr nach Bergerac in ein Restaurant gefahren, danach zum Tanzen in einen Nightclub und schließlich nach Hause.

»Er war sehr nett zu mir, hat mir nur einen Kuss auf die Wange gegeben und gefragt, ob wir uns wiedersehen würden. Dann brachte er Blumen, und wir sind wieder ganz groß essen gegangen. Weiße Tischdecke und so weiter. Er kennt sich gut mit Weinen aus. Danach waren wir in einer dieser Discos in Périgueux, von denen die anderen Mädchen immer gesprochen haben. Für mich war das alles neu.«

Bruno nickte verständnisvoll. Er konnte sich alles Weitere denken. Ein Mädchen aus armer Familie, das ausgeführt und wie eine Prinzessin verwöhnt wurde. Die beiden waren dann nach Bordeaux gefahren, wo er sie in einen vornehmen Friseursalon geführt und ihr schicke Kleider und Unterwäsche gekauft hatte, von ihm selbst ausgewählt. Und am Nachmittag waren sie in ein Boutique-Hotel gegangen.

»Léo war so lieb, so süß«, schwärmte sie. Bruno konnte sich gut vorstellen, dass ein so erfahrener Verführer sehr viel interessanter sein musste als die tölpelhaft fummelnden Jungs aus Saint-Denis.

»Ist Léo sein richtiger Name?«, fragte er. Nein, antwortete sie, so habe sie ihn genannt. Tatsächlich heiße er Lionel.

Übers Wochenende waren sie dann nach Paris gereist und in einem Hotel am Quai Voltaire untergekommen, direkt an der Seine. Sie hatten einen Joint geraucht, der sie, wie sie sagte, regelrecht umgehauen habe, und sich dann geliebt. Am Abend waren sie in der berühmten Disco Queen an den Champs-Elysées gewesen.

»Vor der Tür standen die Leute Schlange, aber Léo und ich wurden sofort durchgewinkt«, sagte Francette und schien immer noch stolz darauf zu sein. Selbst in ihrer jetzt sehr niedergeschlagenen Stimmung ließ sie erkennen, dass sie sich ihrer Reize und Attraktivität inzwischen vollauf bewusst war. In der Disco, sagte sie, habe sie zum ersten Mal Kokain geschnupft.

Am nächsten Tag seien sie spät aufgestanden und wieder shoppen gegangen. Am Abend habe Léo sie zu einer Party mitgenommen, wo es wieder Kokain und jede Menge Champagner gab. Plötzlich hätten sich die Gäste ausgezogen. Dass Léo sich mit einer anderen Frau und einem Mann vergnügte, sei ihr so selbstverständlich vorgekommen, dass sie mitgemacht habe. Francette schaute Bruno trotzig an und sagte, dass es ihr Spaß gemacht habe. Und dann seien sie eine Woche lang in Saint-Tropez gewesen. Es habe wieder Kokain und weitere Sexpartys gegeben, in einer Villa, in Hotelsuites und sogar auf einer Yacht. Als Léo ihr schließlich den Job in der *auberge* anbot, habe sie sofort zugesagt.

Bruno spürte kalte Wut in sich aufsteigen, Wut auf Foucher, der mit zynischen Tricks eine unerfahrene junge Frau verführt hatte, die für Bruno noch das Mädchen war, an das er sich erinnerte.

»Ich habe mir, was diesen Job angeht, keine Illusionen gemacht«, sagte Francette fast wieder trotzig, vermied es aber, Bruno in die Augen zu schauen. Ihre Mutter hatte eine Hand auf den Arm der Tochter gelegt und hörte schweigend zu. »Ich wusste, was auf mich zukam, und hätte es auch

ohne die tausend Euro getan, die er mir zugesteckt hat. Als Einstiegsprämie, wie er sagte.«

Aber unter Drogeneinfluss und im Beisein von Léo Sex mit anderen zu haben war etwas anderes als Fremde zu bedienen, die kein Französisch sprachen und sie mit auf ihre Zimmer in der *auberge* nahmen. Und es war beileibe kein Vergnügen, wenn ein solcher Freier, um in Fahrt zu kommen, darauf bestand, sie zu schlagen. Und dann gab es diese Rollenspiele: Arzt und Krankenschwester, Polizist und Gefangene, Priester und Nonne. Manche Klienten verlangten Vorführungen, Mädchen mit Mädchen, und machten dann mit ihren Smartphones Videoaufnahmen. Beliebt waren auch Bestrafungsspiele, bei denen die Mädchen verhauen werden durften. Aber solange Kokain zur Verfügung stand, sagte Francette, habe ihr das alles kaum etwas ausgemacht.

Eines Nachts hatten Léo und Béatrice sie mit ein paar anderen Mädchen durch einen langen Tunnel in den Gouffre geführt. Sie waren als Nonnen verkleidet und spielten in der Marienkapelle eine Szene, die gefilmt wurde. Dort war ihr der Mann wieder begegnet, der sich Graf nannte und den sie auf der ersten Orgie in Paris kennengelernt hatte.

»Haben Sie diese Frau schon einmal gesehen?«, fragte Bruno und zog das Foto von Athénaïs aus der Tasche.

Francette nickte. »Das ist Tina. Sie war mit uns in der Höhle.«

»Tina? Wurde sie so genannt?«, fragte Bruno. Vielleicht eine Koseform von Athénaïs, dachte er.

»Ich hatte sie gern. Sie war lieb zu mir, nachdem ich das erste Mal geschlagen worden bin. Léo hatte sich in der Höhle als Priester verkleidet. Sie ist voll auf ihn abgefahren, obwohl sie eigentlich den Grafen wollte. Sie kannten sich angeblich aus New York und hatten eine Affäre. Sie war verliebt in ihn und sagte, er wolle ein Filmprojekt über eine Urahnin von ihr finanzieren, die Geliebte von Ludwig XIV. war. Sie hat von nichts anderem gesprochen, es war eine regelrechte Obsession. Einmal hat sie sogar gesagt, sie sei eine lebende Reinkarnation dieser Madame de Montespan. Mir hat sie sogar eine Nebenrolle angeboten, aber sie würde natürlich die Hauptrolle spielen.«

»War auch von einem Liebeselixier die Rede?«, wollte Bruno wissen. Es fiel ihm schwer, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr er auf Francettes Zeugenaussage brannte. Gleichzeitig konnte er nur mit Mühe seine Empörung verbergen. Sie war erst achtzehn. Sie hätte im Tennisclub Doppel spielen und mit einem Gleichertrigen in irgendeinem einfachen Restaurant Händchen halten sollen, statt sich älteren Männern der Rüstungslobby anzubieten.

»Wissen Sie davon, von der schwarzen Messe?«, fragte sie erstaunt.

Er nickte. »Wollte Tina sicherstellen, dass sich der Graf in sie verliebt?«

»Verrückt, nicht wahr? Aber Tina war überzeugt davon. Sie sagte, es habe schon bei Ludwig XIV. funktioniert.«

»Waren Sie dabei?«

»Nein. Léo hat die ganze Sache organisiert. Tina wollte die schwarze Messe in einer richtigen Kirche feiern, und er meinte, es gäbe da oben am Fluss eine Familienkapelle. Er und Richard sind mit ihr dorthin. Richard ist Libanese, behauptet aber, christlich erzogen worden zu sein.«

»Haben Sie Tina danach noch einmal gesehen?«

Francette schüttelte den Kopf. »Sie sagten, es habe nicht geklappt und sie sei zurück nach Paris. Erst als mir *maman* von der toten Frau im Kahn berichtet hat, wusste ich, um wen es ging. Ich hatte ohnehin schon ziemlich viel Angst, aber das hat mir den Rest gegeben. Deshalb wollte ich mit Ihnen sprechen.«

»Haben Sie in der *auberge* denn nicht Zeitung gelesen, Radio gehört oder ferngesehen?«

»Die Kunden hatten zwar Fernseher auf den Zimmern, wollten aber immer nur Pornos sehen.«

»Hat Ihr Vater noch einmal versucht, Kontakt mit Ihnen aufzunehmen?«, fragte er.

Francette schüttelte den Kopf und ergriff die Hand ihrer Mutter. Fast versagte ihr die Sprache, als sie nun ihren Bericht fortsetzte. Im Nachhinein glaube sie, er sei doch noch einmal zum Hotel gekommen, und zwar in der Nacht, nachdem er mit Bruno bei ihr gewesen und mit ihr gesprochen habe. Schon beim Abendessen hätte die Bedienung auf Verlangen der Gäste oben ohne serviert, und dann sei es richtig hoch hergegangen – eine Party nach dem Motto Ärzte–Krankenschwestern. Es seien irgendwann Stimmen laut geworden, weil man hinter einem der Fenster einen Spanner entdeckt hätte. Béatrice sei nach draußen gegangen, kurz darauf zurückgekehrt und habe gesagt, die Störung wäre beseitigt. Francette hatte sich zu diesem Zeitpunkt nichts dabei gedacht und erst später vermutet, dass ihr Vater dahintersteckte.

»Deshalb fühle ich mich schuldig«, sagte sie tonlos. »Bestimmt hatte er diesen Unfall, weil er so aufgebracht war.«

Bruno hielt es für unpassend, sie jetzt schon über die wahren Umstände aufzuklären. Er hatte noch eine Frage. »War das die einzige Störung an jenem Abend? Könnte es sein, dass Ihr Vater noch einmal zurückgekommen ist?«

Francette zuckte die Schultern. »Nicht dass ich wüsste. Aber es ging in dieser Nacht hoch her. Männer aus Paris, deren Security-Leute draußen warteten. Wir waren angewiesen, drinnen zu bleiben.«

Die Security-Leute des Verteidigungsministeriums hatten draußen Wache gehalten, und an diesem Abend wollte der Graf keine weiteren Störungen durch Junot. Hatte dieser sich etwa durch die Hintertür Eintritt verschafft? Und genügte das als Motiv, ihn zu töten? Oder ihn so zusammenzuschlagen, dass sie ihn letztlich töten und den Unfall vortäuschen mussten? Lionel (oder vielmehr Léo, wie Francette ihn nannte) war dies durchaus zuzutrauen. Bruno hatte noch eine allerletzte Frage.

»Ist Ihnen jemals eine junge Frau namens Eugénie über den Weg gelaufen? Groß, dunkle Haare und sehr lange Beine?«

»Kann es sein, dass sie sich Gina nennt? Sie war in Begleitung des Grafen auf der Party in Paris und dann mit ihm auch in der Höhle. Eine wunderschöne Frau.«

»Ist Ihnen jemand aus der *auberge* begegnet, seit Sie wieder bei Ihrer Mutter sind?«

»Gestern Abend kam Léo vorbei und fragte, ob ich zurückkäme. Er hatte Blumen für *maman* dabei und hat ihr sein Beileid ausgesprochen, doch er bestand darauf, dass ich so schnell wie möglich wieder arbeiten komme. Es war die Art, wie er es gesagt hat, die mir Angst machte. Und als mir dann *maman* von der toten Frau im Kahn erzählte, wusste ich, dass wir verschwinden müssen. Heute Morgen fuhr Richard in seinem Auto vor. Er blieb am Steuer sitzen und hat nur aufs Haus gestarrt. Das war richtig unheimlich.«

»Sie meinen den Libanesen? Wohnt er eigentlich auch in Saint-Philippon?«, fragte Bruno.

Sie nickte. »Ja, abwechselnd in der *auberge* und drüber im Château. Er ist ein Freund des Grafen. Ich kann ihn nicht leiden. Er war derjenige, der mich geschlagen hat, als er nicht auf Touren kam.«

»Wie sind Sie vom Hof Ihres Vaters in die Kirche gekommen?«

»Zu Fuß durch den Wald und dann am Fluss entlang. Ich muss Sie warnen, Bruno. Seien Sie vorsichtig. Diese Leute sind stinksauer auf Sie. Léo hat ständig gefragt, ob Sie mich zu Hause besucht haben.«

»Machen Sie sich um mich keine Sorgen«, erwiderte er und bat sie, aufzuschreiben, was sie ihm gesagt hatte, mit allen Einzelheiten. Er werde ihre Erklärung später abholen. Dann gab er ihr sein neues Handy und richtete es so ein, dass sie ihn über eine einzige Wahl Taste erreichen konnte.

Mutter und Tochter hielten sich an den Händen, als er die beiden verließ und Sabine aufsuchte, um ihr zu sagen, dass Francette von einem gewalttätigen Exfreund belästigt werde. Dann ließ er sich ein Blatt Papier und einen Stift für Francette geben, und während das Mädchen ihre Erklärung zu schreiben begann, ging er zu Maurice in den Entenstall hinüber.

»Ich glaube zwar nicht, dass ihr Exfreund sie hier aufstöbert, aber wenn du einen weißen Sportwagen aufkreuzen siehst, ruf mich bitte sofort an.«

»Ich habe eine Flinte«, entgegnete Maurice. Bruno verzog das Gesicht in Erinnerung daran, dass Maurice einmal mit ebendieser Flinte auf Tierschützer angelegt hatte, die nachts auf seinen Hof eingedrungen waren, um seine Enten und Gänse zu befreien. »Keine Waffen«, sagte er und fuhr zurück auf den Markt, wo er von Jolliot, der sich mächtig wunderte, ein weiteres Handy kaufte.

Als er sich von ihm verabschiedete, summte sein altes Handy am Gürtel. Es war Lemontin, der anrief und sagte, dass der Kreditvertrag im Mai vergangenen Jahres von der Roten Komtesse unterzeichnet worden sei. Dabei hatte ihre Schwester behauptet, sie wäre schon seit Jahren nicht mehr ansprechbar. Es lag also ein schwerer Fall von Urkundenfälschung und Betrug vor, und sein Vorschlag, die *auberge* als Sicherheit für die städtischen Investitionen in das Bauvorhaben zu überschreiben, kam nun nicht mehr in Frage. Der Graf würde über das Hotel nicht verfügen können.

In der Gendarmerie war Sergeant Jules sichtlich zufrieden mit sich. Madame de la Gorce hatte zu Protokoll gegeben, dass Eugénie Bruno des Diebstahls bezichtigt habe. In einem zweiten Verhörzimmer bestand Foucher immer noch darauf, dass alles ein Missverständnis sei. Er hatte aus dem Wasserglas getrunken, das Yves von der Spurensicherung nun abholen konnte. Weniger erfreulich war, dass sich Mademoiselle Ballotin nicht im Roten Château aufhielt und niemand wusste, wo sie steckte.

»Wenn sie Eugénie mit Vornamen heißt, galt ihr die Nachricht von Foucher, als er diese SMS tippte und du ihm dazwischengefunkt hast«, sagte Jules. »Es war nur ein Wort: ›Verschwinde!‹ Und jetzt kommt das Beste«, fuhr er fort und hielt eine Plastiktüte in die Luft, in der sich das Mundstück eines Alkotesters befand. »Wir haben einen weißen Jaguar gestoppt, der auf der Straße nach Périgueux deutlich zu schnell unterwegs war. Am Steuer ein gewisser Richard Abouard, dem Pass nach libanesischer Staatsbürger. Er musste blasen, und hier haben wir das Röhrchen. Um alles Weitere kümmert sich Yves.«

»Ausgezeichnet«, sagte Bruno. »Sind Jean-Jacques und der Staatsanwalt noch hier?«

»Jean-Jacques vernimmt noch die alte Dame. Der Staatsanwalt ist mit dem Bürgermeister nach Périgueux, um den Präfekten zu informieren. Der Inspektor aus Bergerac – du kennst ihn – wird die Hausdurchsuchung in der *auberge* leiten. Die Spurensicherung hat einen Wagen auf dem Hotelparkplatz sichergestellt, weil sie ihn mit Junots Tod in Verbindung bringt, und Jean-Jacques sagte, eben dieser Wagen sei von der Videokamera der Mülldeponie gefilmt worden.«

»Haben die beiden einen Anwalt kommen lassen?«

»Foucher wartet draußen auf Madame. Wir werden die beiden wohl festhalten müssen, solange Eugénie nicht gefunden ist. Jean-Jacques will sie wegen Falschaussage belangen.«

»Und die alte Dame lässt sich vernehmen, ohne dass ein Anwalt bei ihr ist?«, staunte Bruno.

»Jean-Jacques hat sie als Erstes eine Erklärung unterschreiben lassen, dass sie auf einen Anwalt verzichtet. Sie meinte, ihr Enkel würde sich um alles kümmern.«

»Dann wäre also alles unter Kontrolle«, sagte Bruno, in Gedanken schon bei dem zu erwartenden Chaos, das Francettes Aussage auslösen würde, die Foucher und den Grafen unmittelbar mit Athénaïs' Tod in Verbindung brachte.

Plötzlich vibrierte sein Handy, und als er Gilles' Namen im Display sah, ahnte er, dass etwas schiefgelaufen war.

»Sie ist uns durch die Lappen gegangen«, sagte Gilles. »Tut mir leid.«

»Wovon reden Sie?«

»Es ist meine Schuld. Ich habe unsere Leute in Kalifornien nicht richtig instruiert«, antwortete der Reporter. Sein Kollege in Hollywood hatte den Vater des Mädchens in Santa Barbara ausfindig gemacht und von ihm erfahren, dass seine Tochter an der McGill University in Montreal studierte. Dummerweise hatte der Kollege aber auch erwähnt, dass Athénaïs nicht mehr lebte, worauf, kaum dass er gegangen war, der Vater seine Tochter angerufen und ihr die traurige Nachricht übermittelt hatte. Als der New Yorker Korrespondent sie in Montreal aufsuchen wollte, war sie verschwunden. Ihre Mitbewohnerin sagte, sie habe sich von der internationalen Auskunft die Telefonnummer des Roten Châteaus geben lassen und sofort dort angerufen, um in Erfahrung zu bringen, wie ihre Mutter ums Leben gekommen ist. Daraufhin hatte sie den nächsten Flieger nach Paris genommen.«

»Wissen Sie, mit wem aus dem Roten Château sie gesprochen hat?«, fragte Bruno.

»Die Mitbewohnerin meinte, es sei ein Onkel oder Cousin gewesen. Den habe es jedenfalls sehr verwundert, von ihr zu hören, da er angeblich nicht gewusst hat, dass seine Nichte beziehungsweise Cousine ein Kind hat. Wie dem auch sei, er hat sie offenbar gebeten, nach Frankreich zu kommen, auf seine Kosten. Es tut mir wirklich leid, Bruno, aber wir können versuchen, sie am Flughafen abzufangen.«

»Ha! Es tut Ihnen also leid? Ist Ihnen klar, dass das Mädchen Ihretwegen in Lebensgefahr ist?«, platzte es mit der ganzen aufgestauten Wut aus ihm hervor, die Francettes Geschichte in ihm ausgelöst hatte. »Ihretwegen weiß der Graf jetzt, dass es sie gibt und dass sie das Vermögen erbtt, auf das er scharf ist.«

»Woher sollte ich das wissen?«, entgegnete Gilles.

»Wann wird sie in Paris landen?«, fragte Bruno.

»Keine Ahnung. Der Kollege war gestern am späten Nachmittag in Montreal. Wahrscheinlich ist sie schon mit der Abendmaschine gestartet. Sie könnte also schon in Paris sein.«

»*Putain de merde!*«, brüllte Bruno. Er klappte sein Handy zu und stürzte in das Vernehmungszimmer, wo Jean-Jacques und Madame de la Gorce einander gegenüberstanden.

»Ein Notfall«, sagte er und bemühte sich um Fassung. »Pardon, Madame, aber wir brauchen den Commissaire draußen.«

Vor der Tür schlug sich Bruno mit der Hand vor die Stirn und nannte sich einen Idioten, als ihm einfiel, dass er Gilles nicht nach dem Namen des Mädchens gefragt hatte. Er rief ihn wieder an, entschuldigte sich für seinen Ausbruch und ließ sich den Namen und weitere Einzelheiten durchgeben, die er in sein Notizbuch kritzeln.

Jean-Jacques telefonierte bereits mit dem Sicherheitsbüro des Flughafens Charles-de-Gaulle und wiederholte den Namen des Mädchens: Marie-Françoise Bourbon Marrilees. Der zweite Name musste der ihres Vaters sein. Gilles hatte Bruno dessen Telefonnummer genannt wie auch die Handynummer des Mädchens und darauf hingewiesen, dass sie sowohl einen französischen als auch einen amerikanischen Pass hatte. Der Vater kannte vielleicht die Passnummern. Nur wer in Saint-Denis konnte gut genug Englisch, um sich mit ihm zu verstehen? Gilles' Handy war

besetzt, also rief Bruno spontan Pamela in Schottland an, erklärte kurz, worum es ging, und bat sie, mit dem Vater Kontakt aufzunehmen und ihm einzuschärfen, falls seine Tochter sich bei ihm melde, müsse er dafür sorgen, dass sie sofort die nächste Polizeistation aufsuchte und darauf bestand, dass man ihn oder Jean-Jacques verständigte.

»Sie ist mit Air France geflogen und von Paris aus weiter nach Bordeaux. Die Maschine dürfte soeben gelandet sein«, sagte Jean-Jacques. Er telefonierte schon mit dem Sicherheitsbüro des Flughafens Bordeaux-Mérignac.

»Lassen Sie bitte feststellen, ob ein Hubschrauber in Mérignac gelandet ist«, sagte Bruno und las die Registriernummer der Maschine des Grafen aus seinem Notizbuch ab. Jean-Jacques gab sie durch. Angestrengt dachte Bruno darüber nach, welche nützlichen Informationen er sonst noch anzubieten hatte. Er konnte vor Nervosität nicht stillstehen, weil Jean-Jacques erst lange warten und sich dann mit Namen und Dienstnummer ausweisen musste, ehe er erklären konnte, worum es ging.

»Sie werden an der Gepäckausgabe einen Posten aufstellen«, sagte Jean-Jacques, den Hörer am Ohr. »Eine Zollabfertigung gibt's nicht, weil der Flug aus Paris kommt. Ich höre gerade, dass man sie über Lautsprecher ausruft.«

Brunos Handy brummte wieder. Das muss Pamela sein, dachte er und riss den Apparat aus dem Etui am Gürtel, doch es war Fabiola.

»Ich habe gerade von der Staatsanwaltschaft die Erlaubnis bekommen, die Rote Komtesse zu untersuchen«, berichtete sie. »Würden Sie gern dabei sein?«

Bruno realisierte plötzlich, dass die Patientin mutterseelenallein war. Die Schwester und Foucher saßen in der Gendarmerie, Eugénie war verschwunden, und der Graf suchte nach der unbekannten Tochter seiner Cousine.

»Ja, gern«, antwortete er. »Holen Sie mich bitte vor der Gendarmerie ab.«

Jean-Jacques hatte sein Gespräch beendet. »Das Mädchen ist ihnen durch die Lappen gegangen. Sie hatte offenbar nur Bordgepäck bei sich. Ein Hubschrauber ist nicht gelandet. Aber sie fragen bei anderen Flughäfen nach und melden sich wieder. Ich rufe jetzt den Polizeichef von Bordeaux an und informiere den Staatsanwalt. Wer holt Sie ab?«

»Von Dr. Fabiola Stern. Wir fahren zum Château, um nach der Roten Komtesse zu sehen. Übrigens, es gibt da wahrscheinlich noch einen Betrugsfall, um den Sie sich werden kümmern müssen. Die Komtesse ist angeblich nicht ansprechbar, hat aber einen Kreditvertrag bei der Bank unterschrieben.«

»Die Suche nach dem Mädchen hat Vorrang. Auf geht's. Ich fahre jetzt mit Sergeant Jules los und werde von unterwegs anrufen. Sie warten hier auf die Ärztin.«

»Wir sollten auch Jofflin warnen. Er leitet die Hausdurchsuchung in der *auberge*. Vielleicht landet dort der Hubschrauber.«

Fabiolas altes Auto quälte sich bereits den Anstieg zum Château hinauf, als Bruno sein Handy endlich zuklappte. Isabelle war gebrieft worden, was bedeutete, dass das Innenministerium jetzt mit dem Verteidigungsministerium reden konnte. Bruno schwirrte der Kopf. Trotzdem behielt er den westlichen Horizont im Blick für den Fall, dass ein Hubschrauber aufkreuzte.

»Ich weiß jetzt, wer Ihr Privatpatient ist«, sagte er.

»War ja klar, dass Sie dahinterkommen«, erwiederte Fabiola. »Mich wundert nur, wie lange es gedauert hat. Und dass Sie geglaubt haben, ich täte es für Geld, wundert mich noch mehr.«

»Haben Sie von Béatrice denn kein Geld dafür bekommen, dass Sie die Mädchen in der *auberge* medizinisch betreuen?«

»Nein. Stattdessen hat sie dem Frauenhaus in Bergerac eine sehr großzügige Spende zukommen lassen. Aber weitere Zuschüsse dieser Art fallen jetzt wohl flach.«

Bruno zuckte mit den Achseln. Er dachte daran, dass andere Rüstungsunternehmen Dienstleistungen, wie sie die *auberge* anbot, woanders in Anspruch nähmen. Vielleicht sogar mit Hilfe von Beatrice, vorausgesetzt, sie hatte mit dem Tod von Athénaïs nichts zu tun.

Fabiola stellte ihren Wagen neben dem Bus der Gendarmerie ab. Die Eingangstür zum Château stand offen. Auf den Stufen davor wartete Sergeant Jules an der Seite eines Dienstmädchens, das nervös die Hände rang.

»*Bonjour*, Mademoiselle. Wer ist außer Ihnen noch im Haus?«, fragte Bruno.

»*Bonjour*, Monsieur. Eine Kollegin und der Knecht, aber der ist im Stall«, antwortete sie. »Alle anderen sind ausgeflogen.«

»Wann ist der Graf gegangen?«

»Ungefähr vor einer Stunde. Er wollte eigentlich warten, bis Madame wieder zurück ist, musste dann aber doch los.«

»Hat er eine Nachricht hinterlassen?«

»Nicht bei mir, Monsieur.«

Bruno führte Fabiola in den zum Krankenzimmer umfunktionierten Wintergarten, wo Jean-Jacques Eugénies Schreibtisch durchsuchte.

»Unsere falsche Krankenschwester hat sorgfältig Buch geführt. Das muss man ihr lassen«, sagte er, als die beiden vor ihm auftauchten. »Was ist die normale Dosis für Temazepam?«

»Das kommt darauf an. Normalerweise genügen bei Schlafstörungen fünfzehn Milligramm. Wie viel hat sie bisher bekommen?«

»Hier steht dreißig Milligramm.«

»Das ist sehr viel. Lassen Sie mich sehen, was sie sonst noch nimmt.« Fabiola ließ ihren Blick über die Apparaturen an der Wand schweifen und fühlte der Komtesse den Puls. »Hat ziemlich viele Nebenwirkungen und führt schnell zu Abhängigkeit. Könnten Sie sich bitte auch nach anderen verschreibungspflichtigen Medikamenten umsehen? Vielleicht finden wir darauf den Namen des Arztes, der sie verordnet hat.«

Sie schlug die Decke auf, steckte sich ein Stethoskop in die Ohren und lauschte dem Herzschlag der Komtesse, während sie gleichzeitig ihre Glieder abtastete. Bruno hörte, wie sie verärgert etwas über eine Muskelatrophie vor sich hinmurmelte, als Jean-Jacques' Handy zu läuten anfing.

»Wo? Auf welchem Flughafen?«, fragte er. »Wir sind hier ganz in der Nähe von Les Eyzies. Wie lange dauert ein solcher Flug?«

Als er das Gespräch beendet hatte, schaute er Bruno an und sagte: »Es gibt da offenbar ein

kleines privates Flugfeld mit Namen Souge, ein paar Kilometer westlich von Mérignac. Da ist der Graf gelandet und vor ungefähr einer halben Stunde wieder losgeflogen. Er könnte in zehn oder fünfzehn Minuten hier sein.«

»Normalerweise landet er vor der *auberge*«, sagte Bruno. »Aber da wimmelt es jetzt vor Polizisten. Deshalb wird er wahrscheinlich gleich hierherfliegen. Wir sollten den Transporter der Gendarmerie verschwinden lassen.«

»Er könnte bewaffnet sein.« Jean-Jacques zog seinen Manurhin-Revolver aus dem Holster und warf einen Blick in die Trommel. »Was ist mit Ihnen und Sergeant Jules?«

»Jules hat seine PAMAS. Ich selbst bin unbewaffnet.«

Jean-Jacques runzelte die Stirn und zuckte dann mit den Achseln. »Hoffen wir, dass es nicht zu einer Geiselnahme kommt.«

»Ich fahre schnell den Transporter weg.« Auf dem Weg nach draußen bat Bruno Sergeant Jules, nach einem Brief oder einer Nachricht zu suchen, die der Graf seiner Großmutter oder Foucher hinterlegt haben könnte. Der Schlüssel steckte noch im Zündschloss. Er fuhr den Transporter vom Hof, um die Stallungen herum, und versteckte ihn in einer Scheune, die zur Hälfte mit Heu gefüllt war. Danach warf er einen Blick in den Stall, sah aber weder Eugénies weiße Stute noch einen Stallknecht. In einem Schrank in der Sattelkammer fand er dagegen eine Spritze, die so groß war, dass er zwei Beweismitteltüten brauchte.

Im Krankenzimmer telefonierte Jean-Jacques wieder und machte sich Notizen, während Fabiola am Schreibtisch saß und Eugénies Aufzeichnungen studierte. Als er ihr die Spritze vorlegte, machte sie große Augen. Jean-Jacques winkte ihn zu sich und bat seinen Gesprächspartner, einen Augenblick zu warten.

»Ich habe Inspektor Jofflin in der Leitung«, sagte er und grinste zufrieden. »Die Durchsuchung der *auberge* war ein voller Erfolg. Im Heck des Transporters, auf den Sie uns aufmerksam gemacht haben, konnten winzige Blutreste sichergestellt werden. Auch an Richard Abouards Schuhen in seinem Hotelzimmer. Wir haben den Libanese bereits per Haftbefehl zur Fahndung ausgeschrieben. Von den beiden Männern, die die Überwachungskamera der Mülldeponie eingefangen hat, konnte einer zweifelsfrei als Abouard identifiziert werden. Und als Sahnehäubchen obendrauf haben wir über hundert Gramm Kokain in seinem Zimmer gefunden.«

»Ich wette, der andere Mann auf der Müllhalde war Foucher. Sobald die Spurensicherung in der *auberge* fertig ist, soll sie ins Château kommen und sich Fouchers Zimmer vornehmen«, sagte Bruno und zog sein anderes Handy hervor, um Isabelle anzurufen.

»Jofflin lässt fragen, was dieser Libanese mit der ganzen Sache zu tun hat.«

»Er ist Partner in der Investmentfirma des Grafen«, antwortete Bruno, der bereits Isabellas Stimme vernahm. Schnell berichtete er ihr von der Hausdurchsuchung, dem Haftbefehl und der erwarteten Ankunft des Hubschraubers. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er wandte sich an Jean-Jacques: »Ist bekannt, ob er am Flughafen getankt hat?«

»Keine Ahnung. Warum?«, fragte Jean-Jacques.

»Hin und zurück sind es fast dreihundert Kilometer. Wenn er in Bordeaux nicht nachgetankt hat, wird er wahrscheinlich auf den letzten Tropfen hier ankommen und gezwungen sein zu landen.«

Jean-Jacques wählte die Nummer des Flughafens Mérignac, und Bruno sprach jetzt wieder in sein Handy. »Hast du alles gehört, Isabelle?«

»Ja. Der Brigadier will wissen, ob die Beweise gegen Abouard wirklich stichhaltig sind.«

»Das Blut an seinen Schuhen muss noch analysiert werden, aber auf dem Video ist klar zu

erkennen, wie er die Plane verschwinden lässt, in der die Leiche eingewickelt war.«

»Das müsste reichen. Lass uns bitte so schnell wie möglich eine Kopie des Videos und den Bericht der Spurensicherung zukommen. Ansonsten viel Glück, und gib mir Bescheid, wenn wir euch von Paris aus helfen können.«

»Jean-Jacques hat bereits *les Jaunes* als Verstärkung aus Périgueux angefordert«, erwiderte Bruno und meinte damit das mobile Einsatzkommando der Gendarmerie.

»Augenblick noch.« Bruno hörte eine Stimme im Hintergrund. Wenig später war Isabelle wieder am Apparat. »Der Brigadier hat den Militärstützpunkt in Bordeaux alarmiert. Einer seiner Hubschrauber ist schon in der Luft und nimmt die Verfolgung auf. Ich rufe wieder an, sobald sie den Grafen auf dem Radar haben.« Sie beendete das Gespräch.

Bruno trat ans Fenster, öffnete es, um besser hören zu können, und blickte zum Himmel auf. »Er hat nicht nachgetankt«, meldete sich Jean-Jacques. »Und jetzt steht fest, dass er den Hubschrauber in Begleitung einer jungen Frau bestiegen hat.«

»Hoffen wir, dass Foucher ihn nicht warnt.«

»Der sitzt doch in der Gendarmerie fest, und dort wird man dafür sorgen, dass er nicht telefoniert«, entgegnete Jean-Jacques.

Bruno schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, dort ist er nicht mehr. Nur Madame de la Gorce musste noch bleiben. Foucher konnte gehen. Womöglich hat er sich in der Zwischenzeit ein neues Handy besorgt.«

»Merde. Dann könnte er dem Grafen womöglich schon gesteckt haben, dass der Versuch, Sie anzuschwärzen, gescheitert ist.«

»Was machen wir, wenn der Graf der jungen Frau höflich aus dem Hubschrauber hilft und sagt, er habe seine lange verschollene Nichte vom Flughafen abgeholt und werde sich bis zur Beisetzung ihrer Mutter um sie kümmern?«, gab Bruno zu bedenken. »Bis jetzt haben wir nichts gegen ihn in der Hand außer einige Indizienbeweise und viele Verdachtsmomente.«

»O doch, wir haben einiges mehr«, meldete sich Fabiola vom Schreibtisch her. »Die alte Dame – ob sie Alzheimer hat, steht noch dahin – wird seit Monaten mit hochwirksamen Medikamenten ruhiggestellt. Das geht aus diesen Aufzeichnungen hervor, die allerdings nur bis ins letzte Jahr zurückreichen. Und dieses Buch trägt die Nummer drei; es müsste also auch Nummer eins und zwei geben. Verabreicht wird der Patientin außerdem das Neuroleptikum Chlorpromazin. Das ist nicht bloß eine Fehlverordnung, sondern ein klarer Straftatbestand. Bis auf ein paar wundgelegene Stellen kann ich nichts Gravierendes feststellen. Allerdings ist die Patientin so geschwächt, dass sie vermutlich ohne diese Medikamente nicht auskommt.«

»Aber den Tatbestand Mord erfüllt es nicht«, sagte Jean-Jacques. In der Ferne war jetzt das Dröhnen von Rotoren zu hören. Alle drei eilten ans Fenster.

»Es heißt, er fliegt einen Eurocopter Colibri. Den müssten wir erkennen. Das Cockpit ist ganz aus Glas, und der Heckrotor hat eine Abdeckung«, sagte Jean-Jacques, der aus seinem Notizbuch ablas. »Die Reichweite beträgt siebenhundert Kilometer. Das heißt, der Graf hat nicht nachtanken müssen.«

»Aber hier in der Nähe gibt es keine Möglichkeit zu tanken. Er wird also nicht mit vollem Tank losgeflogen sein«, entgegnete Bruno, der die Maschine jetzt aus westlicher Richtung ins Tal fliegen und aus etwa tausend Metern Höhe langsam absinken sah. Ob sie direkt auf das Château zusteuerte, war noch nicht zu erkennen. Aber dann drehte sie plötzlich ab und flog auf das gegenüberliegende Flussufer zu.

Jean-Jacques rief Jofflin an und warnte ihn vor dem Hubschrauber, der wenig später über der

*auberge* kreiste und landen zu wollen schien. Aber vielleicht wollte der Graf seinem Passagier das Hotel auch nur zeigen, denn nach einer letzten Schleife drehte die Maschine wieder ab und kam über den Fluss zurück zum Château geflogen.

»Er landet hier«, sagte Bruno. Das Knattern der Maschine schwoll an, als sie in weniger als hundert Metern Höhe über dem Château kreiste. Alle drei liefen in den langen Salon, der an den Wintergarten grenzte, um den Hubschrauber im Auge behalten zu können.

»Mist«, stöhnte Jean-Jacques, als er Sergeant Jules erblickte, der in voller Uniform mitten auf dem Hof stand und sein Käppi mit der Hand festhielt.

»Das ist mein Fehler. Ich hätte ihm sagen müssen, dass er sich bedeckt halten soll«, meinte Bruno, als sich das Motorengeräusch wieder hörbar änderte. Der Helikopter stieg auf und entfernte sich wieder Richtung Fluss.

»Wie wird er dem Mädchen erklären, dass er wieder wegfliegt?«, fragte Fabiola.

»Die Frage ist, ob Foucher ihn hat warnen können«, sagte Bruno.

Als er sich in die Lage des Grafen zu versetzen versuchte und verschiedene Optionen durchdachte, kam ihm eine Idee. Falls die Treibstoffreserven zur Neige gingen, hatte der Graf nur eine Chance. Der Hubschrauber stand jetzt über der *auberge*, aber statt zur Landung anzusetzen, stieg er weiter auf und folgte dann der Straße, die hinauf zur verlassenen Ortschaft und zu der Kapellenruine von Saint-Philippon führte.

»Ich glaube, er will durch den Geheimgang in die Grotte fliehen. Vielleicht wartet Foucher mit seinem Wagen vorm Eingang«, dachte Bruno laut. Jean-Jacques und Fabiola starnten ihn an. Rasch erklärte Bruno ihnen, was es mit dem geheimen Tunnel auf sich hatte.

»Lotsen Sie die *Gendarmes Mobiles* bitte dorthin. Sie sollen den Eingang abriegeln und auch den Einstieg von oben, sofern die Winde und der Korb bereits repariert sind. Ich fahre inzwischen zum alten Friedhof, und zwar mit dem Transporter der Gendarmerie; der ist geländegängig. Ich folge dem Grafen dann durch den Schacht, und er sitzt in der Falle. Rufen Sie bitte in der Teufelshöhle an. Die Grotte muss evakuiert werden.«

»Schauen Sie, ich glaube, er landet«, sagte Fabiola, die immer noch am Fenster stand.

»Wie ich vermutet habe. Direkt über der Ruine und dem Einstieg in den Tunnel«, bemerkte Bruno.

»Sie sind nicht bewaffnet«, sagte Jean-Jacques. »Ich begleite Sie, und Sergeant Jules kommt auch mit.«

»Ich muss bei der Patientin bleiben«, sagte Fabiola.

»Aber wenn einer von den Kerlen zurückkommt, sind Sie in Schwierigkeiten«, gab Jean-Jacques zu bedenken.

»Wir holen Verstärkung«, entgegnete Bruno. Er rief Montsouris an und bat ihn, so schnell wie möglich zum Roten Château zu kommen und der Komtesse beizustehen; er solle auch ein paar kräftige Freunde mitbringen.

Gefolgt von Jules eilten Bruno und Jean-Jacques zur Scheune. Sie sprangen in den Transporter und fuhren zum Fluss hinunter, um über die Furt auf die andere Seite zu gelangen. Jean-Jacques saß hinten und telefonierte, zuerst mit den *Mobiles*, dann mit der Teufelshöhle, mit Inspektor Jofflin und schließlich mit dem Staatsanwalt. Bruno lenkte und versuchte Sergeant Jules zu erklären, was er vorhatte. Sie erreichten die Furt und sahen, dass der Pegel bedenklich hoch und die Strömung stark waren.

»Das schaffen wir«, meinte Jules. Bruno war weniger zuversichtlich, als er das Allradgetriebe einschaltete.

»Sie sollten Schwung nehmen«, riet Jean-Jacques von hinten.

»Aber wir wollen doch keine Bugwelle vor uns herschieben«, entgegnete Bruno, der sich an seine Fahrstunden beim Militär erinnerte. Vorsichtig fuhr er die Uferböschung hinunter und bat Jules, seine Tür zu öffnen, damit Wasser ins Innere eindringen und mit seinem Gewicht den Wagen aufs Flussbett drücken konnte. Damit der Auspuff freiblieb, gab er Gas und ließ die Kupplung schleifen. Als sie die tiefste Stelle der Furt erreichten, schlugen die Wellen bis zum Einstieg, aber es drang nur wenig Wasser in den Bus, der sich mit allen vier Rädern durch das Flussbett wühlte und problemlos die Böschung auf der anderen Seite erklimm. Vor der *auberge* erwartete sie Inspektor Jofflin in seinem Polizeiwagen. Gemeinsam rasten sie über die kurvenreiche Landstraße auf die Kapelle zu.

»Rufen Sie Isabelle an. Der Pilot im Militärhubschrauber soll beide Zugänge zur Höhle im Auge behalten«, sagte Bruno, der das Lenkrad des schweren Wagens in den Kurven hin und her wuchtete. »Wenn sich Foucher ein Auto besorgt hat, müssen wir uns dranhängen können.«

Als sie die Anhöhe erreichten, sahen sie den Hubschrauber verlassen neben dem Friedhof parken. Die Rotorblätter standen still. Bruno bremste scharf ab, hielt vor der Kapellenruine an und wartete ungeduldig auf Jofflin, der wenig später mit einem uniformierten Kollegen aus dem Polizeiwagen stieg. Er eilte auf ihn zu und entschuldigte sich dafür, dass er die vor der *auberge* geparkten Fahrzeuge nicht rechtzeitig in Deckung hatte bringen können, als der Hubschrauber aufgetaucht war.

»Ist jetzt auch egal«, sagte Jean-Jacques und forderte ihn auf, vor dem Tunneleinstieg Posten zu beziehen und seine Mannschaft zu koordinieren. Er gab ihm sein Handy und erklärte, dass alle relevanten Nummern gespeichert seien. Nachdem er sich versichert hatte, dass Jofflin bewaffnet war, bat er den anderen Polizisten, seine halbautomatische PAMAS und eine Taschenlampe an Bruno auszuleihen.

Bruno hatte sich schon mit einer Lampe von der Gendarmerie ausgerüstet und bewegte den Schlitten der Pistole. Ihr Schwenkriegelverschluss war ihm von den Militärwaffen her bekannt, die er jahrelang getragen hatte. Er entfernte das Magazin und plierte durch den Lauf auf seinen Daumennagel vor der Mündung, der ein wenig Licht reflektierte. Der Lauf war sauber und geölt, wie er feststellte. Er nickte dem Polizisten aus Bergerac dankbar zu und wies Jofflin darauf hin, dass es hier oben auf dem Plateau Probleme mit dem Funknetz geben könnte. Aber ein Stück weiter unten auf der Straße reiche die Feldstärke wieder aus.

»Meins hat keinen Empfang, aber das des *Commissaire* zeigt einen Balken im Display«, sagte Jofflin, der beide Apparate in den Händen hielt. »Müsste also hinhauen.«

Bruno wandte sich an Jean-Jacques. »Sie sollten lieber nicht mitkommen. Hier draußen sind Sie...«

Jean-Jacques fiel ihm ins Wort. »Von wegen. Sie kennen sich aus und gehen vor. Jules und ich folgen.«

»Augenblick, Monsieur«, meldete sich Jules. »Inspektor Jofflin könnte die Gendarmerie von Les Eyzies alarmieren und ein paar Männer vor den Höhleneingang schicken lassen. Die wären schneller zur Stelle als die *Mobiles*.«

»Gute Idee«, sagte Jean-Jacques. »Machen Sie das. Und sie sollen auch Sanitäter mitbringen, die auf beiden Seiten zur Verfügung stehen, hier und vor der Höhle.«

Bruno hatte sich schon mit Albert von der Feuerwehr in Verbindung gesetzt und fragte ihn, ob er mit einem seiner großen Einsatzfahrzeuge ausrücken könne.

»Ja? Dann komm bitte so schnell wie möglich zur Gouffre. Wir sind hinter einem Geiselnehmer

her, der möglicherweise bewaffnet ist. Du könntest deine Spritze anlegen auf jeden, der rauskommt, abgesehen natürlich von mir, Sergeant Jules und Jean-Jacques. Und bring deine Rettungssanitäter mit.«

Bruno führte die beiden Männer durch die Kapelle und sah, dass der Einstieg unter dem Altar verschlossen war. Möglich, dass der Graf sie zu täuschen und nicht durch den Tunnel zu fliehen versuchte, sondern sich irgendwo auf dem Plateau versteckt hielt. Doch diesen Gedanken ließ Bruno gleich wieder fallen. Der Graf ging wahrscheinlich davon aus, dass niemand seinen Fluchtweg kannte. Vorsichtig und darauf gefasst, unter Beschuss genommen zu werden, schob Bruno den schweren Stein zur Seite und öffnete den Schacht über der dunklen, stillen Krypta.

Sie leuchteten den Raum mit beiden Lampen ab und vergewisserten sich, dass die Krypta leer war, ehe Bruno seine Lampe Jean-Jacques gab und mit der Pistole in der Hand über die Leiter abstieg. Unten angekommen, ließ er sich die Lampe herunterwerfen und bestrahlte die Stufen, die, wie er sich erinnerte, in den Felskessel führten. Jean-Jacques und Jules hatten, füllig wie sie waren, große Mühe, sich durch die Lücke unter dem Altar zu zwängen. Bruno leuchtete weiter hinunter und machte sich dann mit angelegter Pistole auf den Weg. Die Taschenlampe hielt er weit von sich weg für den Fall, dass jemand auf die Lichtquelle zu schießen versuchte.

Als alle drei den engen Felskessel erreicht hatten, zog Bruno, um möglichst leise aufzutreten zu können, seine Schuhe aus, verknotete die Schnürriemen und hängte sie sich um den Hals. Jules folgte seinem Beispiel. Jean-Jacques trug Slipper, die er sich hinter den Hosenbund steckte.

»Passen Sie auf die Stalagmiten am Boden auf«, flüsterte Bruno und schlich auf Socken weiter, dem Lichtkegel seiner Taschenlampe folgend. In seinem Rücken schnaufte Jean-Jacques so laut, dass er ihm am liebsten den Mund zugehalten hätte. Jules strahlte den *Commissaire* von hinten an, der einen riesigen Schatten über Bruno warf.

Was für eine Idiotie, dachte Bruno, durch diesen finsternen Tunnel zu tappen, während schon an der nächsten Ecke der bewaffnete Gegner lauern mochte. Doch er schüttelte den Gedanken ab und redete sich ein, dass der Graf wahrscheinlich keine Waffe trug. Trotzdem, er durfte kein Risiko eingehen, denn der Graf hatte ein unschuldiges Mädchen in seiner Gewalt. Wäre er allein gewesen, hätten sie von beiden Seiten Tränengas in den Tunnel pumpen können, bis er blind und röchelnd nach Luft geschnappt hätte und nach draußen gekrochen wäre. Theoretisch wäre das immer noch möglich, überlegte er. Tränengas war nicht tödlich, und ein junges Mädchen hätte sich schnell wieder erholt. Doch dann rief er sich in Erinnerung, dass die Höhle viel zu groß war und das Tränengas sich verflüchtigen würde.

Gleich würden sie den langen, glatten Stollen erreicht haben, der ihm beim ersten Mal wie eine Pipeline vorgekommen war und wo es keinerlei Deckung gab und ein guter Schütze mit einem einzigen Schuss leicht zwei Mann gleichzeitig niederstrecken konnte. Selbst Querschläger würden erheblichen Schaden anrichten.

Bruno schaltete seine Lampe aus und forderte Jules flüsternd auf, seine ebenfalls zu löschen. Jean-Jacques flüsterte er zu, er solle zurückbleiben, und schlich auf den Eingang der Pipeline zu. Am Boden kauernd und mit einer Hand an der Felsendecke abgestützt, spähte er um die Ecke in den langen Schacht. Die Nackenhaare richteten sich ihm auf, als ihm einfiel, dass sich der Schacht auch zur anderen Seite hin fortsetzte. Auf der Suche nach Isabelle war er bergab gegangen und hatte die entgegengesetzte Richtung außer Acht gelassen. Vielleicht gab es aber noch einen weiteren Ausgang; auf jeden Fall bot sich dort die Möglichkeit für einen Hinterhalt. Er drehte den Kopf und blickte in die andere Richtung, sah aber nichts. Jules würde allerdings an dieser Stelle zurückbleiben und Wache stehen müssen. Zumindest wäre dann ein möglicher Fluchtweg versperrt.

Er kroch noch ein Stück weiter, hielt inne, lauschte. Als er nichts hörte, legte er die Hand vor den Reflektor der Taschenlampe und schaltete sie ein, so dass nur ein schwacher rötlicher Schein durch die Finger sickerte. Im Flüsterton forderte er Jean-Jacques auf, ihm zu folgen, und erklärte Jules, warum er an Ort und Stelle zurückbleiben solle. Der alte Gendarm reichte dem *Commissaire* seine Taschenlampe.

»Wenn ich hierbleibe, brauche ich sie nicht«, sagte er. »Auf alles, was von rechts kommt, werde

ich meine Pistole anlegen. Wenn sich jemand von links nähert, werde ich erst eine Warnung ausgeben und dann schießen.«

»Das wird nicht nötig sein, wenn Sie sich hier auf den Stufen versteckt halten«, sagte Jean-Jacques. »Kommt jemand vorbei, ziehen Sie ihm eins über den Schädel, aber sehen Sie zu, dass ich es nicht bin.«

Bruno mahnte Jean-Jacques noch einmal, auf die Stalagmiten aufzupassen, und tastete sich durch den dunklen Schlund. Er erinnerte sich, dass er bei seiner ersten Erkundung nach genau vierhundertsechzig Schritten ein leises Plätschern gehört hatte. Als er die erste der vielen Kurven erreichte, ließ er Jean-Jacques aufschließen und flüsterte ihm ins Ohr: »Warten Sie kurz hier. Ich krieche noch ein Stück vor, und wenn ich mit der Zunge schnalze, können Sie mir bis zur nächsten Biegung folgen.«

Er dachte an Bosnien und die Zeit zurück, als er eine Truppe angeführt hatte, Männer, die er so gut ausgebildet hatte, dass er ihnen nicht auf Schritt und Tritt erklären musste, was zu tun war. Sie hatten von sich aus geradezu instinktiv geeignete Positionen eingenommen, um ihm und anderen aus der Truppe Feuerschutz geben zu können. Er hatte Jean-Jacques gesagt, wie viele Schritte zurückzulegen waren, doch jedes Mal, wenn er an der nächsten Biegung zu ihm aufschloss, fragte er atemlos, wie weit es noch sei. Allerdings gehörte wirklich Mut dazu, zum ersten Mal durch dieses dunkle Verlies zu tappen. Dafür waren sie eigentlich unterbezahlt, dachte Bruno und schlich weiter.

Er hatte gerade bis dreihundertfünf gezählt, als er einen seltsamen, scharfen Gegenstand unter dem Fuß spürte, auf den er gerade sein Gewicht verlagern wollte. Er zuckte zurück, ging in die Hocke und tastete mit der Hand danach. Es war ein kleiner Ring mit einem winzigen Stift aus Metall, wie es schien. Ein Ohrring. Vielleicht war er von dem Mädchen fallen gelassen worden in der Absicht, eine Spur zu legen. Oder aber der Graf hatte ihn dort deponiert, um gewarnt zu sein, wenn er von einem Schuh zertreten oder zur Seite gestoßen wurde. Bruno steckte ihn in die Tasche, lauschte angestrengt in die Stille und setzte sich wieder in Bewegung.

Ein paar Schritte früher als erwartet hörte er das Wasser plätschern. Er ging in die Hocke, steckte sich die Pistole am Rücken unter den Gürtel und kroch auf Zehen- und Fingerspitzen weiter, um möglichst wenig Angriffsfläche für einen Schuss aus dem Hinterhalt zu bieten. Hoffentlich übertönte das Plätschern im Hintergrund die Geräusche seiner Bewegungen, dachte er. Das Wasser war jetzt zu riechen als Frische jenseits der klammen Luft im engen Schacht. Er wartete in der letzten Kurve, bis Jean-Jacques zu ihm aufgeschlossen hatte.

»Wir sind jetzt am See«, hauchte ihm Bruno ins Ohr. »Ich schleiche mich noch ein Stück heran und schalte dann meine Taschenlampe ein, um ihn zu blenden. Kann sein, dass er sofort drauflos ballert. Wenn ja, schießen Sie zurück. Sind Sie bereit?«

Bruno hatte seine Lippen direkt neben Jean-Jacques' Ohr und spürte, dass dieser nickte. Er gab ihm einen lautlosen Klaps auf die Schulter und kroch auf allen vieren weiter, mit dem Ellbogen immer dicht an der Felswand, um spüren zu können, wann sich der Tunnel in den weiten Höhlenraum öffnete. Als er ihn erreichte, hielt er inne, schlüpfte wieder in seine Schuhe und machte einen Doppelknoten. Der Drill aus seiner Militärzeit war ihm in Fleisch und Blut übergegangen.

Die englische Abkürzung ROWAS stand für Gefechtsregeln, Ziele, Waffen, Munition, Unterstützung. Geschossen wurde nur, wenn der Gegner das Feuer eröffnet hatte. Ziel war es, das Mädchen zu retten und den Grafen festzunehmen. Als Waffe stand ihm eine PAMAS G1 mit gerade mal fünfzehn Schuss im Magazin zur Verfügung, und Rückendeckung leistete nur Sergeant Jules,

der am Einstieg in den Tunnel Wache hielt.

Bruno ging den Ablauf gedanklich durch. Er würde flach auf dem Boden liegen, die Taschenlampe in der linken ausgestreckten Hand halten und die Pistole in der rechten. Wenn er das Licht einschaltete, würde er die Augen zusammenkneifen, bis zwei zählen, dann die Lampe auf den Boden legen und sich nach rechts wegwälzen, die Augen wieder aufmachen und schussbereit sein. Kurz hintereinander würde er auf drei Punkte anlegen: den Tunnel hinter dem Wasserloch, der zur Höhle führte, den schmalen Damm über dem Wasserfall und das Gewölbe unmittelbar zu seiner Rechten.

Er griff in die Tasche nach einem der Papiertaschentücher, die er immer bei sich trug, riss zwei Stücke davon ab, die er im Mund anfeuchtete und sich in die Ohren steckte. Schüsse, aus einer Neun-Millimeter-Waffe im geschlossenen Raum abgefeuert, konnten Trommelfelle platzen lassen.

Er holte dreimal tief Luft, streckte sich auf dem Boden aus, hob den linken Arm und schaltete die Taschenlampe ein. Selbst durch die geschlossenen Lider nahm er den grellen Lichtschein wahr.

»Polizei! Waffen hinlegen!«

Er legte die Lampe ab, umfasste die Pistole mit beiden Händen, riss die Augen auf und drehte sich blitzschnell zur Seite. Ein Schuss krachte, er sah Mündungsfeuer zu seiner Linken, wo der Tunnel zur Höhle führte, und zielte. Der Schütze stand auf dem Damm und schoss im selben Moment, in dem auch Bruno abdrückte.

Er feuerte zweimal – hoch, tief – und rollte sich erneut weg. Von der Gegenseite krachte ein weiterer Schuss, der aber anders klang. War es ein Echo oder gab es einen zweiten Schützen? Wieder feuerte Bruno zwei Schüsse ab – tief, hoch – und wälzte sich zur Seite. Das Gegenfeuer blieb aus. Etwas platschte ins Wasser.

Dann war es still. Seine Taschenlampe drehte sich im Kreis. Ihr Licht und die Reflexionen der Wasseroberfläche wirbelten auf den Felswänden umeinander. Zu erkennen war kaum etwas. Plötzlich spürte Bruno Jean-Jacques hinter sich. Dieser verdammte Esel.

»Zurück«, zischte Bruno. »Da ist noch ein zweiter.«

»Polizei«, brüllte er und wälzte sich wieder herum, die Waffe auf das rechte Gewölbe gerichtet. Da war nichts. Aber in der Tunnelmündung auf der anderen Seite des Wassers bewegte sich etwas. Er zielte darauf. »Bleiben Sie, wo Sie sind. Polizei!«

»Hallo?«, meldete sich eine verängstigte Frauenstimme mit amerikanischem Akzent.

»Marie-Françoise, sind Sie es?«, rief er in seinem schlechten Englisch. »I am police.« Ob sie ihn hören konnte? Oder waren ihre Trommelfelle geplatzt?

»Oui, oui, Marie-Françoise«, rief sie zurück. »Non tirez, nicht schießen.«

»Ist noch jemand bei Ihnen?«, fragte er, die Waffe auf eine Gestalt in der Tunnelöffnung gerichtet, die ihm zuzuwinken schien. Er blickte nach links, nach rechts und sah eine Wulst im Wasser dümpeln, die sich ein wenig bewegte.

»Nein, ich bin allein«, antwortete das Mädchen. Ihre Stimme klang gepresst, und er glaubte, sie schluchzen zu hören.

»Nicht bewegen.« Er wusste nicht, ob er ihr glauben sollte. *Merde*. Er war sich fast sicher, dass ein zweiter Schütze auf ihn geschossen hatte, aus einem anderen Winkel und mit einer Waffe, die anders klang. Doch er sah nur eine Person verletzt im Wasser treiben. Wenn er sich vergewissern wollte, gab es nur eins. Er zog ein Bein ein, stemmte sich mit der freien Hand hoch und sprang auf. Sofort tauchte er nach links ab und langte nach der Taschenlampe, um sie zur Ruhe zu

bringen. Und wieder krachte ein Schuss, gleich darauf ein zweiter.

Er fand den Schalter und löschte das Licht. Das Mädchen schrie. Es folgten zwei weitere Schüsse, von hinten, aus Jean-Jacques' Pistole. Bruno rollte sich auf ihn zu und holte ihn mit einem Tritt von den Füßen. »Unten bleiben!«, blaffte er und rollte der Länge nach auf den Damm zu.

Er schloss die Augen und dachte nach. Auf Anhieb fielen ihm zwei Möglichkeiten ein. Er könnte Jean-Jacques auffordern, die Tunnelöffnung in Beschuss zu nehmen, über den Damm laufen und den Schützen ins Kreuzfeuer nehmen. Aber dann wäre es wahrscheinlich um das Mädchen geschehen. Oder er könnte ins Wasser springen und hinter dem treibenden Körper Deckung suchen. Doch wenn das Wasser zu tief wäre, würde er mit nur einer Hand schwimmen müssen und ein leichtes Ziel abgeben. Und auch in diesem Fall wäre das Mädchen in allzu großer Gefahr.

Es gab noch eine dritte Möglichkeit, nämlich Jean-Jacques in die Kapelle zurückzuschicken und die *Mobiles* von der Höhle aus loszusenden. Jean-Jacques käme mit zwei Gasmasken zurück, und sie könnten Tränengas zum Einsatz bringen. Doch das würde ein bis zwei Stunden dauern, und wer immer da im Wasser trieb und noch Lebenszeichen von sich gab, würde zwischenzeitlich entweder verbluten oder an Unterkühlung sterben. Nein, all diese Szenarien taugten nicht viel.

Bruno hörte Schritte auf der anderen Seite des Sees und einen unterdrückten Schrei des Mädchens. Plötzlich krachten zwei Schüsse kurz hintereinander, und er sah im Schein der Feuerstöße zwei Gestalten miteinander ringen. Der zweite Schütze hatte jetzt insgesamt fünf Schüsse abgegeben, rechnete Bruno nach, als eine der beiden Gestalten ins Wasser sprang oder stürzte. Dann löste sich noch ein Schuss. Der sechste. Bruno hörte wieder einen Schrei, gedämpft vom Wasserplatschen, und davoneilende Schritte.

Er stand auf und feuerte zweimal auf die Tunnelmündung, brüllte Jean-Jacques zu, er solle zurückbleiben, und schaltete die Taschenlampe ein. Gebückt rannte er über den Damm und gab zwei weitere Schüsse in den Tunnel ab. Acht Kugeln waren verfeuert, sieben blieben noch. Und dann stand er auch schon vor der Tunnelöffnung und richtete den Strahl der Lampe in gähnende Leere. Er rief Jean-Jacques zu, er solle kommen und das Mädchen aus dem Wasser holen.

Ohne seinen Posten zu verlassen, erklärte er dem *commissaire* den Weg über den Felssims und hörte plötzlich Sergeant Jules seinen Namen rufen.

»Ja, hier bin ich. Alles in Ordnung, du kannst kommen«, rief er zurück und stellte sich vor, wie Jules, von den Schüssen aufgerüttelt, durch den finsternen Stollen getappt war, voller Sorge und ohne zu wissen, was er am anderen Ende vorfinden würde.

»Helfen Sie Jules über den Damm, und dann soll er hier Wache halten«, sagte er zu Jean-Jacques, der bis zu den Knien im Wasser stand und das Mädchen zu erreichen versuchte.

»Ich habe sie«, rief Jean-Jacques und zog sie ans Ufer. Sie spuckte Wasser und hustete, war aber immerhin am Leben.

»Bringen Sie sie aus der Schusslinie«, sagte Bruno. »Da vorn hin, auf die rechte Seite. Und dann helfen Sie Jules.«

Der Sergeant kam über den Damm und zog den treibenden Körper hinter sich her. Die Strömung hatte ihn offenbar vor den Felssims gespült. Er schleifte ihn in den Tunneleingang. Bruno richtete den Lampenstrahl auf das Gesicht des Grafen und legte die Fingerspitzen auf die Halsschlagader. Er lebte noch, aber sein Puls war schwach.

»Wie geht es dem Mädchen?«, fragte Bruno.

»Keine Ahnung. Sie sagt nichts«, antwortete Jean-Jacques. Das Mädchen keuchte und

schluchzte hysterisch.

»Augenblick.« Bruno eilte in die kleine Felskammer, die Isabelle ihm gezeigt hatte, und kehrte mit den Kerzen, dem Kerzenständer und dem Feuerzeug zurück, um für mehr Licht zu sorgen.

»Kommen Sie, wir ziehen den beiden die feuchten Sachen aus, sonst unterkühlen sie noch!«, sagte er und machte sich bereits an dem Grafen zu schaffen, der eine Schusswunde am Knie und eine zweite dicht unter dem rechten Schlüsselbein hatte. Die Kugel war auf der anderen Seite wieder ausgetreten, aber das kalte Wasser hatte die Blutung gehemmt. Bruno verstopfte das Loch im Rücken mit einem Zipfel des Hemdes und wrang die nasse Hose aus, die er als Druckverband um die Schulter wickelte. Der Gürtel des Grafen diente als Aderpresse am Knie. Er zog sich die Jacke aus, deckte den Oberkörper des Grafen damit zu, dessen Gesicht kreidebleich war.

Das Mädchen stand unter Schock, schien aber nur von einem Streifschuss am unteren Rippenbogen getroffen worden zu sein. Als er sie nach weiteren Verletzungen fragte und sie nicht antwortete, redete er ihr, so gut es ging, gut zu und wiederholte noch einmal, dass er Polizist sei. Im Kerzenlicht sah er, dass sie brutal zusammengeschlagen worden war: ein Auge war zugeschwollen war, aus ihrer Nase tropfte Blut, und mehrere Zähne fehlten. Sie war offenbar schwer misshandelt worden. Bruno und Jean-Jacques trockneten sie mit Jean-Jacques' Pullover ab und zogen ihr Jules' Uniformjacke und -hose über, die ihr beide viel zu groß waren.

»Was nun?«, fragte der *Commissaire*.

»Sie bleiben hier und kümmern sich um die beiden Verwundeten. Jules holt die Rettungssanitäter, und ich gehe weiter Richtung Gouffre«, antwortete Bruno, ohne recht zu wissen, warum er so entschied. Es drängte ihn einfach, zum Abschluss zu kommen. »Ich habe acht Schüsse abgegeben und brauche jetzt Jules' Magazin.«

Kaum hatte er seine Waffe nachgeladen, dröhnten Schüsse in dem Tunnel, der zur Höhle führte, ein Kreuzfeuer zwischen einer automatischen Waffe und schwererem Geschütz. Offenbar waren die *Mobiles* angerückt. Rufe hallten von den Wänden wider, jemand kam herbeigerannt. »Polizei, lassen Sie Ihre Waffen fallen!«

»Hier ist auch Polizei. Keine Gefahr«, antwortete Bruno. Er legte seine Pistole auf den Boden, hob die Arme in die Höhe und stand auf. Die beiden anderen taten es ihm gleich. Im Schein der vielen Kerzen war zu erkennen, dass sie unbewaffnet waren. Wie Polizisten sahen sie allerdings nicht aus, da Brunos und Jules' Uniformjacken inzwischen die Verwundeten wärmten.

»Wer sind Sie?«, rief die Stimme aus dem Tunnel.

»*Commissaire Jalipeau, police nationale*.«

»*Sergeant Jules Ranquin von der Gendarmerie nationale*.«

»*Bruno Courrèges, police municipale, Saint-Denis*. Außerdem sind hier zwei Verwundete, die dringend versorgt werden müssen. Eine Geisel und ihr Entführer. Wir haben unsere Waffen abgelegt und die Hände erhoben. Können Sie uns sehen?«

Auf Kniehöhe schob sich die charakteristische Silhouette eines PAMAS-Sturmgewehrs in den Tunnellausschnitt, gleich darauf eine doppelläufige Flinte in Schulterhöhe. Zwei schwarzgekleidete Männer der *Gendarmes Mobiles* mit Helm und schusssicherer Weste traten ins Licht. Ihnen folgte ein dritter, der eine PAMAS umgehängt hatte. Er schaute sich im Felskessel um und brüllte in den Tunnel zurück: »Sanitäter!« Als Bruno und Jean-Jacques die Arme senkten, stellte er sich vor.

»Capitaine Moravin, les Jaunes.« Er salutierte vor Jean-Jacques und meldete: »Wir haben einen Toten in der Haupthöhle, Monsieur le Commissaire. Er kam aus dem Schacht und hat trotz meines Befehls, die Waffe fallen zu lassen, das Feuer eröffnet. Vor dem Höhleneingang haben wir eine

Person festgenommen, einen gewissen Abouard, dem Pass nach Libanese. Er beruft sich auf seine diplomatische Immunität.«

»Ignorieren Sie das, bis Sie von mir oder dem Staatsanwalt etwas anderes hören«, entgegnete Jean-Jacques.

Zwei Sanitäter der Gendarmerie, ebenfalls in Schwarz gekleidet, eilten herbei. Ihnen folgte Ahmed von der städtischen Feuerwehr.

»Das Mädchen ist nur leicht verwundet, spricht aber kaum Französisch«, erklärte Bruno. »Den Grafen hat es schwerer erwischt. Zwei Schusswunden, am Knie und in der Brust.«

Die beiden Sanitäter kümmerten sich um ihn. Ahmed öffnete seine Schultertasche und machte sich daran, der jungen Frau das Gesicht zu säubern.

»Konnten Sie den Toten schon identifizieren?«, fragte Jean-Jacques.

»Auf dem Ausweis, den er bei sich trägt, steht der Name Foucher. Aber das Gesicht ist nicht mehr zu erkennen. Es wurde von einem schweren Kaliber getroffen«, antwortete Moravin. »Wir müssen auf den Abgleich der Fingerabdrücke warten.« Und an die Sanitäter gewandt: »Kommt noch jemand mit einer Trage?«

»Schon unterwegs, *chef*.«

Wenig später waren zwei weitere Sanitäter mit zwei Tragen zur Stelle. Ihnen folgte Albert im Laufschritt. Keuchend schüttelte er Bruno und Jean-Jacques die Hand, sichtlich erleichtert, dass unter den Opfern niemand war, den er kannte.

»Schade, dass du die Spritze nicht zum Einsatz bringen konntest«, sagte Bruno, als das Mädchen auf die Trage gelegt wurde. Ahmed und einer der Sanitäter transportierten sie ab. Moravin und seine beiden *Mobiles* eilten ihnen voraus. Ein anderer Sanitär kniete noch neben dem Grafen. Er hatte eine Infusion angelegt und hielt ihm eine Sauerstoffmaske vor das Gesicht.

»Ja, damit hätten wir uns eine Menge Ärger ersparen können«, antwortete Albert. Er nahm seinen Helm ab und wischte sich über die Stirn. »Der Bürgermeister, der Baron und Pater Sentout sind in der Haupthöhle. Im Übrigen ist das halbe Städtchen vor der Höhle zusammengelaufen. Florence ist auch da mit ihren Kindern und deinem neuen Hündchen.«

Bruno grinste. »Hat jemand Fabiola im Roten Château abgelöst?«

»Die Komtesse ist auf dem Weg ins Krankenhaus nach Périgueux. Fabiola und Montsouris begleiten sie«, antwortete Albert. »Der Bürgermeister hatte jemanden vom Büro des Innenministers am Telefon, der dich unbedingt sprechen möchte. Und dann wartet da noch ein Typ von *Paris Match* auf dich, der behauptet, ein Freund aus Sarajewo zu sein.«

»Dann sollten wir mal langsam abziehen. Wie geht's dem Verletzten?«, fragte Bruno den Sanitäter. »Ist er transportfähig?«

»Warten wir noch ein paar Minuten«, antwortete der Sanitäter. »Es kommen gleich zwei Kollegen zum Tragen. Dann können wir gehen.«

Bruno nickte und blickte über das stille schwarze Wasser auf den Einstieg zum Seitengang, den er vor vier Tagen entdeckt hatte. Irgendwann, nahm er sich vor, würde er mit Mitgliedern des ein oder anderen Höhlenvereins zurückkehren, um das Geflecht der verborgenen Gänge zu erkunden.

»Ich wäre gern schon wieder draußen«, meinte Jean-Jacques. »Mir wird nämlich langsam mulmig, wenn ich an die Felsmassen denke, die sich über uns auftürmen.«

Bruno wandte sich wieder Jean-Jacques und Sergeant Jules zu. »Ich glaube, wir haben uns einen großen Drink verdient.«

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, erschütterte eine Explosion die Höhle. Von weit her dröhnte das Poltern von Gestein, und aus dem Tunnel, der zur Kapelle führte, quoll eine

Staubwolke, die sich über dem Wasser ausbreitete und die Kerzen zum Flackern brachte.

»Mon Dieu«, platzte es aus Jean-Jacques heraus. Er schaute Sergeant Jules an. »Sie haben den Tunnel gesprengt, in dem Sie vorhin noch Wache gestanden haben. Gott sei Dank, dass Sie uns gefolgt sind.«

»Ich fürchte, es könnten noch weitere Sprengsätze gelegt worden sein«, sagte Bruno. »Beeilen wir uns.« Zusammen mit dem Sanitäter schaffte er den Grafen in die kleine Felskammer, wo die Kerzen gelagert waren.

»Deshalb hatte es Foucher so eilig. Er wusste, dass eine zweite Bombe hochgeht und er Gefahr läuft, verschüttet zu werden«, sagte Bruno.

»Und genau das könnte uns jetzt passieren«, erwiderte Jules. Er holte aus der alten Munitionskiste noch ein paar Kerzen und steckte sie an. »Jederzeit.«

Bruno wusste, dass Zünder in der Regel einen Vorlauf von fünf, fünfzehn oder dreißig Minuten haben, aber nicht immer präzise waren. Er hoffte, dass Ahmed das Mädchen rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte. Mit der Trage die Stufen hinaufzusteigen und den drei großen Stalagmiten auszuweichen war nicht einfach.

»Wahrscheinlich wurde der Zeitzünder eingestellt, als sie mit dem Mädchen in den Tunnel eingestiegen sind«, überlegte er. »Sie hatten höchstens zehn oder fünfzehn Minuten Vorsprung vor uns. Inzwischen sind weitere fünfzehn Minuten vergangen. Der Sprengsatz hat demnach nach genau dreißig Minuten gezündet. Wenn es einen zweiten gibt, stellt sich die Frage, wer ihn wann scharf gemacht hat. Am besten, wir bleiben noch eine Weile in Deckung. Hier sind wir halbwegs sicher.«

»Der Kerl muss schnellstens ins Krankenhaus. So lange hält er nicht durch«, entgegnete der Sanitäter.

»Mag sein, aber für diesen Halunken will ich nicht mein Leben riskieren«, sagte Jean-Jacques.

»Wie dem auch sei, ich gehe zurück an den See«, erklärte Albert und tippte auf sein Funkgerät. »Hier habe ich keine Verbindung.«

»Versuch's gleich um die Ecke«, sagte Bruno.

Albert folgte seinem Rat, und aus dem Lautsprecher knisterte eine verzerrte Stimme. Er drückte auf den Rufknopf und gab sich zu erkennen, doch es kam keine Antwort.

»Es klappt nicht. Ich muss raus, damit man mich hört«, sagte er und richtete sich auf. In diesem Moment krachte es wieder, ganz in der Nähe. Die Druckwelle riss ihn von den Beinen und lösche bis auf eine sämtliche Kerzen.

»Verdamm, wir kommen hier nicht mehr raus«, ätzte der Sanitäter.

»Aber draußen weiß man doch, dass wir hier drin sind«, sagte Albert und rieb sich den Staub aus den Augen. »Sie werden uns freibaggern. Wir haben Wasser und können mehrere Tage aushalten.«

»Der Mann hier hat höchstens noch eine Stunde zu leben«, sagte der Sanitäter. »Sein Blutdruck ist total im Keller.«

»Schauen wir mal nach, ob beide Ausgänge verschüttet sind«, schlug Bruno vor. Er steckte ein paar Kerzen an und ging zurück zum Ufer, wo sie gestanden hatten, als der erste Sprengsatz explodierte. Er blickte in den Tunnel, der zur Grotte führte. Die ersten Meter waren frei. Dahinter aber lag Schutt, der sich bis zur Decke auftürmte.

»Versuch noch mal zu funkeln«, sagte er zu Albert. Aber aus dem Gerät war nicht einmal mehr ein Knistern zu vernehmen.

»Der Gang zur Grotte ist ungefähr fünfzig Meter lang«, schätzte Albert. »Wenn er komplett zugeschüttet ist, können wir lange warten, und wer weiß, wie es den Leuten in der Gouffre ergangen ist.«

Bruno dachte an die drei so genannten Drachenzähne über dem Einstieg in den Tunnel. Jeder einzelne dieser Stalagmiten wog vermutlich mehrere Tonnen. Man würde schweres Gerät auffahren müssen, um den Weg freizumachen.

»Da wir ohnehin nichts Besseres zu tun haben, können wir geradeso gut nach einem anderen Ausstieg suchen«, schlug er vor. »Es gibt hier jede Menge weiterer Felsspalten. Ich gehe mal auf die andere Seite des Wassers zurück und sehe nach, wie sehr der Tunnel zur Kapelle verschüttet ist.«

Eine brennende Kerze in der ausgestreckten Hand, balancierte er über den Damm. Jules folgte ihm in den Tunnel, der beinahe sein Grab geworden wäre. Bruno zählte rund hundert Schritte, bis er auf eine Geröllhalde stieß, die ein Weiterkommen unmöglich machte. Die beiden kehrten um. Der Staub hatte sich gelegt, und Bruno stieg ein Geruch in die Nase, der an Klebstoff erinnerte. In seiner Armeezeit hatte er ihn häufig genug wahrgenommen.

»*Plastrite*, aus französischen Militärbeständen«, sagte er zu Jules. »Wenn wir hier lebendig wieder rauskommen, müssen wir als Erstes klären, wie der Plastiksprengstoff in deren Hände gelangen konnte.«

In der Fortsetzung des Tunnels hatten sich Albert und Jean-Jacques darangemacht, den Schuttberg abzutragen, Stein für Stein. Was blieb ihnen auch anderes zu tun übrig, fragte sich Bruno. Zusammen mit dem Sanitäter waren sie zu fünf. Sie lebten, waren bei Kräften und hatten Licht, Wasser und das Werkzeug, das sie bei sich trugen.

»Was haben wir alles in den Taschen?«, fragte Bruno und leerte seine aus. Er legte Pistole und Brieftasche auf den Boden, ein Taschentuch, Klappmesser, Taschenlampe und Handy, Notizbuch, Bleistift, Latexhandschuhe und Beweismitteltüten. Dann zog er den Gürtel ab und legte ihn dazu. Das war alles.

Sergeant Jules und Jean-Jacques hatten auch nicht mehr. Albert konnte immerhin ein dreißig Meter langes Seil beisteuern, außerdem ein Beil, einen Helm und seine Atemmaske samt Sauerstoffflasche, die er auf dem Rücken trug. Der Sanitäter hatte ein feststehendes Messer und einen Rucksack voller Verbandsmaterial. In der Munitionskiste befanden sich noch genau zweiundzwanzig Kerzen, die jeweils vielleicht für eine Stunde Licht sorgen konnten. Die bereits brennenden Kerzen blies Bruno bis auf eine aus und sammelte sie ein, während er diejenigen, die durch die Druckwelle im See nass geworden waren, zum Trocknen beiseite legte.

»Damit müssen wir jetzt sparsam umgehen. Das Seil könnte uns nützlich sein«, sagte er und dachte nach. »Wie lange reicht der Sauerstoff in deiner Flasche, Albert?«

»Fünfzehn bis zwanzig Minuten, je nachdem.«

»Ich könnte sie für den Patienten brauchen«, sagte der Sanitäter. Jean-Jacques schnaubte, und Jules verdrehte die Augen.

»Ist deine Taschenlampe wasserdicht?«, wollte Bruno von Albert wissen.

»Müsste eigentlich, aber verlassen würde ich mich nicht darauf.«

»Wir könnten sie sicherheitshalber in eine Plastiktüte stecken«, dachte Bruno laut nach. Er schnallte sich den Gürtel wieder um, verpackte die Taschenlampe in zwei Plastiktüten.

»Das Wasser fließt über den Felssims, den wir überquert haben. Als ich das letzte Mal hier war, habe ich mit einem Seil ausgelotet, wie tief die Klippe abfällt. Sind zwölf Meter. Vermutlich fließt das Wasser weiter bis in den See der Grotte. Mit dem Sauerstoffgerät und der Taschenlampe

könnte ich nachsehen, ob der Wasserlauf passierbar ist.«

»Mit dem Patienten kommen wir da unmöglich durch«, sagte der Sanitäter.

»Wenn es stimmt, dass er in spätestens einer Stunde im Krankenhaus sein muss, bleibt nur diese Chance«, gab Bruno zu bedenken.

»Und was ist, wenn du steckenbleibst?«, fragte Albert. »Sollten wir nicht besser hier warten, bis sie den Tunnel freigeschaufelt haben und uns herausholen? Wenn wir von unserer Seite aus weiter Schutt wegräumen, kommen wir vielleicht per Funk durch.«

»Das bezweifle ich. Da drüben im Schacht war zu riechen, dass Plastiksprengstoff verwendet wurde. Der hat's in sich. Wahrscheinlich ist der halbe Berg runtergekommen. Wir würden nicht nur Schutt wegzuräumen haben«, erwiderte Bruno. »Also, statt hier einfach rumzuhocken und auf Rettung zu warten, sollten wir zumindest den Versuch wagen. Wenn ich nicht weiterkomme, könnt ihr mich am Seil wieder zurückholen.«

»Moment«, sagte der Sanitäter. Er hakte seinen Kevlar-Helm vom Gürtel und warf ihn Bruno zu. »Den werden Sie brauchen.«

»Danke.« Bruno setzte ihn auf und zog den Kinngurt stramm. Um sich nicht auf weitere Diskussionen einlassen zu müssen, nahm er das Seil und die eingetütete Taschenlampe zur Hand und bat Albert, ihm das Sauerstoffgerät hinterherzutragen. Auf dem Felssims, über den das Wasser in die Tiefe stürzte, schlang er sich das Seil durch den Schritt und über die Schultern und reichte Albert das lose Ende. Dann legte er sich flach auf den Bauch, bibberte innerlich schon beim Gedanken, ins eiskalte Wasser zu steigen, und leuchtete mit der Taschenlampe in die Tiefe. Er konnte keinen Grund sehen, doch vielleicht hatte er beim ersten Mal mit seinem Senklot nur einen kleinen Felsvorsprung erreicht.

»Ich steige jetzt ab«, sagte er zu Albert und zog die Stiefel aus. »Sichere mich bitte mit dem Seil. Sobald ich festen Boden unter den Füßen habe, gebe ich dir ein Zeichen, und dann kannst du Jean-Jacques das Seil geben und mit der Sauerstoffflasche nachkommen.«

Bevor Albert etwas entgegnen konnte, hatte er sich über den Rand abgelassen, in der einen Hand die Taschenlampe, die andere am Fels.

»Du bist verrückt«, sagte Albert. Jules und Jean-Jacques halfen ihm, Bruno abzuseilen, langsam, Zentimeter um Zentimeter.

Bruno stemmte sich mit den Beinen vom Fels ab, um dem herabstürzenden Wasser so weit wie möglich auszuweichen, obwohl es, wie er fand, kaum stärker auf ihn niederrauschte als der Strahl aus den Duschen im Rugbyclub. Die durchnässten Kleider machten ihn schwerer, und der Fels unter seinen Socken war glatt und viel zu glitschig, um sich daran allein wieder hochzuziehen.

»Zwölf Meter sind abgewickelt«, rief Albert von oben. Das Wasserrauschen übertönte seine Stimme fast ganz.

»Noch mehr Seil nachlassen«, brüllte Bruno zurück. »Ich habe nur noch zwei Meter Seil.«

Plötzlich spürte er Grund unter dem tastenden Fuß, auf den er vorsichtig sein Gewicht verlagerte. Dann setzte er auch den anderen Fuß auf, schaute nach unten und sah sich, von schäumendem Wasser umspült, auf einem Felsabsatz stehen, am Rand eines etwa zehn Meter langen und ungefähr zwei Meter breiten Wasserlochs, in das sich der Sturzbach ergoss. Das Wasser floss durch einen Kanal nach rechts in Richtung Gouffre ab. Er hielt die Hand in die Strömung. Sie war deutlich spürbar, aber nicht besonders stark. Er würde beim Rückweg wahrscheinlich dagegen anschwimmen können, zumal wenn Albert mit dem Seil nachhalf.

Er blickte, dem Lampenstrahl folgend, nach oben und erblickte Alberts kugelrunden Kopf hinter einem Schleier aus aufsteigendem Sprühnebel. »Ich stehe auf einem Felsabsatz. Du kannst

runterkommen«, rief er und hielt das Seil gespannt, als er den stämmigen Feuerwehrhauptmann über den Rand klettern und sich nach unten hangeln sah.

»Putain, diese Kunststoffseile sind verdammt glatt, wenn sie nass sind«, beklagte er sich, als er neben Bruno auf dem Absatz stand und seine aufgeschürften Handflächen betrachtete. »Mit den Handschuhen hätte ich keinen Halt gehabt. Ich musste sie ausziehen.«

Bruno nahm ihm die Sauerstoffflasche vom Rücken und schnallte sie sich selbst auf. Albert nahm Schutzbrille und Atemmaske vom Gesicht und prüfte das Druckventil, bevor er Bruno die Maske reichte.

»Ich gehe ein Stück voraus«, sagte Bruno. »Mit ausgeschalteter Lampe, denn wenn sie in der Höhle sind, brennt dort Licht, und vielleicht kann ich es sehen.«

»Möglicherweise hat die Explosion die ganze Beleuchtung kaputtgemacht«, meinte Albert.

»Ich versuche es trotzdem«, erwiederte Bruno und schaltete die Lampe aus.

Es war fast stockdunkel. Im schwachen Kerzenschein, der von oben herabfiel, konnte Bruno schemenhaft die Umrisse von Jules und Jean-Jacques erkennen, die sich über den Felsrand zu ihnen herabbeugten. Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, meinte er, tief im Kanal ein Glimmen ausmachen zu können.

»Was ist los?«, brüllte Jean-Jacques über das Rauschen hinweg.

»Nichts«, antwortete Bruno. »Ich habe nur etwas ausprobiert.« Er schaltete das Licht wieder ein. »Aber lass das Seil los, wir brauchen es jetzt hier unten.« Wie würde er das Seil später bloß wieder zu Jean-Jacques und Jules hochwerfen können?, überlegte er kurz besorgt, verdrängte den Gedanken jedoch sofort. Bruno wickelte das andere Ende des Seils um Alberts Schritt und Schultern und machte ihm vor, wie er sich auf dem Felsvorsprung liegend mit den Füßen links und rechts des Tunnels abstützen konnte.

»Wir haben knapp zwanzig Meter Seil, um herauszufinden, ob der Kanal passierbar ist und tatsächlich zur Haupthöhle führt«, sagte er. »Ich gehe voraus. Wenn ich dreimal am Seil ziehe, holst du mich zurück, okay?«

»Viel Glück«, sagte Albert und schüttelte ihm die Hand. Bruno setzte sich die Atemmaske auf, schmeckte den scharfen Hauch von Sauerstoff und ließ sich ins Wasser hinab und kopfvoran von der Strömung in den Tunnel treiben. Die Taschenlampe presste er an die Brust, mit der anderen Hand tastete er sich an Hindernissen vorbei.

Völlig untergetaucht, sah er Luftblasen vor sich aufwirbeln. Im dunklen Wasser waren die Felsen ringsum nur zu erahnen. Er senkte die Füße, spürte aber trotzdem keinen Grund. Anscheinend wurde der Fluss noch aus anderen Quellen gespeist, denn so viel Wasser führte der kleine Sturzbach nicht. Er hob die Hand und merkte, dass er in Luft griff. Als er sich auf den Rücken drehte, sah er die Tunneldecke in dichtem Abstand über sich hinweggleiten. Er würde auf die Atemhilfe verzichten können. Der Graf hätte also eine Überlebenschance, wenn er die Maske aufgesetzt bekäme und Bruno ihn durchs Wasser lenkte.

Plötzlich wurde die Strömung stärker. Er spürte Grund unter den Füßen, der aber zu glatt war, um Halt zu bieten. Der Tunnel schien enger zu werden und so kurvig zu sein wie der trockene Stollen, der weiter oben in den großen Felskessel mündete. In eine Art Auskragung gespült, streckte er die Beine aus und erreichte mit den Füßen die gegenüberliegende Wand.

Er keilte sich fest und hielt der Strömung stand, wieder völlig eingetaucht im Wasser. Das Seil war schlaff. Er hatte also noch genügend Spiel, fragte sich aber, ob Albert ihn auch durch den Knick und gegen die stärkere Strömung würde zurückziehen können. Wenn er sich weitertreiben ließ, ging er ein großes Risiko ein, aber dazu war er bereit. Er schaltete die Taschenlampe aus, um

feststellen zu können, ob das schwache Glimmen noch zu erkennen war.

Es war nicht nur ein Glimmen, sondern fast so, als strahlte er mit der Taschenlampe in einen nahen Spiegel. Ein kräftiger Lichtstrahl traf auf sein Gesicht, dahinter leuchtete ein anderer auf. Und plötzlich war er nicht mehr allein. Taucher mit Brillen und Masken kamen ihm entgegen. Sie hangelten sich, wie es schien, an Stangen entlang, die von einer Felswand zur anderen reichten. Eine Hand kam auf ihn zu und zeigte mit dem Daumen nach oben.

Gleich darauf wurde ihm eine Schiefertafel vor die Augen gehalten. Im Licht einer Taschenlampe las er die Worte »Wir holen Sie raus«.

Er schüttelte den Kopf und deutete auf das Seil, das er hinter sich herzog.

Eine Hand wischte die Tafel blank und schrieb: »Okay. Führen Sie uns zurück.«

Bruno nickte und zog dreimal am Seil. Es straffte sich sofort und zerrte ihn zurück. Bruno half mit Schwimmbewegungen nach, um Albert, der am anderen Ende zog, zu entlasten. Von hinten schoben ihn Hände voran. Er schaute zurück und bemerkte, dass in den glatten Felswänden tatsächlich Metallstäbe steckten, die für festen Halt sorgten.

Bald war er wieder zurück in dem Kessel, in den sich von oben der Sturzbach ergoss. Er sah, wie Albert, das Gesicht rot vor Anstrengung, das Seil mit aller Kraft Stück für Stück einholte und es sich in Schlingen um die Taille legte, und riss die Augen weit auf, als zwischen plötzlich aufflammenden Lichtstrahlen zuerst eine, dann zwei, dann drei Hände erschienen und ihn auf den Felsabsatz hievten. Sobald er Boden unter den Füßen spürte, nahm er die Maske ab, umarmte Albert voller Dankbarkeit und half dem ersten Taucher auf den Festims.

»Ich bin Miko Moreau aus Les Eyzies«, sagte der Fremde. »Wir sind vom Höhlenrettungsteam und froh, Sie gefunden zu haben. Wo sind die anderen? Wo der Patient? Wir haben einen Arzt bei uns.«

»Schön, Sie zu sehen, und vielen Dank«, sagte Bruno, der seine vom Sauerstoff ganz hohe, piepsige Stimme kaum wiedererkannte. Er schlotterte vor Kälte, doch das Adrenalin ließ es ihn nicht spüren. »Den anderen geht's gut, und um den Patienten kümmert sich ein Sanitäter der *Gendarmes Mobiles*. Sie sind oben in der Höhle über dem Wasserfall.«

»Gut, dass Sie uns entgegengekommen sind. Sonst hätten wir Sie womöglich nicht gefunden«, sagte Moreau. »Das ist Fernand, unser Teamchef, und das unser Arzt, Pierre.«

»Was sind das für Streben, an denen Sie sich festgehalten haben?«, fragte Bruno.

»Teleskopstöcke mit Sprungfedern, die sich zwischen den Felsen verkeilen lassen. Wie hoch ist der Wasserfall?«

»Zwölf Meter.« Bruno sah hinauf und entdeckte Jean-Jacques' von den Taschenlampen angestrahltes Gesicht.

»Okay, wir haben eine ausziehbare Leiter«, sagte Miko. »Sie hängt an dem Seil, das ich hier ums Fußgelenk gewickelt habe. Übrigens, Sie waren schon fast in der Grotte, als wir auf Sie gestoßen sind. Da erwartet Sie ein größeres Empfangskomitee. Wir haben ein Seil durch den Wasserlauf gespannt. Der Weg zurück dürfte jetzt nicht mehr schwer sein.«

»Ist bei der Explosion jemand zu Schaden gekommen? Und wie geht es dem Mädchen?«, wollte Bruno wissen.

»Ein Hauptmann der Miliz hat eine Gehirnerschütterung und einer seiner Männer einen Beinbruch. Aber sonst ist niemandem etwas passiert. Das Mädchen müsste schon im Krankenhaus sein.«

»Schauen Sie mal her«, sagte der Arzt und bewegte einen Finger vor Brunos Augen hin und her, während er ihm mit der anderen Hand den Puls fühlte. »Sie müssen ins warme Bett und sich

ausruhen. Und morgen sollten Sie sich von Ihrem Arzt untersuchen lassen.«

Wenig später waren Miko und der Arzt über die Leiter nach oben geklettert. Fernand hatte Albert eine Atemmaske angelegt und brachte ihn durch den Kanal zur Höhle. Dann kam Jules an die Reihe.

»Jetzt sind Sie dran«, sagte Fernand zu Bruno, als er zum zweiten Mal zurückgekehrt war.

Bruno schüttelte den Kopf. »Wir haben da einen älteren, leicht übergewichtigen *Commissaire* der Polizei. Ich will, dass er zuerst in Sicherheit gebracht wird, und dann brauchen Sie wahrscheinlich meine Hilfe an der Trage.«

Es dauerte noch fast eine Stunde, bis auch Bruno im See der hell ausgeleuchteten Grotte auftauchte. Ein Kamerateam vom Fernsehen hatte Scheinwerfer aufgestellt, und Philippe Delaron hatte seine Blitzlichtkamera dabei. Alle hießen ihn aufs herzlichste willkommen. Der Baron umarmte ihn trotz seiner nassen Kleidung stürmisch, und Pater Sentout strahlte übers ganze Gesicht, und der Bürgermeister mit Balzac im Arm ebenfalls. Der Baron reichte Bruno einen der Steingutbecher aus der Höhle, bis zum Rand mit Cognac gefüllt. Bruno nahm einen tiefen Schluck, und als der Baron ihm ein riesiges Handtuch reichte, zog er schnell seine Sachen aus und ließ sich von ihm vor ein Heizgebläse führen, das auf die Schnelle herbeigeschafft worden war. Albert und Jean-Jacques standen bereits davor und schienen nicht mehr weichen zu wollen. Der warme Luftstrom ließ ihre Handtücher flattern. Auch Sergeant Jules, der neben den beiden auf dem Boden saß, genoss die Wärme und war sichtlich froh, seine Frau bei sich zu haben.

»Mann, was habe ich um dich gezittert!«, sagte der Baron und reichte Bruno Unterwäsche, ein T-Shirt und einen Trainingsanzug. Bruno grinste, froh über das warme Handtuch, den Heizlüfter und den Cognac, der ihn von innen wärmte. Auch der Baron war beim Militär gewesen und kannte das ungeschriebene Gesetz. Bruno wusste, dass der Streit, den sie gehabt hatten, vergessen war.

»Ich habe nie daran gezweifelt, dass Sie es schaffen«, sagte der Bürgermeister. »Auch nicht, als man uns sagte, dass es Wochen dauern würde, bis der Schacht freigeräumt ist.«

Weitere Mitglieder des Rettungsteams, alle in Neoprenanzügen, sprangen ins Wasser, um den Kollegen zu helfen, die den Grafen auf der Trage brachten. Sie verdrängten Bruno und die anderen vom Heizgebläse, um die Trage davor abzustellen. Der Arzt kümmerte sich um den Verletzten und legte ihm eine weitere Infusion an.

»Er lebt noch, ich kann aber nicht garantieren, dass er durchkommt. Ist der Hubschrauber startklar?«, fragte er und pellte sich aus seinem Taucheranzug. Jemand vom Rettungsteam bestätigte, dass die Maschine sofort abheben könne.

»Also los. Wir packen ihn jetzt in die warmen Handtücher und schaffen ihn nach draußen.« Sekunden später waren sie verschwunden. Bruno, Jean-Jacques und Albert rückten wieder vor das Gebläse. Jeder von ihnen hielt einen gefüllten Steinbecher in der Hand.

»Es wird eine Untersuchung geben«, sagte Jean-Jacques. »Ein Toter, ein Schwerverletzter. Sie kennen das Prozedere. Reine Formsache, aber die brauchen bis Freitag eine schriftliche Erklärung von uns allen.«

»Dann müssen aber auch diejenigen, die die Untersuchung durchführen, nach meiner Pistole und den Waffen der Mistkerle suchen, die uns umbringen wollten«, entgegnete Bruno. »Ich werde jedenfalls so bald nicht mehr durch den Kanal schwimmen. Bis auf diese Waffen, fürchte ich, gibt es kaum Beweismittel.«

»Dann wird die Untersuchung eben aufgeschoben, bis sie geborgen werden können«, erwiderte Jean-Jacques nachdenklich. »Und uns wird man wohl so lange beurlauben.«

»Mit dem neuen Staatsanwalt scheint man aber doch reden zu können.«

»Wenn nicht, wird wahrscheinlich meine Frau zuerst ihn und dann mich erschießen«, sagte Jean-Jacques in dem gespielt besorgten Ton, in dem er immer seine ironischen Bemerkungen anbrachte.

Bruno schaute sich in der Grotte um. Sie hatte kaum Schaden genommen. Nur die drei großen Stalagmiten vor dem Tunneleingang waren umgestürzt, einer in das mit Steinbechern gefüllte Regal, direkt neben der Leiche von Foucher, der nach dem tödlichen Schuss des Gendarmen sofort dort zusammengebrochen war. Ein anderer hatte zwei Tretboote, die am Ufer lagen, unter sich begraben, und vom dritten war nur ein Stumpf übriggeblieben, der Bruno wie ein phallischer Wächter am Tor der geheimnisvollen Unterwelt vorkam, die er gerne genauer auskundschaften wollte. Er nahm sich vor, sich bei Miko um eine Mitgliedschaft in dessen Verein zu bewerben. Jetzt aber wollte er nur noch nach Hause, die Hühner füttern, sein Pferd ausreiten und mit dem Hund spazieren gehen. Dann würde er einen Teller Suppe essen und sich ins Bett legen, vierundzwanzig Stunden lang. Er streifte das Handtuch ab und zog die Sachen an, die ihm der Baron gebracht hatte. Wie auf ein Signal hin kam der Bürgermeister und führte ihn vor eine der Fernsehkameras, wo man ihn bat, das dramatische Geschehen in der Höhle kurz zusammenzufassen.

»Nach Hause?«, fragte der Baron, der plötzlich neben ihm auftauchte. Er trug Balzac in der Armbeuge und übergab ihn jetzt seinem Herrchen. »Wenn du Hunger hast, spendiere ich dir ein Abendessen. Aber mir scheint, du willst jetzt lieber schlafen. Allerdings fürchte ich, dass du draußen noch einiges über dich ergehen lassen musst.«

»Nach Hause«, antwortete Bruno und genoss Balzacs rauhe Zunge an seinem Ohr. Als er ins Freie trat, wunderte er sich am meisten darüber, dass es noch hell war. Die Wolken, die blauen Flecken am Himmel und das Sonnenlicht wirkten nach den Stunden unter Tage unglaublich frisch. Er blickte in lauter strahlende Gesichter. Seine Freunde und Nachbarn jubelten ihm zu, und auf dem Weg zum Auto des Barons musste er zahllose Hände schütteln und Wangenküsse verteilen. Als er an Florence vorbeikam, ging er in die Hocke und gab ihren Zwillingen einen Kuss, dann auch der Mutter, die ihn für den nächsten Abend zum Essen einlud.

Er wollte gerade in den alten Citroën DS des Barons einsteigen, als er seinen Namen rufen hörte. Es war Ahmed, der durch die Menge auf ihn zugelaufen kam.

»Wir hatten einen Notruf. Es scheint um dein Haus zu gehen«, flüsterte er Bruno keuchend ins Ohr. »Vielleicht ist es besser, du hältst dich eine Weile fern, bis wir endgültig Bescheid wissen. Ein Löschzug ist schon unterwegs.«

»Soll das heißen, bei mir brennt's? Mein Haus steht in Flammen?« Als er die Antwort in Ahmeds Augen las, stieß er ihn beiseite, sprang in den Wagen und rief dem Baron zu, Gas zu geben. Er fragte sich, wie und was nur geschehen sein mochte, ahnte es aber bereits. Er hielt Balzac fest im Arm, hörte eine Sirene aufheulen und sah im Außenspiegel, dass Ahmed mit dem kleinen Einsatzleitwagen folgte. Er schaute wieder nach vorn, dachte an sein Haus, das er mit seinen eigenen Händen gebaut hatte, an die Enten und Hühner und den Garten, den er angelegt hatte, an den Wein im Keller und seine kleine Bibliothek.

Vor seinem Haus standen zwei Spritzenwagen, aber nur noch ein Schlauch war auf das Dach gerichtet. Die Fensterrahmen des Wohnzimmers und der Küche waren rußgeschwärzt, die Eingangstür war aufgebrochen. Der Anbau mit den Schlafzimmern und die Scheune schienen verschont geblieben zu sein und das Gehege der Enten und Hühner ebenfalls.

»Es hätte sehr viel schlimmer kommen können. Wir waren früh genug zur Stelle. Ein Glück, dass jemand von der Straße aus Rauch hat aufsteigen sehen und uns alarmiert hat«, sagte Ahmed,

der sich neben ihn gestellt hatte. Auf der anderen Seite stand Raymond, der das Team des zweiten Spritzenwagens anführte. »In der Küche sind nur die Vorhänge verbrannt. Am schlimmsten sieht's im Wohnzimmer aus.«

»Was ist passiert?«, fragte Bruno.

»Auf dem Boden liegen Glasscherben, die nicht nur vom Fenster stammen«, antwortete Raymond. »Jemand hat einen Molotowcocktail ins Haus geworfen. Die Flaschenreste wurden sichergestellt.«

»Um Himmels willen«, sagte der Baron. »Welcher Vollidiot macht denn so was?«

»Die Küche haben sie auch in Flammen zu setzen versucht, aber offenbar nur den Fensterrahmen getroffen«, erklärte Raymond.

Er führte Bruno ums Haus herum zu seinem alten Range Rover und zeigte auf den abgeschraubten Tankdeckel. »Es scheint, sie haben nicht nur Ihr Benzin abgezapft, sondern sich auch noch an Ihren Flaschen bedient«, meinte Raymond mit Blick auf den Trockenbaum, an dem Bruno seine leeren Weinflaschen aufbewahrte, bis er sie wieder aus dem Fass füllte, das er sich einmal im Jahr kaufte und mit dem Baron teilte.

»Ich glaube nicht an ›sie‹ in der Mehrzahl«, sagte Bruno. »Es war *eine* Sie. Und ich glaube, sie hat noch was anderes vor.« Er wandte sich an den Baron. »Fahr mich so schnell wie möglich zu Pamelas Anwesen. Ich fürchte, sie hat es auch noch auf mein Pferd abgesehen.«

Der Citroën DS war einmal so schnell und so robust gewesen, dass dank seiner, wie der Baron immer wieder gern erzählte, Charles de Gaulle zwei Attentatsversuchen entronnen war. Aber inzwischen war der Wagen fünfzig Jahre alt, und die legendäre hydropneumatische Federung ächzte, als der Baron die Zufahrt zu Brunos Haus hinunterfuhr, mit achtzig Sachen über die Landstraße zur Stadt rauschte und weiter beschleunigte. Mit hundert raste er an der Gendarmerie vorbei und bremste nur vor dem Kreisverkehr kurz ab. Auf der alten Steinbrücke nahm er wieder Fahrt auf und nötigte andere Verkehrsteilnehmer mit der Hupe, zur Seite auszuweichen.

Als sie die lange, ansteigende Stichstraße erreichten, die zu Pamelas Anwesen führte, suchte Bruno den Horizont ab, sah aber nirgends Rauch aufsteigen, wie er befürchtet hatte. Sie waren so schnell unterwegs, dass der Wagen hinter der Kuppe kurz abhob. Das alte Gehöft war jetzt zu sehen, aber es schien niemand da zu sein, weder am Haupthaus noch vor den Nebengebäuden.

Bruno ließ den Blick schweifen. Aus dem Waldstück unterhalb des Hügelgrates sah er plötzlich in vollem Galopp einen Schimmel auftauchen, hoch im Sattel aufgerichtet die Reiterin, die in einer Hand etwas hielt, das in der Sonne glänzte.

»Da ist sie«, sagte Bruno.

»Putain, das wird knapp«, schnaubte der Baron. Aus der Kühlerhaube dampfte es, und auf dem Armaturenbrett blinkten rote Lichter. Der Baron achtete nicht darauf. »Wenn ich ›jetzt‹ sage, ziehst du so fest wie möglich die Handbremse an.«

Pferd und Reiterin hatten die Koppel erreicht, die an den Stall angrenzte. Mit vollem Tempo hielt der Baron auf die Bodenwelle zu, hinter der die Kiesauffahrt begann. Im Torbogen streifte der hintere Kotflügel laut kreischend einen der Steinpfosten. Bruno ahnte jetzt, was sein Freund vorhatte. Er löste beide Sicherheitsgurte, steckte Balzac in sein Hemd und knöpfte es zu.

Die weiße Stute hatte den Hof erreicht und wurde langsamer. Die Reiterin ließ die Zügel fallen und hielt ein Feuerzeug unter einen Lappen, der in einer Flasche steckte.

»Jetzt!«, rief der Baron und trat auf die Bremse. Bruno riss die Handbremse hoch. Gleichzeitig drückte der Baron ein letztes Mal aufs Gas, worauf der Wagen zur Seite ausbrach und quer zur Laufrichtung des Pferdes zu stehen kam. Scheuend bäumte es sich auf der Hinterhand auf. Bruno

sah, dass der Lappen an der Flasche Feuer gefangen hatte. Mit wütendem Gebrüll schleuderte Eugénie sie auf den Wagen, der ihr den Weg zu Hectors Stall verstellte.

Bruno stieß die Wagentür auf und packte den Baron am Arm. Dankbar dafür, dass der Citroën eine durchgehende Vorderbank hatte, stemmte er den Fuß gegen die Lenksäule und zog seinen Freund aus dem Wagen. Sie stürzten und schürften sich an dem scharfkantigen Kies die Haut auf, als die Flasche die Windschutzscheibe durchbrach und explodierte. Unmittelbar darauf hörte Bruno gellende Schreie. Ob von Mensch oder Tier, war nicht zu erkennen.

Vielleicht schrien ja auch beide, umhüllt von dem Feuerball, der aus dem Wagen platzte. Eine zweite Explosionswelle ließ die weiße Mähne und Eugénies dunkle Haare lichterloh aufflammen, als Pferd und Reiterin auf das brennende Wrack stürzten.

## Epilog

Welche Ironie des Schicksals, dachte Bruno, als die winzige Glocke zu bimmeln begann. Nun würde Athénaïs ausgerechnet neben der Familienkapelle des Roten Châteaus beigesetzt werden, in der die schwarze Messe, das Vorspiel zu ihrem Tod, stattgefunden hatte. Noch ironischer war, dass ihr Cousin, der Graf, gleich neben ihr begraben werden sollte. Immerhin hatte sich zu Athénaïs' Beisetzung eine beträchtliche Anzahl von Trauergästen eingefunden, angeführt von ihrer Großmutter im Rollstuhl und ihrer jungen Tochter aus Amerika, Marie-Françoise. Die Rote Komtesse wirkte überaus gebrechlich, aber ihr Blick war klar. Sie hielt ihre Enkelin Marie-Françoise an der Hand und blickte unverwandt auf Pater Sentout, der ihrem Wunsch gemäß den Abschiedssegens auf Latein sprach.

Auf der Bank neben ihr saß gekrümmt ihre Schwester Héloïse und murmelte vor sich hin. Ab und an warf sie einen giftigen Blick zu Bruno und Jean-Jacques hinüber, denen der Staatsanwalt nun auch offiziell bescheinigt hatte, dass ihnen keinerlei Vorwürfe zu machen waren. Die kriminaltechnische Untersuchung hatte ergeben, dass der Graf von Brunos Waffe am Knie getroffen worden war; den tödlichen Schuss in die Brust hatte ihm Jean-Jacques versetzt. Laut Marie-Françoise' Zeugenaussage hatte der Graf das Feuer eröffnet, nachdem er von Bruno unmissverständlich dazu aufgefordert worden war, seine Waffe fallen zu lassen. Geholfen hatte auch der Bericht des Gendarmerie-Sanitäters, demzufolge Bruno darauf gedrängt hatte, den verletzten Grafen über den unterirdischen Wasserlauf möglichst schnell nach draußen zu schaffen.

Für Bruno war es die zweite Trauerfeier in nur drei Tagen. Er hatte auch an der für Louis Junot im Krematorium von Périgueux teilgenommen, zusammen mit dessen Witwe und Francette, die er dorthin chauffiert hatte. In letzter Minute war auch noch der weiße Jaguar auf dem Kiesweg vorgefahren und Béatrice in einem schicken schwarzen Kleid daraus ausgestiegen. Sie hatte Francette eine kühle Kusshand zugeworfen, sich während der kurzen Andacht abseits gehalten und dann wieder das Weite gesucht, ehe Bruno ein Wort mit ihr wechseln konnte.

Da der Graf, Foucher und Eugénie tot waren und zur Aufklärung der beiden Tötungsdelikte nicht mehr beitragen konnten, hatte nur noch Béatrice Licht in das Dunkel von Junots und Athénaïs' Tod bringen können. Zu ihrer Vernehmung war sie in Begleitung eines Pariser Strafverteidigers erschienen, der seiner Mandantin offenbar nicht nur juristisch zur Seite stand, was Bruno nicht weiter verwunderte. Béatrice gab zu, zusammen mit Athénaïs, Francette und Eugénie an der ersten schwarzen Messe in der Höhle teilgenommen zu haben. Sie sei als ein frivoles Abenteuer inszeniert worden, beteuerte sie, ein Sexspielchen, wie sie es von früher her aus Paris kannte. Foucher habe die Rolle des Priesters übernommen. Abouard, der Libanese, der Graf und zwei Geschäftsfreunde des Grafen hatten mitgespielt.

Von der zweiten schwarzen Messe in der Familienkapelle am Roten Château, bei der Athénaïs ums Leben gekommen war, wollte Béatrice nichts gewusst haben. Immerhin ließ sie durchblicken, dass Athénaïs von ihrer Ahnin, der königlichen Mätresse, geradezu besessen gewesen war, ebenso wie von dem Grafen. Bruno fragte, ob sie bestätigen könne, dass Athénaïs wirklich geglaubt habe, mit einem Liebeselixier und einer schwarzen Messe die Gunst des Grafen gewinnen zu können, wie dies auch schon ihre Ahnin im Hinblick auf den Sonnenkönig versucht hatte.

»Absolut«, antwortete Béatrice. »Sie sprach von nichts anderem mehr – was Eugénie in Rage brachte, weil sie den Grafen ja für sich haben wollte.«

»So sehr in Rage, dass sie Athénaïs am liebsten tot gesehen hätte?«, fragte der *Procureur*. Béatrice nickte entschieden und erklärte beharrlich, zum Zeitpunkt von Athénaïs' Tod nicht

anwesend gewesen zu sein. Allerdings habe sie mitbekommen, dass im Roten Château Panik ausgebrochen sei. Kurze Zeit später habe sie unten, vom toten Seitenarm des Flusses her, Rauch aufsteigen sehen, dann einen brennenden Kahn, der in den Fluss hinaus und von der Strömung weitergetrieben worden sei. Sie habe sich gescheut, dem Grafen oder Foucher Fragen zu stellen. Erst als am nächsten Tag die Zeitung von der mysteriösen Toten im Kahn berichtet habe, sei ihr klar geworden, dass es sich um Athénaïs gehandelt haben musste.

»Der Graf wollte ihren Tod, brauchte aber auch ihre Leiche«, sagte der Staatsanwalt. »Ohne sie hätte er nichts geerbt.«

»Der Graf war nicht zugegen. Er hat die Nacht mit mir verbracht. Foucher rief ihn an, in heller Aufregung. Wir sprangen aus dem Bett, schauten zum Fenster hinaus und sahen das Feuer. Er ist sofort losgefahren, musste aber den Umweg über die Brücke nehmen. Ich habe mich angezogen und bin zum Ufer gelaufen. Der Kahn trieb gerade vorbei. Zu dem Zeitpunkt muss der Graf noch unterwegs gewesen sein. Als ich ihn am Morgen sah, war er außer sich vor Wut.«

Bruno war sich im klaren darüber, dass die volle Wahrheit wahrscheinlich nie ans Licht gelangen würde. Allem Anschein nach hatte Eugénie Athénaïs getötet und mit Foucher ihre Leiche in den Kahn geschafft. Die Frage, ob Foucher den Kahn hatte versenken oder tatsächlich bergen wollen, als er auf die Brücke von Saint-Denis zugetrieben war, blieb unbeantwortet.

»Sie müssen bedenken, Athénaïs, Foucher und Eugénie hatten jede Menge Koks geschnupft«, sagte Béatrice.

»Das ist reine Spekulation«, hatte ihr Anwalt zum Schluss der Vernehmung gesagt. Der Staatsanwalt ließ sich noch Zeit mit der Entscheidung darüber, ob er Anklage wegen Unterschlagung von Beweismitteln und Strafvereitelung gegen sie erheben sollte oder nicht.

Wie bei Junots Trauerfeier trug Béatrice ein schwarzes Seidenkleid samt Schleier. Sie stand dicht neben dem Baron, und hätte der nicht den gebrochenen Arm in einer Schlinge gehabt, hätte sie sich wohl bei ihm untergehakt, vermutete Bruno. Die beiden waren allerdings nicht gemeinsam gekommen. Bruno wusste, dass Béatrice dem Baron vorgeschlagen hatte, der Roten Komtesse die *auberge* in Saint-Philippon abzukaufen. Die Rüstungslobby aber würde dort keine lukrativen Treffen mehr veranstalten wollen; darüber waren sich der Baron und Bruno im klaren. Vielleicht würde ein erfahrener Hotelier für Aufschwung sorgen können, nachdem sich die Wogen wieder geglättet hätten.

Béatrice war offenbar nicht kleinzu kriegen. Falls es ihr nicht gelingen sollte, den Baron für sich zu gewinnen, würde sie jemand anderen finden. Ihr war anscheinend der weiße Jaguar zugesprochen worden, und ihr Anwalt forderte bereits für sie einen Anteil an der *auberge*. Sie hatte auch schon mit dem Baron über eine Wiederaufnahme des Feriendorfprojektes gesprochen, doch ohne den Grafen und dessen Fähigkeit, Geld lockerzumachen, schien dieses Projekt endgültig gestorben zu sein. Geblieben waren nur Vexins Schulden, seine Scheinfirmen und ein profitables Konsortium von Rüstungsunternehmen, über die Politiker und Geschäftsleute in Paris entscheiden würden. Das Waffengeschäft mit dem Libanon war jedenfalls geplatzt und Richard Abouard dank seiner diplomatischen Immunität nach Beirut zurückgekehrt. Nach Isabellas Recherchen hatte er eine dicke Provision für den Vertragsabschluss mit dem Grafen eingestrichen.

Um den Verkauf der *auberge* würde sich die rote Komtesse beziehungsweise deren Urenkelin Marie-Françoise kümmern müssen, die sich gleichsam über Nacht von einem kalifornischen Teenager zur Stammhalterin einer der ältesten Familien Frankreichs und Erbin eines Schlosses gemausert hatte. Ihre Prellungen im Gesicht waren inzwischen abgeschwollen. Und sie hatte mit Fabiola Freundschaft geschlossen, die ihre Urgroßmutter aus dem drogeninduzierten

Dämmerzustand herausgeholt hatte und sich seitdem um sie kümmerte. Darüber hinaus hatte Fabiola die junge Frau für einen Französisch-Intensivkurs angemeldet und war mit ihr nach Bordeaux gefahren, wo sie ihren Studienwechsel an die dortige Universität einleitete und dank Fabiolas Vermittlung bei dem besten Zahnarzt der Stadt einen vorgezogenen Termin bekam. Er sollte die Schäden im Gebiss beheben, die Foucher ihr mit dem Knauf seiner Pistole zugefügt hatte.

Als sich zufällig herausstellte, dass Marie-Françoise eine begeisterte Reiterin war, lud Fabiola sie ein, an den allabendlichen Ausritten teilzunehmen. Beim ersten Wiedersehen mit Bruno reagierte sie verschämt, offenbar in Erinnerung daran, dass er sie in der Höhle ausgezogen, mit dem Handtuch abgetrocknet und dann in Sergeant Jules' viel zu große Uniform gesteckt hatte. Balzac aber half ihr über die Verlegenheit hinweg, und Bruno sah sie zum ersten Mal herhaft lachen, als er den Welpen in das große Feldstecheretui setzte, bevor er in Hectors Sattel stieg. Auch Bruno war wieder guter Dinge, weil an seinem Haus nach dem Brandanschlag schon gearbeitet wurde und die Versicherung – vom Bürgermeister dazu angehalten – zugesagt hatte, den Schaden in Rekordzeit zu regulieren.

Bruno fragte sich, welche Rolle Marie-Françoise' Vater in der Erbschaftsangelegenheit spielen würde. Er stand hinter seiner Tochter, als der Sarg mit seiner Frau, von der er sich entfremdet hatte, ins Grab gesenkt wurde. Er schien ein paar Jahre älter als Bruno zu sein, machte einen sympathischen Eindruck und hatte sich offenbar mit Gilles angefreundet, mit dem er englisch reden konnte. Bruno wusste von Gilles, dass der Amerikaner ein mäßig erfolgreicher Drehbuchautor war und an Athénaïs' Idee schon Interesse gezeigt hatte, einen Film über ihre Ahnin, die königliche Mätresse, zu drehen. Bruno konnte sich nicht vorstellen, dass Marie-Françoise ihre Mutter so in Erinnerung behalten wollte.

»*Requiem æternam dona eis, Domine; et lux perpetua luceat eis. Requiescant in pace*«, intonierte Pater Sentout und schlug über beide Särge das Kreuzzeichen. Während der von Athénaïs unter Kränzen verschwand, lagen auf dem des Grafen nur zwei: einer von seiner Großmutter, der andere von Béatrice. »Amen.«

Marie-Françoise rollte ihre Urgroßmutter an den Rand des Grabs ihrer Enkelin und reichte ihr eine kleine Schaufel voll Erde, die die Alte auf den Sarg warf. Dann schob die junge Frau sie mit dem Rollstuhl weiter, vorbei an dem zweiten Loch im Boden, das sie beide ignorierten. Nur Héloïse blieb trauernd davor zurück. Pamela drückte Brunos heilen Arm – der andere war nach dem Sturz in den Kies vor ihrem Stall bandagiert – und reihte sich mit ihm in die Schlange der Trauergäste ein, die dem Rollstuhl in den Hof des Roten Châteaus folgte.

»Es scheint, du gerätst erst recht in Schwierigkeiten, wenn ich nicht zur Stelle bin und auf dich aufpassen kann«, sagte Pamela.

»Ein Grund mehr für dich, hierzubleiben.«

## Anmerkungen des Autors

Die in diesem Buch geschilderten Begebenheiten, Personen und Orte sind frei erfunden. Die Teufelshöhle gibt es nicht, obwohl manche Leser vielleicht einige Merkmale des Gouffre de Proumeyssac oder des Gouffre de Padirac wiedererkennen werden, jener beiden phantastischen Höhlen im Südwesten Frankreichs. Die freundliche Leitung meiner Filiale von Crédit Agricole würde ihre Angestellten niemals dermaßen herunterputzen und die Bürgermeister der Städte des Périgord sie nie dazu auffordern, wie es in meinem Roman der Fall ist. Der Gedanke, dass sich Manager der französischen Verteidigungsindustrie oder Hedgefonds-Finanziers für ihre Geschäfte käufliche Frauen zu Diensten machen würden, ist so lächerlich wie abwegig. Und auch die Journalisten der ausgezeichneten Regionalzeitung *Sud-Ouest* würden sich nie so verhalten wie Philippe Delaron in diesem Roman. Ich fürchte, meine Phantasie ist mit mir durchgegangen.

Tatsache hingegen ist, dass Madame de Montespan 1666 an einer schwarzen Messe teilnahm, um die Gunst des Sonnenkönigs zu erringen. Vor der *Chambre ardente*, einem außerordentlichen Inquisitionstribunal, sagten Augenzeugen gegen sie aus. Protokolle der Verhandlung werden von den *Archives de la Bastille* aufbewahrt. Der König verfügte wenig später, das Gericht aufzulösen. Laut Auskunft von Gabriel Nicolas de la Reynie, dem damaligen *lieutenant général* der Pariser Polizei, kam die königliche Mätresse nur wegen der »Ungeheuerlichkeit der Anklage« ungeschoren davon. Die Exorzismusformeln sind dem Ritual von 1614 entlehnt, und tatsächlich hat Papst Paul vi. 1972 wortwörtlich erklärt, »durch irgendeinen Spalt [ist] der Odem des Satans in den Tempel Gottes eingedrungen«. Ansonsten ist der Gottesdienst in der Höhle meine Erfahrung.

Der Roman ist zwei lieben Freunden gewidmet, die mich und meine Familie ins Périgord gelockt haben und sich seitdem rührend um uns kümmern. Ihre Gastfreundschaft ist charakteristisch für das Périgord, dessen Traditionen und Küche, Bewohner und Landschaft die wahren Helden der *Bruno-Romane* sind. Ich kann nur hoffen, dass meine Familie auch nach der Veröffentlichung der französischen Übersetzung meiner *Bruno-Romane* weiterhin in Frankreich willkommen ist.

Wie immer schulde ich meiner Frau Julia Watson besonderen Dank. Sie überprüft alle meine fiktiven Gerichte und Rezepte. Leser ihrer Artikel im Gourmet-Magazin und ihres Blogs eatwashington.com werden ihre Kennerschaft wiedererkennen. Unsere älteste Tochter Kate pflegt mit Verve und großer Hingabe die Website brunochiefofpolice.com. Ihre jüngere Schwester Fanny, bei sich zu Hause in Schottland eine angesehene Lyrikerin, übt konstruktive Kritik an meinen ersten Entwürfen. Unsere Bassets – Bothwell, um den wir immer noch trauern, und sein Nachfolger Benson – haben das Unternehmen Bruno von Anfang an begleitet. Bedanken möchte ich mich letztlich auch bei Jane und Caroline Wood in Großbritannien, Jonathan Siegel in New York und meiner deutschsprachigen Familie im Diogenes Verlag für ihr großartiges Lektorat. Ich hatte gerade das vorliegende Buch fertiggestellt, als zu meinem großen Bedauern Daniel Keel, der legendäre Gründer von Diogenes, verstarb. Er, eine der großen literarischen Gestalten Europas, war auch ein Fan guter Krimis. Ich werde ihm immer dankbar sein für seine Freundlichkeit mir gegenüber und dafür, dass er sich schon früh für die *Bruno*-Reihe eingesetzt hat. Über die ungezählten Bücher und Autoren, Leser und Freunde, die Daniel Keel zurücklässt, kommt er der Unsterblichkeit so nahe, wie es einem Menschen überhaupt nur möglich ist.



Foto: © Bastian Schweitzer/Diogenes Verlag

MARTIN WALKER, geboren 1947, ist gebürtiger Schotte und nicht nur Schriftsteller, sondern auch Historiker und politischer Journalist. Er lebt in Washington und im Périgord und studierte Geschichte in Oxford sowie internationale Beziehungen und Wirtschaft in Harvard. Danach war er 25 Jahre lang Journalist bei der britischen Tageszeitung *The Guardian*. Heute ist er Vorsitzender eines privaten Think-Tanks für Topmanager mit Sitz in Washington. Martin Walker verfasste zahlreiche Sachbücher, u. a. über Gorbatschow und Clinton sowie das neue Amerika. Seine Bruno-Romane erscheinen gleichzeitig in zehn Sprachen und neu auch auf Französisch.

Mehr Informationen erhalten Sie auf  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)